



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

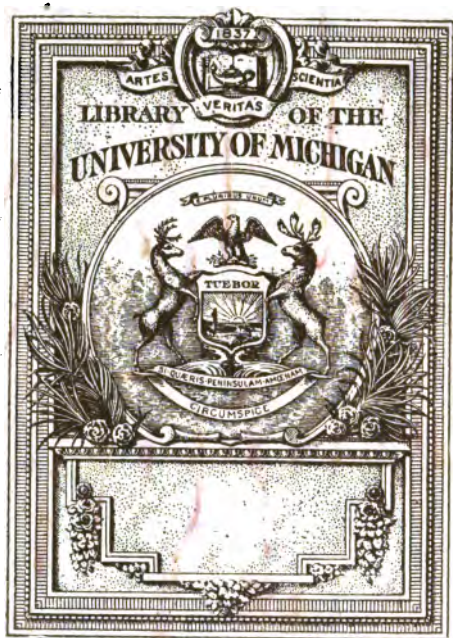
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



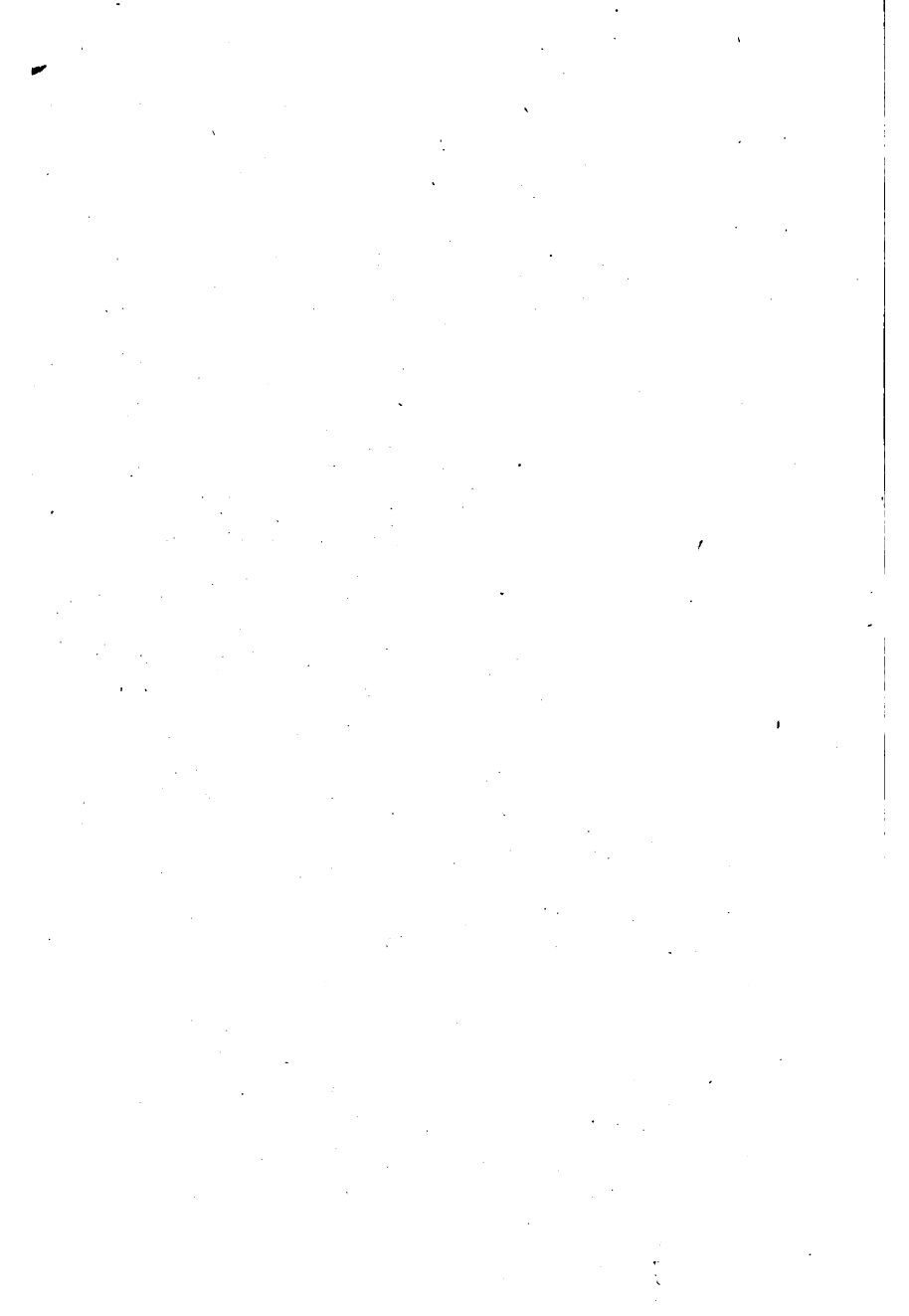




X 207

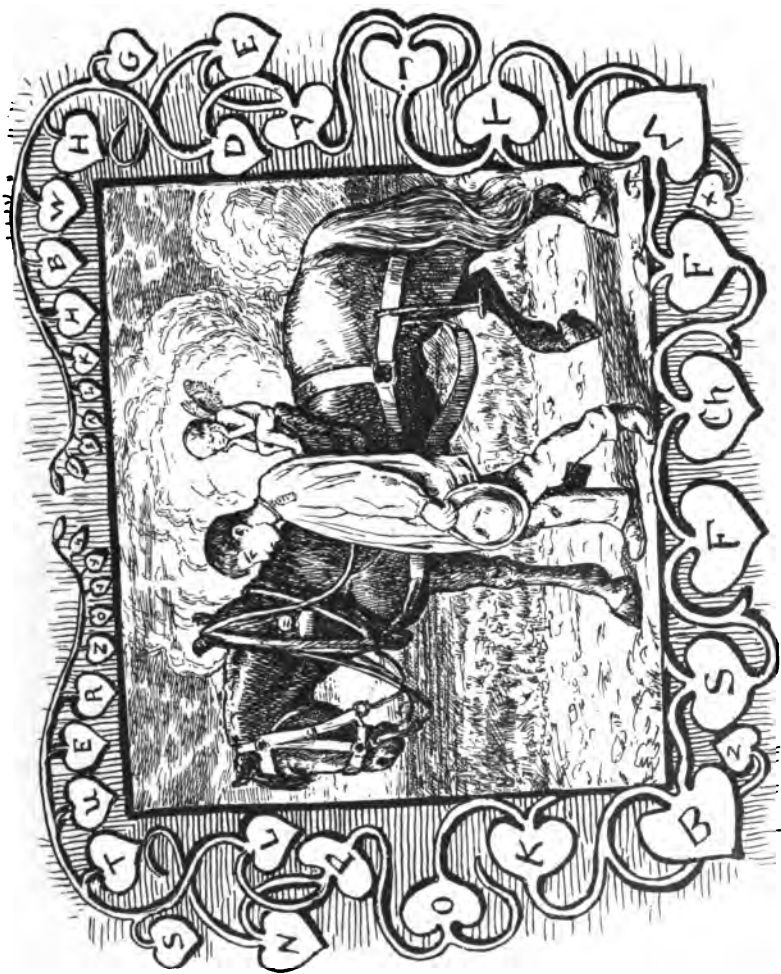
838  
S. 83922

Hans Sterneder  
Der Bauernstudent









# Der Bauernstudent

Roman

von

Hans Sterneder

Titelbild von Hans Thoma



Sechstes bis achttes Tausend

.....  
L. Staackmann / Verlag / Leipzig

1921

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten  
Für Amerika Copyright 1921 by L. Staackmann, Leipzig

Stammdruck der Spamer'schen Buchdruckerei in Leipzig

## I.

Heulend tollten die Winde über das kleine Dorf. Es waren stürmische März tage. Schon über eine Woche kam der Föhn lärmend und polternd von Süden über die hohen Berge. Seit Abend war der Sturm umgesprungen und brüllte und schrie nun von Norden über die Ebene her.

Bellend sprang er durch die sternhelle Nacht, um die Häuser und Gehöfte herum, auf die Dächer hinauf, ritt eine Weile auf dem First, sich dann wieder in die Straßen stürzend, um mit scharfen Pfoten den Sand aufzuscharren und hoch in die Luft zu schleudern.

Dann wieder verkroch er sich tückisch, lauerte mit glänzigen Augen und kam mit einer Wut angesprungen, so heftig, so unerwartet, daß es schien, als risse er alles nieder.

Das war ein Heulen und Bellen, ein Pfeifen und Knarren und Quielen und Poltern und Kreischen, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Kaum hatte man den Mund gedffnet, riß es einem schon der rasende Sturm aus den Zähnen.

Im unteren Dorfe hatte einer seine Bodentür nicht verschlossen. Der Knecht vergaß es wohl, als er Heu für die Pferde herabholte. Das war eine Nachlässigkeit, und die mochte der Sturm nicht leiden. So sprang er gerade gegen sie an. Ein paarmal sprang er so gegen sie, doch als sie sich nicht rührte, hielt er ein, schlich in

die Setze — heil und nun bekam er sie zu fassen! Wie sie schrie! Wie sie in den Angeln quiekte! Immer wieder schlug er sie mit dröhnendem Gepolter in die Pfosten.

Dort hatte einer die Dachluken nicht geschlossen! Ich will euch Ordnung halten! Und wohl zwanzig Hunde sprangen in das Heu und Stroh und wühlten mit scharfen Pranken.

Dann wieder fegten sie durch die Dorfstraßen, rüttelten an den Fenstern und preßten ihre feuchten Nasen an die Scheiben, daß sie leise knisterten.

Die Bauern hatten die Lichter ausgedischt und lagen längst in ihren Ehebetten. Nur oben im Dorfe brannte noch ein Licht in einem kleinen Hause. Das machte die Winde neugierig. So sprangen sie fort um das Haus.

Die Turmuhr hatte längst die Mitternachtsstunde geschlagen, doch das Licht brannte noch immer. Regungslos saß die Hessin beim Bette ihrer Tochter. Breit kroch ihr Schatten über das rotgestreifte Bettzeug die Wand hinauf.

Krampfhaft hielt das Mädchen ihre Hand umklammert. Immer wieder traten ihr dicke Schweißperlen auf die fieberheiße Stirn. Wie ein Wurm krümmte sie sich. Es mußten arge Schmerzen sein, die sie litt, denn schreckhaft entstellte sich ihr schönes, junges Gesicht. Doch keinen Augenblick wandte sie den Blick von ihrer Mutter. Fieberhaft riß es ihr die Hand auf und ab, die die Alte hielt. Hernach war es vorbei. Mit müdem, bleichem Gesicht lag sie in den Polstern. Sogar die Augen fielen ihr zu. Tief gekrümmt, als trüge es eine schwere Last, saß das Weib am Bette. Stumpf

waren ihre Gedanken, so stumpf wie die Schatten dort in der Ecke. So brütete sie vor sich hin. Nur manchmal hob sie den Kopf und horchte nach dem Winde.

Gegen drei Uhr war es Zeit. Hastig nahm sie ihr dickwollenes Umhängetuch und eilte die sternhelle Straße hinab. Und der Sturm häpftete an allen Seiten an ihr in die Höhe und lief gegen sie an, daß sie sich vorneigen mußte, um nicht umgeworfen zu werden. Wie Fahnen schlugen ihre Röcke. Sie hatte nicht weit; beim fünften Haus blieb sie stehen und hämmerte mit ihrer knochigen Faust ans Fenster. Eine kleine Welle und Anna Finckh kam aus der Tür. Sie hatte gewußt, daß es heute nacht sein würde, und sich mit den Kleidern ins Bett gelegt.

„Is's schou sou weit?“ schrie die Hebamme. Barbara Heß nickte. Eilig kämpften sie sich durch die Winde. —

Stunde um Stunde verging, doch das Mädchen konnte nicht gebären. Immer ärger kamen die Wehen, immer lauter schrie sie auf — o wie sie schrie, viel lauter wie der Sturm! Ihr schönes Gesicht glühte im hellen Fieber, die Augen glänzten wie zwei Feuer.

„Schtearb'n mecht i, schtearb'n,“ wimmerte sie fortwährend, „i holt's nimma aus! Schtearb'n — — — Schtearb'n ...“

„Weg'n den muaf va's net glei schtearb'n woll'n, Bettl,“ beruhigte die alte Finckhin die Kranke. „Sou is's schou goar vül'n gonga, und i hob' s' nou olwei' buarchibrocht.“

Bald darauf fing das Mädchen an wirr zu reden. Als das die Heffin hörte, bekreuzte sie sich. Unaufhörlich bewegte sie den Mund im Gebete.

Immer wilder ging der Atem der Kranken, immer

toller wurden ihre Reden. Dazwischen Schreie wie von einem gepeinigten Tier. —

Als es zu dämmern begann, kam das Kind.

Als es zu dämmern begann, war das siebzehnjährige Mädchen tot.

\*

Still haben sie das arme Mädchen zu Grabe getragen, hart fiel die Märzerde auf den schlichten Sarg. Das waren bittere Zeiten für Mutter Hess!

Wohl war ihre ältere Tochter aus der Stadt zum Begräbnis gekommen, doch mußte sie bald wieder in den Dienst.

So war nun die Witwe allein mit dem Säugling. Das Kind, ein Knabe, aber schrie stundenlang. Es war, als hätte er die Schreie seiner toten Mutter im Ohr. Und sie konnte nicht um ihn sein. War sie doch Witwe und mußte verdienen. Nun erst recht! Da war es denn ein Glück, daß sie liebe Nachbarn hatte. Ein altes weißkopfiges Weiblein war da, die Großmutter, die schon manches Kind in ihrem Leben großgezogen hatte, die nahm sich unter Tags, wenn die Hessin bei den Bauern in Arbeit stand, des Kleinen Knabchens an.

Zeitweilig, wenn das Kind gar zu arg im Nachbarhause schrie, humpelte sie hinüber, brachte es in Ordnung oder gab ihm zu trinken. Bevor sie ging, steckte sie ihm noch den Zuzl ins Mäulchen, ein Leinwandflecken mit eingebundenem, in Kaffee getauchtem Brote, daß sie vorerst in ihrem zahnlosen Munde gehörig weich mummelte. Wie begierig der Kleine daran zu saugen begann! Leise machte sich die Alte sodann wieder davon.

So lag das Bübchen mutterseelenallein im Hause und

hörte nichts in seiner Wiege, wie das kreischende Licken der alten Pendeluhr.

Abends aber, wenn die Großmutter aus der Arbeit kam, nahm sie den kleinen Jungen aus dem Korbe und wiegte ihn behutsam in ihren Armen. Wie er sich darüber freute! Und sie redete viel liebes, täppisches Zeug auf ihn ein, band ihn auf und ließ ihn mit den Füßen strampeln. Dann bemühte sich das kleine Menschlein auch wohl, seine Zehlein in den Mund zu bekommen. Wie warm ihr Lachen klang, wenn ihm dies gelungen war.

Ja, Großmutter Heß hatte wieder lachen gelernt. Hart und schwer war bisher ihr Lebensweg gewesen; zwei Männer hatte man ihr auf den Gottesacker getragen. Zwei brave Männer obendrein! Sie ist aber nicht verbittert geworden, noch hat die harte Schicksalsfaust sie klein gekriegt. Wohl hat es ihr den Rücken fast nach vorn gebeugt, doch sie hat bald wieder den Kopf zu heben begonnen. Voll tiefem Vertrauen hat sie auf ihren Heiland geschaut und auf die teure, segensschwere Heimat Erde — und da ist sie wieder steil und gerade gegangen wie in früheren Jahren. Weil sie aber ein tiefes Gottvertrauen barg und alles in seine Hände legte, empfing sie auch gefaßt, was aus ihnen kam, und hat sich so bis in ihre ältesten Tage ein frisches Herz und ein schönes volles Lachen bewahrt. Das Lachen, das da sagt: wir sind in Gottes Hand.

So freute sie sich denn bald aus vollem Herzen des Bübchens.

Als der Sommer kam und die Sonne warm auf die Felder schien, tat sie ihn morgens in einen Korb und fuhr ihn auf einem Schieblarren mit ins Freie. Hier



stellte sie den Korb in den blumigen Wiesenrain, deckte ein Tuch darüber und ging an die Arbeit.

Da hörte er wieder den Sang der Vögel und das lustige Lachen der Tagelöhner.

So ging der Sommer hin, und immer mehr wuchs der Kleine aus der Wiege. Großmutter nahm ihn oft auf den Arm und ging mit ihm in den Stall zu den Ziegen. Wie da seine Hände bebten vor Lust und Freude, wenn die braven Tiere meckerten. Mit gierig gekrallten Fingern und stoßendem Körper verlangte er sie zu greifen. Da stieß er dann jedesmal laute aus, daß die Geißen verwundert den Kopf in die Seite legten und nach dem Buben guckten, der Großmütterchen schier vom Arme springen wollte.

Oder sie führte ihn zu ihren Blumen. Und alle standen sie in Blüte. Es waren größtentheils Pelargonien und Fuchsien, doch prangten sie in allen Farben. Die Blumen waren ihre Freude. Auf stufenartig ansteigenden Treppen standen sie an der Schmalseite des Ziegenstalles, die nach dem Häuschen wies. Wie all die bunten Farben dem Kleinen in die Augen sprangen! Fiebernd verlangte er nach ihnen. Gab sie seinem Drängen nach und hielt ihn zu den Blüten, patschte er blitzschnell in das lockende Wunder und begann mit krampfartigen Fingern zu wählen und zu zausen, bis das letzte Blättchen seinen Fäusten entglitt. An Sonntagen waren sie gewöhnlich hinter dem Hof, im Grase des ansteigenden Obstgartens. Da saß Mutter Heß. Den geblühten Rock hochgeschürzt, lehnte sie an einem der Baumstämme.

Der Kleine hockte in ihrem Schoße und Großmutter dachte.

So ruhig war es. Echte Dorfsommersonntagsstille. Zeitweilig unterbrach das kurze Gekläff eines Hundes den Frieden. Das war alles.

Wie ausgewechselt war das Kind. Hatte es früher ununterbrochen geschrien, so spielte es nun stundenlang, ohne nur das Mäulchen zu verziehen.

So konnte die Großmutter ungestört ihren Gedanken nachgehen. Und mit ihren Gedanken gingen ihre Augen. Viel dachte sie an die tote Mutter ihres Enkelkindes. Was war die einst für ein schmuckes, frohes Mädchen gewesen! Den ganzen Kopf voll Lieder und übermütiger Streiche. Sie sah auf das niedere Schindeldach des Nachbarhauses, das so tief in ihren Hof hing, daß man sich darauf setzen konnte. Wie oft war das schelmische Ding mit bloßen Beinen das Dach hinaufgeklettert wie eine Katze! Wie die Sonne jetzt auf das Dach sprang! Es war ein heißer Tag. Behaglich pudbelten sich die Hühner in den Sand des Hofes. Mit Wohlgefallen sah sie eine Welle dem Federvolk zu, dann sinnierte sie weiter.

Auf den First des Daches hatte sich eine Amsel niedergelassen. Schwermütig flötete sie ihr Lied. Lange ließ sie den Blick auf dem Vogel haften. Plötzlich flog er davon. Leise beugte sie sich über den Kleinen, der gerade hohes Gras abrufte, strich ihm ein paarmal mit der schwieligen Hand über das Haar, herzte und küßte ihn und sprach sinnloses Zeug, wie Mütter tun, die glücklich sind. Mit hellen Augen lachte er zu ihr auf und wollte die ihren haben. Fortwährend griff er danach. Da blies ihm Großmutter in die Nase. Das aber mochte er gar nicht leiden. So spielten sie eine Weile; hernach setzte sie ihn wieder auf ihren Schoß.

Allmählich kam der Abend aus den Bergen gestiegen, schritt über die Felder und trat ins Dorf. Nun stand Mutter Heß auf und machte sich daran, die Geißen zu füttern und zu melken. Bald darauf war es im Hause still.

Durch die laue Sommernacht klangen die eintönigen, schwermütigen Lieder der Burschen.

## II.

Als die Herbststürme kamen und das bunte Laub von den Bäumen schüttelten, mußte der Bub wieder im Hause bleiben. Geduldig saß er in der stillen Stube, die für ihn voll tausend Wunder war. Auf allen Vieren kroch er über die mit weißem Sand bestreute Diele. Bald langsam und bedächtig, bald in voller Eile. Daß das nur möglich war! Grunzlaute stieß er vor tiefem Behagen aus. Dann setzte er sich nieder und bedachte die Sache. Was doch der Mensch alles konnte! Nein, es war nicht zu glauben! Und um sich's zu beweisen, daß es doch so sei, ließ er sich wieder auf die Hände und begann von neuem zu kriechen in allen Gangarten.

Später hat er sich unter das Bett geschoben und die Geheimnisse seines Dunkels erforscht. Auch an den Spucknapf, der ungebraucht mit mehligem Sägespänen in der Ecke steht, ist er geraten und hat seinen Inhalt untersucht. Und was es da nur für spaßige Risse im Boden gab! Da konnte man die Finger hineinstecken und das ganze Zimmer entlang schieben. So sah er mit seinen klugen, schwarzen Augen in seiner Welt rastlos herum, wie sie Kinder bekommen, die alles selber erobern müssen.

Einmal hatte Großmutter vergessen, die Thür des Wäsche-  
kastens zu schließen. Sie stand wohl nur eine Handbreit  
offen; aber als der Blick des Kleinen auf ihn zu ruhen  
kam, sah er sofort, daß da etwas nicht in Ordnung war,  
kroch hin, machte bedächtig und mit Verwunderung die  
Thüre auf und begann mit immer wachsendem Staunen  
Großmutter's Wäsche auf den Boden zu häufen. Was  
doch so ein Ding alles in seinem Bauche barg! Ob ihm  
das Großmutter wohl zum Essen gegeben hätte? Ob er  
nun Hunger hätte? Er muß dortmals arg ins Sinnen  
gekommen sein; als Barbara Heß heimkam, lag er im  
Kasten drinnen und schlief.

Spätermal hat er auch den Perpendikel der alten Uhr  
zu fassen gekriegt, und als darauf das ewige Gekreisch  
aufhörte, brachte er es richtig mit dem Ding da in  
Zusammenhang.

So kam und ging der Winter. Und als es Frühjahr  
wurde, lief der Bub und hatte baffe Freude darüber. Was  
die Großmutter glücklich war! Wenn er nun allein in  
der Stube spielte und die warmen Sonnenstrahlen hell  
durchs Fenster tanzten, bekam er jedesmal Lust, sie zu  
fangen. Von der Seite schlich er sich gegen sie und tappte  
nach ihnen. Weil er sie so aber nicht bekam, wollte er  
höher hinauf; und so kroch er mit vieler Mühe auf die  
alte Truhe beim Fenster. Wie er da hinausah, erblickte  
er im Hofe die scharrenden Hühner, und das Verlangen,  
mit ihnen zu spielen, ließ ihn das Fangen der goldenen  
Seilchen vergessen. Wie der Knirps hinuntergekommen  
ist, das weiß er selber nicht. Er hat eine Weile geheult,  
hernach hat er sich auf die Hühnerjagd gemacht. Es ist  
ihm sauer geworden. Er hat geschimpft; oh, er hat viel

geschimpft in seiner unverständlichen Art an jenem Tage! Verdroffen hat er sich auf den Staffeln gesetzt und ist eingeschlafen.

So fand ihn Barbara Heß, als sie abends aus der Arbeit kam. — —

Und die Zeiten gehen und kommen.

Der kleine Wolfgang hat längst seine ersten Höschen bekommen und schon ein Paar wirklicher schöner Schuhe an den Absätzen schiefgetreten. Die Hände tief in die Hosensäcke geböhrt, die Füße breitspurig auseinandergestellt, so steht er in Hof und Garten und guckt in die Welt.

Oh, die Welt sah ganz anders aus von der schwindelnden Höhe zweier Schuhabsätze! War Großmutter mal weiter weg in Arbeit, mußte der Bub zu Hause bleiben. Er spielte dann im Hofe, machte wohl auch die ersten Versuche, aufs Nachbardach zu klettern, — eine Kage hatte ihn dazu angeregt, — oder er schlüpfte den Regengang auf der anderen Seite entlang. Am Ende dieses Ganges war ein Zaun, ein kleines, buntes Gärtchen davor, und über dieses weg sah er auf die Straße und die nächsten Bauernhäuser. Da stand er oft lange Zeit und sah, was sich im Dorfe zutrug.

Abends stand er jedesmal auf dem Feldweg oben, der den Garten von dem Ackerlande trennt, und spähte mit blanken, rabenschwarzen Augen über den weiten Feldkreis bis an die dunkeln, himmelhohen Wälder. Nach der Großmutter hielt er Ausschau. Und wenn er sie kommen-sah, er erkannte sie schon aus der Ferne, lief er ihr entgegen, schob seine kleine Hand in ihre, und lebhaft plaudernd stapfte er mit ihr dem Hause zu.

Viel nahm ihn die Alte auch mit ins Feld. In jener Zeit ist er zum erstenmal mit einem Wagen gefahren und hat auch die Wunder der großen Bauernhöfe gesehen. Wie der Vierjährige die Augen aufriß, wenn ihn Barbara Heß in den Kuhstall mit seinen vielen Tieren sehen ließ! Und dann die vielen Schweine! Großmutter hatte gar keine Kühe und Schweine. Wenn er einmal groß ist, dann will er auch Kühe und Schweine haben. Aufmerksam mußte er dem Knechte beim Anspannen zusehen — ja, das mußte alles besehen sein, wollte man wissen, wie es dabei zunging! Und bald darauf rasselte der Leiterwagen los mit Knecht, Buben, Großmutter und den übrigen Arbeitsleuten. Das waren stets lustige Fahrten.

Draußen, während Großmutter arbeitete, hockte er sich auf den Wegrain, sah ihnen zu oder trieb sich spielend auf den Ackergrenzen herum. Besonders gern setzte er sich mitten in die prangenden Wiesen, machte bunte Blumen zu einem Strauße zusammen, guckte in die Sonne und konnte es nicht müde werden, auf die hohen Bergriesen zu sehen, die tief in das reine Blau des Himmels ragten. Und weil ihm nie jemand törichtes Zeug vorsagte, kannte er auch kein Bangen. Ruhig nahm er jeden Käfer und Wurm in die Hand und spielte mit ihm. Da bekam er auch einmal eine Ameise zu fassen. Doch die verstand keinen Spaß und biß zu. Das aber erschien dem kleinen Wolf, der nie einem Tiere Leid zufügte, als arger Frevel, und kaltblütig suchte er das krappelnde Tierchen aus dem Grase, nahm es zwischen die Finger und drückte es platt. Seither quetschte er jede Ameise tot, die er sah. Großmutter hat er davon nie etwas gesagt. Später, als er groß war, hat er seine

Kindertorheit sehr bereit und vorsichtig seine Stiefel über jede Ameisenstraße gesetzt, der er begegnete.

Ein andermal fand er das erste Grillenloch. Ohne Bedenken steckte er den Finger in die kleine Erdbehäufung. Weil dieser aber keinen Grund bekam, riß er einen langen Halm ab und steckte ihn in das Loch. Wie der Halm hineinkroch! Das wollte ja kein Ende nehmen! Entsetzt prallte er zurück. Ganz kalt ließ's ihm für einen Augenblick über den Rücken. Ja, was war denn nur das! Ein schwarzer, kleiner Teufel kam aus dem Dunkel der Höhle gefahren, mit zwei gewaltigen Hörnern vorn am Kopf. Doch der Schreck verging, und als das Tierlein die Gelegenheit benutzte, um in das Loch zurückzukriechen, begann er es mit aller Hingebung von neuem herauszukitzeln.

Hei, wie der Teufel springen konnte! Das war eine feine Jagd! Was waren die Käfer dagegen doch für plumpe Kerle! Seitdem hatte er eine Leidenschaft: er konnte kein Grillenloch sehen, ohne sich nicht eilends nach einem Halme umzutun und mit der gesammeltesten Aufmerksamkeit seinem Jagdgeschäfte obzuliegen. Stundenlang kroch er die der Abendsonne zugekehrten Ackerböschungen ab und delogierte, delogierte. Einmal, mitten in der Arbeit, trug sich's zu, daß zwei Grillen bei ihrem unfreiwilligen Wandergang zu nahe aneinander gerieten — und eh' sich's der Zunge noch versah, waren sie im wärmsten Handgemenge. Ja, konnte denn so etwas auch vorkommen?

Wolf traute seinen Augen nicht. Wie sie gegeneinander sprangen! Wie sie sich schüttelten und bissen! Das war ja toll! Heiß ging es her. Lange währte der Kampf.

Plötzlich legte sich der eine auf den Rücken und streckte die Beine. Der wollte sich wohl verstellen! Vorsichtig nahm er ihn bei einer der hochgestreckten, stahlbläulich schimmernden Schienen. Nein, es war ihm voller Ernst; leblos hing er in der Luft. Wie sein glattes Körperchen in der Abendsonne glänzte!

Wolf hat sich so manche Stunde vertrieben. Kaum daß er die Großmutter hörte, wenn sie vom Felde her zum Lausbrote oder zur Heimfahrt rief. In diesem ständigen Auf-sich-angewiesen-sein wuchs er innig mit der Scholle und ihren tausend Schönheiten und -Wundern ineinander und bekam ein Auge für Dinge, die andern Menschen oft ein Leben lang verborgen bleiben. Und weil er so mit einem ewigen Verwundern in den hellen Augen zur Mutter Natur kam, gab sie ihm mit vollen Händen. Ihm unbewußt noch, legte sie schon dortmals einen Schatz in seine Brust, der später stark sein Leben und seine Entwicklung bestimmen sollte: eine große, tiefe Liebe zur Natur und seiner Heimatscholle.

\*

Der Winter war streng. Halbe Lage lang blieb Wolf im Bette liegen und verkroch sich unter dem schweren Federbett. Ganz geduldig blieb er darin liegen und jagte die Gedanken nur so vor sich her. Wenn es ihm aber doch mal langweilig zu werden begann, streckte er behutsam das bloße Bein in die kalte Stubenluft, sich auf diese Art die Versicherung holend, daß es doch nirgends so schön sei, als unter der hohen, wohligen Federlast. Ja, es war zu behaglich in Großmutter's breitem Bette! So blieb er bis Mittag liegen, dann und wann in das



tolle Treiben der Schneeflocken blinzelnd. Um elf kam die Alte aus der Arbeit; da mußte er aus dem Bette. Ein wenig schnappernd und zitternd, stand er mit hängender Kinnlade und vorgeneigtem Körper in der Stube und war ganz gedankenarm. Nur manchmal ließ er einen Fluch los. Doch zerriß er ihn vorsichtig zwischen den Zähnen. Waren die Geißen gefüttert, verließen sie beide das Haus. Wolf ist viel in Kuhställen gefressen den Winter durch. Zu Hause war es kalt in der Stube, — Großmutter mußte Holz sparen — in den Ställen aber war es warm, dunstig warm. Und in einer Ecke lehnten sicher ein paar Bündel Stroh, die legte er nebeneinander und streckte sich darauf. Nun sah er den Tieren zu. Oh, man konnte manches sehen, wenn man stundenlang regungslos hinter den Rücken der Kühe lag. Gedankenloses und Drolliges und hin und wieder auch solches, das gerade nicht sonderlich schicklich, aber notwendig schien. Und wie angenehm der Geruch war! Sagte nicht Großmutter stets, der Geruch sei gesund? In vollen Zügen atmete er ihn ein. So lag er in den Ställen durch den Winter.

Als der März wieder mit seinen Winden von den Bergen her angestürmt kam, wurde der Junge fünf Jahre. — —

Es war um die Zeit der Obstbaumblüte. Die Wiesen und Gärten standen im frischen Grün, an den Zäunen dufteten die Weilschen, die Vögel sangen dazu ihre schmetternden Lieder, und wo es nur immer anging, durchwirkte der Löwenzahn die grünen Teppiche mit seinen prachtvollen Goldstickereien.

Da kam eines Tages Barbara Heß' zweite Tochter aus

der Stadt. Diesmal nicht auf Besuch; sie blieb. Wolf sah die beiden oft mit verweinten Augen. Besonders am ersten Abend hatte Großmutter viel geweint. Weil er aber keine rechte Antwort auf seine Fragen bekam, ließ er es. Tagsüber war er nun mit der Tante zusammen. Die kam ihm höchst seltsam vor. Stundenlang konnte sie in der Stube sitzen und vor sich hinstarren, immer unverwandt auf einen Fleck. Oder sie nahm ihn plötzlich in ihre Arme, drückte ihn fest an die Brust und fing zu weinen an. So bekam Wolf, der Tränen nicht leiden mochte, eine immer größere Scheu vor dem Mädchen. Schließlich ging er gar nicht mehr in die Stube. Den ganzen Tag trieb er sich draußen herum.

Es mochte etwa am zehnten Tage sein, seit das Mädchen heimgelommen. Im Garten standen die Apfelbäume im feenhaftesten Rosakleide. Bald, nachdem Großmutter das Haus verlassen hatte, schickte sie den Buben ins Dorf hinunter zum Krämer. Er trottete behaglich die sonnige Dorfstraße hinab und war froh, aus dem Hause zu sein. Er machte es sich auch gar nicht eilig. Bei jedem Hoftor sah er hinein, blieb wohl auch eine Weile stehen, blickte den Ochsenwagen nach und betrachtete die Kinder, die zur Schule gingen. So kam er endlich zum Krämer, stellte sein Verlangen und machte sich auf den Heimweg. Ob heuer die roten Pfingstrosen wieder so schön blühen würden, dachte er, als die Tür des kleinen Vorgartens ins Schloß fiel. Rasch sprang er durch die schwarze Küche in die Stube. Das Mädchen war nicht hier. Im Hofe auch nicht. Vielleicht war es in den Ziegenstall gegangen. Die Tür war von außen geschlossen. Wo mochte sie nur sein? Ratlos sah Wolf

vor sich hin. Da kam ihm ein Gedanke. Sie konnte in den Garten gegangen sein. Hier, mitten in all dem Osterreich, er traute seinen Augen kaum, sah er das Mädchen an einem über und über mit Blüten besäten Apfelbaume hängen. Leise schaukelte ihr Körper am untersten Aste hin und her. Entsetzt starrte der Kleine auf die Lote, und doch sah er die Bienen ruhig von Blüte zu Blüte fliegen, — oh, er hatte vielleicht noch nie so gut Bienen von Blüte zu Blüte fliegen sehen! — hörte das Lied der Vögel, und sogar den braunen Käfer sah er den Stamm hinaufklettern. Oh, es entging ihm nichts! Und dennoch sah sein Auge ununterbrochen mit weit geöffnetem Blick auf die Erhängte. Es schien, als ob das Gräßliche seine Sinne vervielfacht hätte. Darauf war er losgestürmt, so rasch ihn seine Beine trugen, die Straße hinunter, zum Dorfe hinaus und hinüber zum Felde, das unweit des ebenen Föhrenwaldes lag, der das Weichbild des Dorfes gegen die große dahinterliegende Ebene abschloß.

Als die Alte den rasend querfeldein laufenden Buben sah, eilte sie ihm mit schlagender Brust entgegen, schon von weitem seine gellenden Schreie vernehmend: „Groußmuadda, d' Nani hengt am Baam!“

Die Leute sahen, wie sie die Hände über den Kopf zusammenschlug und dann zu laufen begann, daß der Kleine Bub ihr kaum zu folgen vermochte.

Den ganzen Weg wimmerte und jammerte sie in sich hinein, dazu laut schluchzend: „Nani, wos host denn 'ton, wos host denn deine ol't'n Muadda on'ton!“

Doch als sie im Garten stand, kam kein Wort des Vorwurfs mehr über ihre Lippen. Unaufhaltsam strömte

ten ihre stillen Tränen. Nur manchmal ein Röcheln, das klang, als steinige jemand ein Tier tot. Wie ihr aber die Nachbarnleute das Mädchen vom Baume heben halfen und es im Grase lag, stieß die Unglückliche einen Schrei aus, so furchtbar und gellend, daß es schien, als entwiche mit ihm die Seele. Bewußtlos stürzte sie über die Tote. Als das der kleine Wolf sah, meinte er, nun wäre auch die Großmutter gestorben, und in seiner grenzenlosen Angst begann er zu schreien und an der Großmutter zu zerrn und sie zu bitten, sie möge doch aufstehen, möge nicht sterben, daß es allen Umstehenden eisig kalt bis zum Herzen stieg.

Und Barbara Heß hörte den armen Jungen. Sie raffte sich auf und drückte ihn krampfhaft an sich. Ja, nun stand sie wieder fest und steil. Es war ja ihr Wolf bei ihr!

Regungslos saß sie die ganze Nacht bei der Toten. Der Bub war nicht von ihr gewichen und schließlich zu ihren Füßen eingeschlafen. Was mag Barbara Heß in jener Nacht gedacht haben? Endlos war sie, und immer wieder flog Bild um Bild ihres harten, schweren Lebens an ihr vorbei. Alles, alles hatte ihr der Tod genommen: die beiden Männer erst und dann die Töchter. Nur der Bub da zu ihren Füßen unten war ihr geblieben. In Bitterkeit schrie es in ihrem Innern auf: Willst du mir auch den noch nehmen? — Dann aber erschrak ihre Seele aufs tiefste, und die Hände wie schützend über das schlafende Enkelkind haltend, faltete sie sie zu heißem Gebete, Gott arg angehend, er möge ihr doch dies Letzte lassen. Und endlos ging die Nacht.

Was war das dort? Dort hing ihre Tochter am

Baume! Das war doch alles nur Spuk! Ihr Kind lag ja vor ihr im Bette, starr und kalt. Aber doch, sie sah es ganz deutlich: leise bewegte sich die gestreckte Gestalt hin und her. Ging denn der Wind? Sie spürte doch nichts. Und was war denn das? Um des Himmels willen! Krochen nicht häßliche schwarze Raupen den Stamm hinauf? Immer neue! Endlos an Zahl! Wie scheußlich sie sich bogen! Hatten die Eile! Wie sich ihre Rücken krümmten! Nun krochen sie den dicken Ast hinunter, an dem ihre Tochter hing. Was sollte denn das, heiliger Gott, was sollte denn das! Schon spannte sich die erste die Schnur herunter. Ein eiskalter Schauer ging über Barbara's Heß. Hestig bogen sich ihre Schultern nach vorn. Nur noch einen Augenblick und sie würde ihre häßlichen nackten Füße auf den Kopf der Toten setzen. Und dann würden sie alle kommen, alle würden sie dasselbe tun, alle ihre nackten Beine auf den Kopf ihrer Tochter setzen.

Entsetzt schlug sie die Hände vor das Gesicht. Und wie sie so dasaß, die Hände in die Augen gedrückt, wußte sie es: die Schande, die Schande! Nun kamen sie erst, die peinigenden, nagenden Gedanken. Wie sie sich ins Herz fraßen und bohrten! Was muß die Frau in jener Nacht gelitten haben! Sie, die nie auch nur einen Heller unrecht erworben, die ihre Kinder ordentlich und gottesfürchtig erzogen hatte, mußte das an ihnen erleben! Daß sie sich doch im Mutterleib an der Nabelschnur erhängt hätte, wie Tiefenbuck Lenas kleiner Wurm! Dann aber sah sie das Mädchen vor sich, wie es so frisch und froh mit ihrer Schwester durch die Kindheit gesprungen war, immer gut und lieb und brav. Und wie schön sie hatte

singen können! Wie ging doch gleich ihr Lieblingslied, das sie so schwermütig weich zu singen verstand?

Ich ging im Walde so für mich hin,  
Um nichts zu suchen, das war mein Sinn ...

Ja, das war's! Deutlich schien es der Alten, als höre sie das feine, süße Kinderstimmchen. Wie aus weiter Ferne kam's, — wohl vom Garten her. Sie würde es sicherlich besser vernehmen, wenn die Uhr nicht so laut ginge. Immerfort tönte ihr das Lied im Ohr. Fern, fern und doch so deutlich. Lang saß sie so da, lauschend den Kopf vorgeneigt. Hernach bat sie Gott inbrünstig, er möge ihre harten Worte verzeihen. Nein, nein, es war doch zu schön gewesen, daß sie zwei solch liebe Dingelein besessen hatte!

Und wieder wanderten ihre Gedanken zu dem kleinen Wolf, der still und ruhig zu ihren Füßen schlief, und hart ging sie Gott an, ihn ihr gefund zu erhalten und gut und brav.

Draußen graute es allmählich. Regungslos saß Barbara Heß.

Im Stalle begannen die Ziegen zu meckern. Entschlossen stand sie auf; die Geißen sollten zu ihrem Rechte kommen. Dabei wurde auch Wolf munter. Schlaftrunken wischte er die Augen; dann stand er auch auf den Beinen. Großmutter hantierte in der offenen Feuerküche, hell züngelten die Flammen um den Feuerkessel. Wolf, der zu ihr herausgeschlichen war, sah sie eine Weile mit großen Augen an. „Was denn, Woifar!“ fragte sie mit müder Stimme.

„Groußmuabba,“ flüsterte das Kind beklommen, „deine Hoar san gonz weiß.“ Ja, Barbara Heß' Haar war

über Nacht schneeweiß geworden, obwohl sie erst ein- und vierzig Jahre zählte. —

Einige Wochen nach dem Begräbnis bekam Wolf seinen ersten Freund. Er saß wieder einmal allein im Garten oben und sah über die Felder weg, die hohen Berge hinauf. Da stand mit einem Male ein Bub vor ihm, der ungefähr in seinem Alter sein mochte. Blau, wie Bergißmeinnicht, guckten ihm die hellen Augen aus dem Kopfe, das blonde Haar hing ihm ein wenig wirr in die Stirne. Wie Wolf hatte er nichts als Hose und Hemd an. „Du, wem g'hörst d'nn?“ begann der Blaudugige.

Wolf maß den Frager, dann gab er trotzig zurück: „Geht dds di wos o'?“

„Wem's d' g'hörst, mecht i wiss'n!“ begehrte der andere auf.

„Neamd!“ kam es pazig aus Wolfs Munde.

„Du, schpül' di nôt, i kimm owa und hau di!“

„Hau' mi!“ rief Wolf, vom Boden aufspringend.

Als er oben auf dem Wege stand, begann der Fremde zu lachen: „I mog jo goar net raff'n. Es is jo nuar a G'schpoas g'west! I bi da Schnöllinga Koarl; wear bist d'nn du?“

„I bi da Heß Woif!“

„Ja so, bist du do dahoam?“

„Jo.“

„I bi duart ob'n dahoam, wo da robi Raupfong hearschaut.“

„Wos is d'nn bei Bodda?“ fragte Wolf Heß.

„Nochtwochta.“

„Nochtwochta? Gdlt, do is a bear, bear wos in da Nocht schreit?“

„So, dds is mei Bobba.“

„Und wos is d'nn da beini?“ fragte Schnellinger wieder.

„I hob' Ioan Bobban.“

„Du host Ioan Bobba?“

„Na!“

„Nou, oba a Muabba wiarst noch a dou' hom?“

„Na—a, aa net.“

Der andere sah ihn mißtrauisch an:

„Geh', glaubst, i bi deppat! Wen hått'st d'nn noch a denn?“

„D' Groußmuabba!“

„D' Groußmuabba? Sunst hå't d' noch a neamd?“

„Na.“

„Dds kon i net glaub'n.“ Und sich lebhaft überstürzend, als wäre ihm etwas besonders Helles eingefallen, um die Wahrheit herauszubekommen:

„Sog': Da Heargood soll mi schtroffa, wonn 's net woahr is! Siagst, dds traust da net!“

Darauf Wolf laut und ein wenig ärgerlich:

„Sa loss' mi dou' red'n!“ Und mit der größten Gelassenheit der Welt:

„Da Heargood soll mi schtroffa, wonn 's net woahr is!“

Zwei kugelrunde Berggymnastaugen spähen großmächtig erstaunt auf ihn, und lebhaft sprudelt 's in hellsten Tönen von den Lippen des Nachtwächterbubleins:

„Du, du host oba a Lodsind', wormst mi o'g'log'n host! Noch a kimmst in d' Hdll'! Mei Muabba hot 's g'sogt! Daß d' as woaft!“



über das Gesicht mit den schwarzglänzenden Kirichen zieht es verächtlich:

„Auf d' Hdll' scheiß' i!“

Der andere aufgeregt dazwischen brüllend, daß er ordentlich in die Hdhe zappelt:

„Au, au, hiagt host a Todfind!“

„Jou, an Dreck hob' i, oba loa Todfind! Weg'n da Hdll' hot oans loa Todfind net. Daß d' as aa woast, dds sog' da i!“

Darauf die weitaus gläubigere Entgegnung:

„No jou, oba daß oans hoit nuar a Groußmuabba hätt' —.“

„Muast as eh net glaub'n. Es hot da jou neamb g'schofft, daß d' as glaub'n muast!“

Ein letztes langes, ein wenig zages „no jou—u“ ließ sich noch vernehmen, dann wußten beide, woran sie waren, und weil sie fühlten, daß sie sich vertragen konnten, wollten sie miteinander auf die Wiese hinauf gehen und Blumen pflücken. Munter wanderten sie die Felbraine entlang im hohen Grase, immer zwischen Klee-, Kartoffel- und Kornfeldern. Wacker schritten sie aus; es war ein beträchtliches Stück bis zu den Waldwiesen. Endlich hatten sie die schönen, saftgrünen Hänge erreicht. Über und über waren diese mit bunten Blumen besät. Dazwischen standen vereinzelt Birken mit schlanken weißen Stämmen, und am Waldestrand lag ein mächtiger Busch Heckenrosen. Von der Hdhe herab klang das Schellengebimmel der weidenden Röhre.

Emsig stapften die beiden Buben in den Wiesen herum, große Sträuße roter, gelber und blauer Blumen pflückend, wobei ein freudiges Leuchten über ihre Augen ging, wenn

sie eine neue Blume fanden. Pldglicb blieb der heitere, übermütige Karl Schnellinger überrascht stehen und rief:

„Au, au, a große Heihupfa, a greana!“

„Se, se, a greana Heihupfa!“

„Warum muasß d'nn dear sou große Aug'n hom?“ wandte sich Karl an seinen Gefährten.

„No woasßt d', daß a siacht!“

„Daß a siacht, moanst d', muasß a sou große Aug'n hom? Kuntat a sunst leicht net seh'g'n?“

„Na,“ gab Wolf breit zurück, als hätte er das aus Büchern studiert.

„Oh, do schau, hiagt hupft a!“

„Fong' 'hn, 'n Heihupfa!“ trumpfte Wolf aus, der des andern Scheu bemerkte.

„I trau mi net!“ gab der freimütig zu.

„Woarum d'nn net?“

„So woasßt, wei a mi beiß'n tuat; woasßt, de groß'n grean Heihupfa tan fest beiß'n, noch a muasß ma schtearb'n,“ wollte Karl Schnellinger seinem Freunde glaubwürdig machen.

„Hi, hi,“ lachte Wolf, „sei net sou dumm. Do muasß ma goar net schtearb'n!“

„No, woarum tuast 'hn denn du net fonga, wonnst di net fiarchst?“

„Geh', wear sogt d'nn dds? I fiarcht mi jo goar net!“

„Mi jeh! hiagt mocht a's mit die Flieg'l a sou! Schnöll, fong' 'hn, sunst fliagt a davo'!“

Beide gehen vorsichtig auf die Heuschrecke los. Dicht vor ihr bleiben sie stehen. Gespannt blicken sie auf den grünen Gefellen; fragend lugt er zu den Abenteurern hinauf. Oben auf einer Birke sitzt eine Kohlmeise und lacht.

Da macht der Grüne: hupf, hupf, über Gras und Blümelein. Aufmerksam blicken ihm die Buben nach. Er ist nicht weit gesprungen; er scheint heute träge zu sein. Oder hat er keine Angst vor den beiden?

Behutsam kommen sie wieder heran.

„Siagst, daß da 'hn nôt z'fonga 'traust,“ spottete Schnellinger.

„Wear traut si 'hn net z'fonga?“ gab Wolf gereizt zurück.

„Du!“

Da beugte sich Wolf Heß zum Springer nieder und meinte: „Sog nou' amoi, daß i ma net trau!“

„Na, du traust da aa net!“

Auch der Heuhupfer mußte so geglaubt haben, denn ruhig blieb er hocken. Schwupp! Und der kühne Jäger hatte ihn mit Daumen und Zeigefinger hinter dem Kopfe gefaßt.

In heller Verwirrung zappelte der grüne Optimist in der stolz gegen Himmel gehobenen Hand Wolf Heß'.

Gegen abend sind sie fröhlich singend mit großen Blumensträußen ins Dorf hinuntergestiegen.

Karl Schnellinger ging gleich noch mit; er wollte das Haus und die Großmutter kennen lernen. Erst besahen sie sich die Geißen, hernach führte ihn Wolf zu den vielen Blumentöpfen. Das gefiel Karl besonders. So etwas gab es bei ihnen zu Hause nicht. Nachdem er auch einen Blick in den Schuppen getan, wollte er die Stube besuchen. Dazu aber mußte Wolf hinten anschieben; so kam er das Fenster hinauf. Gemächlich mit dem Bauche auf dem Fensterbrett liegend, besah er sich den Raum. Er war sichtlich davon befriedigt.

Später lernte er auch die Großmutter kennen, und weil ihm alles gefiel, kam er nun täglich. Großmutter sagte der gute schelmische Bub, der vor Heiterkeit strotzte, ebenfalls zu, und sie war froh, daß Wolf, der bisher sehr zurückhaltend gewesen war, sich, wie es schien, mit ganzem Herzen ihm angeschlossen hatte. Er war ihr ohnehin zu ernst gewesen auf sein Alter, und sie konnte nimmer lachen und scherzen wie früher. Deshalb sah es die Alte mit großer Befriedigung, daß die beiden bald unzertrennliche Freunde wurden. Von früh bis spät steckten sie beieinander, krochen auf das Nachbardach oder in den Regengang, spielten im Hofe und lagen stundenlang träg in der Sonne. Auch im Dorfe selbst trieben sie sich viel herum. Am liebsten aber waren sie draußen in den Feldern oder unten beim Bach. Häufig gingen sie auf den Acker hinaus, wo Großmutter arbeitete. Stundenlang waren sie dann hinter den Grillen her. In jedes Loch guckten sie, in alle Winde lugten sie. Es war ein liebliches Bild, wenn die beiden barfüßigen Buben, nur mit kurzer Lederhose und Hemd bekleidet, auf dem Feldrain standen und in die Abendsonne blickten.

Schickte das Abglöcklein seine traulichen Töne auf die Fluren hinaus, gingen sie fröhlich zu beiden Seiten der schneeweißen Großmutter mit den Arbeitsleuten heim ins Dorf. — —

Als der Herbst kam, sind sie viel mit der Alten in den Wald gegangen. Großmutter vorn mit der Kraxe auf dem Rücken, sie hinterdrein mit der langen Hakenstange, einer vorn, einer hinten. Was der Wald doch für ein geheimnisvoller Gefelle war! Voll hüpfender, leuchtender Lichter und tiefer, drohender Schatten. Plötzlich

knackte es wo, dann war's wieder, als wäre etwas geschlichen, dort bei dem großen Busch. Großmutter riß das dürre Holz von den Bäumen, sie sammelten es, brachen die längeren Äste in Stücke und legten sie in die Kraxe.

Und weil Karls Spußgestalten an der Ruhe und dem Vertrauen verblaßten, mit dem Wolf jedesmal zum Walde kam, wurde er ihnen bald lieb und traut. Raup pfiffen die Herbstwinde um die drei und schlugen ihnen die Kupfernen und goldenen Blätter der Buchen ins Gesicht. Kreischend klang das Gekrächze der dem Nest zufliegenden Raben und Krähen. Rings auf den kühlen Hängen standen die Herbstzeitlosen. Von den Bergen herab senkte sich der ballige Nebel mit leisem Gewoge ins Thal. Kahl und öd lagen die Äcker, grau und bleischwer stand der frostige Himmel über dem Dorfe. Selbst das Abendglöcklein hatte seinen weichen Klang verloren. Grell und spröde sprangen die Töne in die Nebelmassen.

Das war für sie dann immer die Zeit der Geschichten. Kurz nach dem Nachteffen schlüpfte Karl Schnellinger zur Thür herein und hockte sich mit Wolf in die Nähe des grünen Rachelofens, wo Großmutter Heß auf der Ofenbank saß. Die Ellbogen auf die Knie gestemmt, das Gesicht in die Hände gestützt, lauschten sie stundenlang den alten, uralten Geschichten der Großmutter. Oh, es waren Geschichten dabei, die weit über hundert Jahre alt waren, die schon die Ahne der Alten als junges Mädchen erzählte! Und sie handelten fast immer im Dorfe. Es hat sich da viel zugetragen an Leid und Schmerz und bitterer Lebensnot. Von steinharten Herzen und edler Menschengüte wußte sie zu künden, von Watermord und

Zuchthaus, von Feuersbrunst und Not und Tod. Viel mußte sie auch aus ihrem eigenen Leben erzählen und von Wolfs toter Mutter. Und die beiden Jungen lauschten mit weitgeöffneten Augen und angehaltenem Atem und saßen noch lange regungslos, wenn Barbara Heß längst verstummt war und ihre Arbeitsfäuste unbeweglich auf dem Schürzentuche lagen. —

Dabei kam der Winter und schneite das Dörflein ein.

\*

Es war am Heiligen Abend. Die Kinder hockten schon alle in den Stuben und guckten, die Nasen platt an die kalten Fensterscheiben gedrückt, in das Schneetreiben hinaus. Das Christkind war mit den ersten Nebeln vom Himmel gestiegen, umgeben von einer Schar Engel, die alle in weißen Pelzmänteln und Pelzschuhen steckten, und zwar tief im fußhoch verschneiten Lann, in dem es glitzerte und funkelte wie in einem Märchenpalast, — denn der Wind, der den ganzen Tag dem Schnee in die Flanken gefallen war, hatte die weißen Kristalle wundervoll an die rauhrindigen Stämme gesetzt, — und es war von einer Unmenge langbärtiger Wichtlein und Waldmännlein empfangen worden, die sich tief vor den Himmlischen verneigten, so daß ihre Bärte den Schnee berührten und die Kapuzen ihrer braunen Mäntel vor Freude wackelten.

Hinter dem großen Halbkreis des Zwergvolkes standen eine Menge zartäugiger Rehe und schauten mit frommen, guten Augen auf das liebliche Wunder.

Die Hasen hatten sich auf die Hinterpfoten gesetzt, die kurzen Vorderbeine rechtwinklig abgebogen zum Grusse erhoben, und die langen Löffel steil in die Höhe gestellt.

Und von den Ästen, die Köpfe nach unten geneigt, lugten die braunfelligen, flugen Eichhörnchen, die stahlglänzenden Raben, die krummschnabeligen Kreuzschnäbel, die grünhalsigen Meisen und die bunten Waldspechte herab.

Das Christkind begann zu lächeln und machte gegen Wichtlein und Tierlein eine reizende Handbewegung. Da durchfuhr es sie alle glücklich.

Nun schritt der Zwergkönig auf das Christkind zu und küßte ihm die Hand. Und während er es gar höflich zu einem Wanklein führte, auf dem es huldvollst Platz nahm, wandte sich alles von neuem seiner Arbeit zu.

Die Wichtlein schnitten und schnitzten, daß die Späne flogen, und die Engel gingen daran, die großen Schachteln zu öffnen und die Bäumchen mit vergoldeten Nüssen und Äpfeln, mit Zuckerwerk und Bäckerei zu behängen. Bedachtsam zogen sie hierauf Gold- und Silberfäden durch, steckten bunte Kerzchen auf und streuten Schnee über die Äste, den sie ebenfalls aus schmalen Schachteln nahmen. Darob wunderten sich die Hasen so sehr, daß ihre langen Ohren wackelten. Die Hasen waren überhaupt diejenigen, die sich am meisten wundern mußten und allerlei besser gewußt hätten. Nur die Rehe standen unbeweglich und sahen mit immer hingebungsvolleren Augen auf all den Zauber.

Kingsum herrschte tiefe Stille und Dunkelheit. Nur im Tann war ein eigentümliches Leuchten, das von den zarten Flügeln der Engel ausging. Als es Zeit war, war alles getan. Anmutig erhob sich das Christkind von seinem Ruhesitz, trat zu den Englein und machte ein stummes Zeichen, worauf jedes ein Bäumchen ergriff und sich in langem Zuge, zwei und zwei, zusammenstellte. Als dies die Rehe sahen, kamen sie mit zierlichen

Schritten und Sprüngen aus den Stämmen hervor und stellten sich an die Spitze des Zuges, während die Hasen zu beiden Seiten der Engel liefen.

Die Zwerge beschloffen den Zug. So ging es feierlich und lautlos durch den Zauberwald.

Draußen auf dem hartgefrorenen Hang, wo sommers die Dorfbuben ihre bunten Sträuße banden, knisterte der Schnee unter den Tritten der braunen Rehe. Für einen Augenblick hielten sie, um sich sogleich zu einem weiten Halbbogen zu teilen. Unendlich zierlich und schwebend schritten die Englein mit ihren gepuhten Lannenbäumchen durch, wandten sich um und standen nun den Wichteln und Waldmännchen gegenüber, die sich zwischen den Rehen aufgestellt hatten. Vor ihnen hockten die Hasen. Sie hockten genau wie drinnen im Lann: die Vorderpfoten aufgestellt, die langen Köffel hoch in der Luft.

Nun verneigten sich die weißen Himmelsboten vor den braunen Zwerglein, und die braunen Zwerglein neigten sich tief vor den weißen Englein. Und auch die Hasen neigten sich, wobei ihnen die langen Köffel um die Backen baumelten. Nur die Rehe standen unbeweglich und sahen mit frommen, nun aber ein wenig wehmütigen Augen auf die scheidenden Boten des Himmels.

Dann hob sich der Engelzug in die Luft und schwebte hinunter ins Dorf. Oben am Waldehang aber war es leer geworden, und nur das leise Singen der fallenden, schwebenden Flocken erfüllte die Stille.

Unten im Dorfe aber feierten sie den Heiligen Abend.



### III.

**M**artin Lons läßt mit warmem Lächeln seine Augen auf den hellen Kinderköpfen ruhen.

Es ist eine stattliche Zahl, die ihm heute die Mütter zugeführt haben! Und das erfahrene Auge des alten Lehrers liest aus ihren blanken Fensterchen schon ihre ganze Schulzeit.

Der dort, mit den munteren Augen und der spitzen Nase, das wird mal wohl ein Schelm, aber klug und gutmütig. Ja, es ist sicher so! Wie stolz er auf seine weiße Halsmasche zu sein scheint! Er kennt ihn genau; es ist der Nug, Franz Nug, des Schuhmachers Sohn. Wen kennt er nicht! Wenn man zwanzig Jahre in einem Dorfe sitzt, wird man wohl die Leute kennen.

„Gefällt dir deine Masche, Nug?“

„Ja, Hearr Leahra! Die hat miar meini Mudda kauf'n miss'n.“

„Kaufen hat sie sie dir müssen? Ja, warum denn?“

„Daß i schen bi, Hearr Leahra!“

Mit warmem Lachen nickt ihm Martin Lons zu. Und weiter geht sein Blick über die Kinder. Es sind viele helle Augen darunter, voll Offenherzigkeit auf ihn gerichtet, und voll eines Vertrauens, so rein und schön, wie es nur Kinder in diesem Alter haben können. Und mit heißem Herzen sagt er sich, daß sie sich in ihm nicht getäuscht haben sollen. Wie die Märzsonne hell durchs Fenster hereinscheint, so will er seine Liebe in ihre Herzen tragen.

Da sieht er zwei ernste, schwarze Augen auf sich gerichtet, die ihn unverwandt ansehen. Prachtvolle Augen, denkt er bei sich. Der Junge wird mir mal keine Schande

machen. Es liegt eine Feierlichkeit in dem Gesichte, die zu sagen scheint: Nun kann's beginnen, ich will's schon packen! Und die großen, ruhigen Augen setzen dazu: Großmutter hat gesagt, hier gibt es viel zu schaffen, so will ich mich fest umsehen.

Der Lehrer redet ihn an: „Bist du gern zur Schule gekommen, Wolf Heß?“

Der Junge nickt nur, aber das jähe Aufflammen in seinen Augen sagt ihm alles.

„Nun seh' dich nur, Wolf, wir werden gut miteinander auskommen! Gelt?“

Wieder das tiefe Aufleuchten in den Augen des Bubens.

„Was machst du, Bartel?“ ruft er einen Knirps an, der mit vollen Backen laut.

„'n Dpft is' i!“

„Ja, darf man denn in der Schule Apfel essen?“

„I hob' an Hunga,“ fährt der Kleine als schlagende Begründung an.

Martin Löns steigt auf die Treppe, sich von hier an die Klasse wendend: „Ihr seid jetzt in der Schule, Kinder, und da darf nicht jeder tun was er will und sitzen wie er will. Deshalb will ich euch nun zeigen, wie ihr sitzen müßt.“

Und bald liegen hundert emsige, tatenlustige Hände auf die Bänke gefesselt.

Gott, was soll das werden, wenn man nimmer mit den Füßen bimmeln soll, denkt Klaus Löffler. Und er muß sich überzeugen, ob's noch geht. Ja, gottlob es geht noch. Oh, es geht gut, es geht gewaltig gut! Bald ist das Bürschchen in hellem Zappeln und würde so fortgezappelt haben, hätte ihm nicht plötzlich Fochen Nühl, sein Nachbar, eine Maulschelle hineingehauen.

Klaus Löffler begann zu plärren, und Jochen Nühl sagte: „D' Har'n schlant'lt a olweil.“ Und das hatte er nicht leiden gemocht. Das gefiel Martin Lbns, und so schaffte er mit ruhigen Worten Ordnung.

Hernach wurde das Aufstehen geübt. Als das ging, sagte der Lehrer: „Wir haben nun in der Schule viel zu lernen. Zum Lernen aber brauchen wir den lieben Gott, denn wenn uns der liebe Gott nicht hilft, können wir nichts lernen. Deshalb wollen wir zu Gott beten, daß er uns in der Schule hilft.“

Martin Lbns faltete die Hände und als volle Stille herrschte, schlug er mit der Linken das Kreuz. Weil aber die Kinder das Sichtbare genau so nachmachen, wie sie es mit ihren scharfen Augen sehen, und vom Denken noch wenig geplagt werden, machten sie alle ganz folgerichtig mit der rechten Hand das Kreuz.

Nun wurde ein Gebet geübt, und bald klang es sicher den Worten des Lehrers nach:

Im Namen Gottes fang ich an,  
Mir helfe Gott, der helfen kann.  
Wenn Gott mir hilft, wird alles leicht,  
Wo Gott nicht hilft, wird nichts erreicht,  
Drum ist das beste, was ich kann:  
Im Namen Gottes fang ich an!

Als hernach Martin Lbns daran war, die Namen der Schüler zu verlesen, beobachtete er, daß sich Karl Schnelinger in der ersten Bank bei jeder Gelegenheit umdrehte, wo er sich unbemerkt wähnte. Das war ihm schon früher aufgefallen. Er sah auch mit demselben Blick, wie Franz Ruz greulich in der Nase bohrete, Bartel weiter nach seinem Apfel lugte, — ja, würgte er denn nicht

bereits wieder, der Rangel — Tiefenböck mit Leufner unter der Bank im Handgemenge lag und Löffler seinem Widersacher die Zunge zeigte. Und von hinten in all das Gewirr hinein das ernste Gesicht mit den großen, schwarzen Augen Wolf Heß'.

„Was hast du denn nur?“ wandte er sich an Schnellinger.

Der sah nun seine Zeit gekommen und bat mit seinen treuherzigen Bergischmeinnichtaugen: „Du, Leahra, loß 'n Wolf vira sitz'n, neb'n den do g'freit 's mi net.“

„Ja, warum willst du Wolf Heß bei dir haben?“

„Mir san olweil beinond, woast, Leahra.“

„Und da wollt ihr beieinander sitzen?“ wandte er sich an Wolf. Dessen Augen begannen wieder aufzuflackern.

So kam Wolf Heß in die erste Bank zu seinem Freunde. Sie sind nun beisammengesessen, bis sie aus der Schule traten.

Alsdann mußten die Kinder selbst ihren Namen sagen. Matthias Edlinger rappelte ungelent in die Höhe, und als er stand, wußte er ihn nicht. Ratlos sah er auf den Lehrer. Während ihn dieser seinen Namen suchen half, bemerkte er, wie sich Klaus Löffler zu Boden bückte, die Schultasche auf den Rücken schwang und den Gang hervorkam.

„Ja, wo willst du denn hin, Löffler?“ redete ihn Martin Löss an.

„I geh' hoam, dds Sitz'n is ma scho z'fad.“

Nur mit Aufbietung aller pädagogischer Milde konnte er den starrsinnigen Bauernjungen von seinem Entschlusse abbringen.

Als der Bub bereits in der Bank war, wollte er sich

doch nochmal vergewissern: „Du, Leahra, is 's hols aus? D' Muabba hot g'sogt, miar kriag'n heit Zweschl'nknedl.“

Und die Gelegenheit zu diesem Fest wollte er sich durchaus nicht entgehen lassen.

Lachend beruhigte ihn der Lehrer, darauf wandte er sich wieder an die Klasse. „Jetzt gebt acht, Kinder! Weil ihr so brav gewesen seid, will ich euch eine Geschichte erzählen! Es war einmal ein Knabe, der war noch klein wie ihr, und der hieß Heinrich.“

Da bohrte Heinrich Rottensteiner seine Finger in die Luft und piepste in die Klasse:

„Hearr Leahra, i tua aa Heinrich hoaf'n!“

Dann setzte er sich beruhigt nieder.

Martin Löns fuhr fort: „Weil er noch klein war, spielte er jeden Tag, die kleinen Kinder haben ja sonst nichts zu tun. Aber immer schon dachte er an die Schule. Er freute sich schon sehr darauf und wollte stets mit den Großen in die Schule gehen. Der Vater sagte ihm auch, wenn er brav wäre, dürfe er dies bald. Und als der Tag herankam, kaufte ihm der Vater eine schöne Tasche, die war aus schwarzem Leder, an den Rändern war sie mit grünem Leder gepußt und mit gelben, glänzenden Nägeln beschlagen, und führte Heinrich zur Schule.“

Der Herr Lehrer zeigte ihm seinen Platz, und Heinrich ging fleißig in die Schule.

Kam er ins Schulhaus, nahm er schon draußen auf dem Gange die Mütze ab, ging ruhig hinein, gab dem Lehrer die Hand und sagte laut: Grüß Gott, Herr Lehrer! nahm Platz und wartete. Er war ein artiger Knabe! Und wenn der Herr Lehrer etwas erzählte, schaute er immer auf ihn.“

(Franz Nutz war schon wieder tief in der Nase.)

„Deshalb mußte er stets alles, lernte gut und machte seine Aufgaben flink fertig.

Und jeden Tag hatte er seine Hände und das Gesicht gewaschen und auch die Kleider und Bücher waren sauber und ohne Schmutz und Flecke. Er war auch ein reiner Knabe!

Deshalb hatten ihn auch der Lehrer und Vater wie Mutter sehr lieb. —

Wollt ihr es auch so machen wie der kleine Heinrich?“

Eifrig zeigte Franz Nutz auf.

„Was willst du, Nutz?“

„Du, Leahra, da Nosko hot an Dreck in dd Dawaschl!“  
triumphierte er mit reiner Forscherfreude.

Das kränkte den Kleinen dermaßen, daß er laut zu plärren begann. Nun mußte Martin Löss ihn erst beruhigen, hernach fuhr er, auf seine Geschichte zurückkommend, fort: „Seht, darum merkt euch den Spruch:

Artig, flink und rein

Müssen Kinder sein.“

Hell klingen die Kinderstimmen durch die Schulstube. Mittlerweile ist es auch Zeit geworden, und so sagt Martin Löss: „Nun soll die Schule aus sein.“

Er hat noch nicht ausgeredet, ist Klaus Löffler bereits wieder aus der Bank und will fortstürmen.

„Hoho,“ ruft der Lehrer, „Klaus Löffler, Mutters Zwetschkenknddel sind noch nicht weich gesotten. Erst wollen wir noch dem lieben Gott danken, daß er uns in der Schule beim Lernen geholfen hat.“

„Dds is jo ka Learnn,“ stellt Franz Nutz aus.

„Was ist denn dann Lernen?“

„Mei Bruada hot g'sogt, do muaß ma lerna: eins und eins is zwei.“

Martin Edns konnte das Lachen nicht verbeißen. Das war also heute nach der Ansicht des Kleinen Jungen kein Unterricht gewesen, weil das Schreckliche nicht vorgekommen war, das ihm sein Bruder vor Augen gestellt hatte: Eins und eins ist zwei!

Nachdem sie noch ein kurzes Gebet gelernt, führte sie Martin Edns auf die Straße und sah ihnen mit warmen Augen nach, wie sie eilig nach allen Seiten auseinanderstoben.

\*

Und die Zeit ging dahin.

Die Fäuste der Buben wurden immer fester, die Zöpfe der Mädchen immer länger.

Franz Nutz sagte lange nimmer wie am ersten Schultag, daß das kein Lernen sei, Eblingen wußte nun nicht bloß seinen Namen, sondern konnte ihn längst in Kurrent- und Lateinbuchstaben hinmalen, und Jochen Nihl vertrug sich noch immer nicht mit Klaus Köffler, genau wie am ersten Tage, als er diesem eine Ohrfeige ums Maul geschlagen.

Jochen Nihl konnte sich das erlauben, er war stämmig wie ein junger Baum. Nur einer gab ihm nichts nach: Wolf Heß. Der Bub wurde groß und stark, daß Großmutter oft sagte: „So, Wolf, wonnst d' sou weida tuast, wort jo pfeigrod 'n Himmli eini!“

Sie haben sich mal gemessen die beiden, reden gilt nichts unter Jungen; man muß wissen, wer der Stärkere ist. So mußte der Bauernsohn vom Boden aufstehen. Seit der Zeit sind sie enge Freunde geworden. Und immer

mitten zwischen beiden Karl Schnellinger. Sie haben manchen Streich ausgeheckt in jenen Jahren. In der Schule aber waren sie stets die ersten und Wolf Heß obenauf.

Martin Löss hatte seine helle Freude an dem Jungen. Wenn er in der Schule saß, gab es für ihn keinen Spaß. Unverwandt hingen seine schwarzen Augen an den Lippen des Lehrers, als wollten sie jedes Wort einsaugen.

Barbara Heß brauchte in jenen Jahren nimmer um Holz in den Wald gehen. Ja, da war Wolf gewissenhaft! Gleich nach der Schule machte er sich auf den Weg in den Wald. Es hat Jochen Nihl Freude gemacht, für die gute, alte Frau, in deren Stube er nun ein häufiger Gast war, und die er lieb hatte, schwere Holzbürden auf seinem Rücken heimzutragen.

Hernach blieb noch immer Zeit genug, oh, viel zu viel für hungernde Jungen! Warum soll es nicht gesagt werden, daß sie es waren, die dem alten, freundlichen Pfarrer seine ersten Marillen stahlen? Sie brauchten nur den Regengang hinter des Nihlbauern Scheune hinaufklettern, sich aufs Dach setzen und mit den Händen über die Gartenmauer langen. War das nett? Nun, das war's gerade nicht, denn Nihls Obstgarten war selber größer wie der des Pfarrers, aber wer wird als Junge so reizlos Obst essen! Na, und warfen sie vielleicht nicht jedesmal die Kerne über die Mauer in den Garten?

Wolf Heß und Karl Schnellinger taten das ruhig, obwohl sie in jenen Tagen schon allmorgendlich bei der Frühmesse ministrirten. Auch das Glockenläuten besorgten sie früh und abends. Raimund Bartel, der



Mesner, überließ es ihnen gern, denn früh konnte der Schneidermeister dafür noch ein Weilschen im Bette bleiben, und abends brauchte er nicht so verzwickelt pünktlich aus dem Wirthshaus heimzueilen.

Einmal, im Sommer, kam ihnen die Lust, Boot zu fahren. Weil es aber im ganzen Dorfe keines gab, schleppten sie Großmutter Heß' viereckigen Waschtrog zum Wehr des Baches, setzten sich hinein, Wolf auf der einen, Jochen Nihl auf der andern Seite und begannen zu rudern. Es war ein gefährvolles Unternehmen; deshalb war Karl Schnellinger auch gern auf dem Lande geblieben. Unter den bedrohlichsten Schwankungen und Armverrenkungen fristeten sie sich fort. Nun waren sie in der Mitte. Das Schiff ging ruhig. Es stand ihnen nun ganz frei, mit steigendem Mut sich auszumalen, daß sie auf einem gewaltigen Fluß dahinführen, oder gar auf hoher See. Jochen Nihl, der dem Teufelszeug nicht traute, dachte noch immer: wenn wir hineinfliegen, sind wir bis auf den Hals im Wasser. Sonst dachte er nichts. Wolf Heß aber kam ins Denken, und das war sein Übel. Er malte sich aus, wie der Strom sie abwärts trüge, weit, weit fort von der Heimat in ein fernes Land. Als sie dort mit dem gewaltigen Schiff landeten, warf sich ihnen alles zu Füßen, und sie waren Könige. Karl Schnellinger hockte am Ufer, hatte die Füße hochgezogen und dachte auch. Er dachte aber nur fort das eine: wann plumpsen die zwei hinein? Nun, es war nicht schön von ihm, daß er so dachte, aber er war nun mal auf ein Vergnügen bei der Sache erpicht, und das konnte doch nicht das Vergnügen sein!

Er sah, wie Jochen Nihl von unten nach ihm hinüber-

blinzelte. Den Kopf konnte er nicht heben, denn er mußte auf die kleinste Schwankung des Fahrzeuges lauern. Eine tiefe Falte grub sich in seine Stirn. Ja, es war auch keine Kleinigkeit! Das hätte er denken sollen, mehr nicht, nein, bei Gott, kein Wort mehr hätte er denken sollen! Er aber setzte dazu: wenn man die Verantwortung über so viele Menschenleben hat. Und der Gedanke ließ ihn nimmer los. So brach das Unheil über sie herein. Er bohrte seinen Blick zwischen Wolfs Füße in das Dunkel des Sitzbrettes. Wolf war gerade daran, seinen Fuß auf das eroberte Land zu setzen, und Karl Schnellinger lauerte mit teuflischer Gier. Es mag sein, daß der Seeheld eine gebieterische Bewegung machte — es lassen sich ja nicht alle Dinge eines großen Mannes aufzeichnen —, Tatsache aber ist, daß sie beide plötzlich auf einen Augenblick unter dem Wasser verschwanden und Schnellinger vor Vergnügen zu brüllen begann wie ein Nebelhorn.

Liegend kamen sie ans Land mit verzwickt ernstern Gesichtern. Karl hockte noch immer am Ufer und stöhnte vor Behagen. Das aber behagte Jochen Nihl gar nicht, und nun sich auch seiner teuflischen Blicke von vorher erinnernd, dachte er nicht lange, langte mit derben Fäusten zu und warf den Kerl ins Wasser. Jetzt plakten die beiden andern los. Doch Karl verstand Spaß, und so standen sie bald alle drei beieinander und wieherten wie junge Kasse.

Nicht immer aber waren sie allein am Bache. Jedes Jahr, wenn das Frühjahr kam, versammelten sich ganze Scharen unten am Ende des Dorfes im Wasser, schleppten Steine zusammen, stachen Rasenstücke aus und bauten

Dämme, oft weit über Meterdicke, mit vielen Schleusen. Und bald klapperten eine Unmenge kleiner Hämmerchen, durch die Bolzen der kleinen Wasserräder in Bewegung gesetzt. Es war ein schönes Spiel. Doch was fesselt Kinder auf die Dauer? Und so schlugen sie sich bald in die Wälder, dort ihr Unwesen treibend.

Später, als es wärmer wurde, holte sie wieder der Bach. Helle Haufen nackter Kerle tollten an den grasigen Ufern, schrien und lärmten und patzten im Wasser. Ganze Nachmittage lang sprangen sie so durch Wasser und Sonne.

Seit alters her kamen die Kinder des Nachbarortes nach Eggendorf in die Schule. Seit alters her entspannen sich unten beim Wasser die heftigsten Kämpfe. Mitte Juli war's, als neuerlich die ersten Schimpfworte nach längerer Friedenszeit fielen. Einer hatte Jochen Nihl einen Hund geheißt. Der fletschte die Zähne, als er es hörte und bot seine Getreuen auf. Wolf Heß arbeitete den Kriegsplan aus. Aber keiner rührte sich. Was das nur sein mochte, dachten die Fremden. Doch sie sollten nicht lange im unklaren bleiben. Als sie tags darauf lärmend und großmäulig im Wasser herumtollten, kamen behutsam Wolf Heß und Karl Schnelinger geschlichen. Auf dem Bauche kamen sie angekrochen, vorsichtig hinter jedem Strauche Deckung suchend. Von Gebüsch zu Gebüsch schnellten sie, helle Abenteuerlust in den Augen. Hinter dem großen Weidenbusch hatten die Badenden die Kleider liegen; jedes Wort konnten jene vernehmen, das die Arglosen sprachen.

Nun waren sie bei den Kleidern. Mit hastigen, flinken Fingern rafften sie Hemden und Hosen zusammen,

machten kehrt und setzten, die Köpfe tief über die Bündel geneigt, gleich tollen Jagdhunden, dem Versteck zu, hinter dem Jochen Nihl mit seiner Schar lag. Mit breitem Grinsen wurden sie empfangen. Laut auflachen war verboten. Nur Rudolf Tiefenböck konnte sich nicht halten; doch warf er sich in kluger Geistesgegenwart auf den Boden und schnaubte ins Gras hinein, wie ein Ferkel, das im Miste bohrt. Klaus Edffler und Raimund Bartel weinten förmlich Tränen des Dankes, so durchdrungen waren sie von der Aufgabe, die ihnen beiden zugedacht worden war. Mit rührender Sorgfalt griffen sie nach den Kleidern. Und nun ging's los! Jeder einen Stecken in der Hand, kamen sie angesprungen wie ein Rudel rasend gewordener Wölfe. Gellend klang ihr Geheul an die Ohren der Badenden. Wie der Sturm setzten sie daher. Wolf Heß und Jochen Nihl immer ein paar Längen voran. In hellem Schreck sahen sie die Aufgestörten nach ihren Kleidungsstücken stürzen. Wie kleine Teufel sprangen sie herum, planlos suchend und schimpfend. Schon aber brachen die Ältesten Äste von den Weidenbäumen. Doch was half es. Wie Sturmböcke eines Landsknechtheeres prallten die Eggenborfer auf die nackten Leiber, und was sie nicht gleich über den Haufen stießen, bekam ihre Fäuste und Stecken zu spüren. Widerstand war vergebens, das sahen die überrumpelten, und so nahmen sie zu ihren Beinen Zuflucht. Der Beine haben sie sich nicht zu schämen gebraucht. Wer aber doch zurückbleiben wollte, wurde durch einen gutgezielten Hieb unzweideutig belehrt, daß für ihn nur vorn das Heil zu suchen wäre.

Den Eggenborfern schien es gar nicht zu tun ums

Handgemenge. Ganz trunken waren sie von der Verfolgung. Es war etwas Herrliches, so zu laufen, zu fliegen und vor sich her die leuchtende Schar zu treiben. Wolf Heß brüllte von Zeit zu Zeit wie ein Besessener. Mitten im Lauf sprang er hoch, und schon sauste sein Stecken wieder auf einen Rücken nieder. Bis ins Nachbardorf jagten sie die nackten Jungen. Wie eine Schar Füllen sprangen sie die Dorfstraße hinein. Lachend und heulend sahen ihnen die Verfolger durch die dicke Staubwolke nach.

Einstweilen hatten auch Klaus Löffler und Raimund Bartel ihre Arbeit getan. Hoch oben in dem Gezweig eines alten Eichenbaumes hingen sie bunt durcheinander, all die Hosens und Hemden der Verprügelten. An jedem Ast ein Stück. Wie ein großer Kirchweihbaum stand er da.

Lachend und johlend zogen sie heim. Das war der große Julitag, von dem sie noch nach Jahren mit Stolz sprachen. —

Aber nicht immer war ihr Lun so lärmend und ungebändig. Gleich wieder hieß es ein andermal das Haus hüten, wenn alles auf dem Felde stand, oder es gab Holz klein zu machen und in Stößen aufzuschlichten. Besonders gern hatte es Wolf, wenn er mit Jochen Nihl aufs Feld fahren konnte. Da saßen sie auf dem Leiterwagen, die Zügel in den Händen, glaubten zu fahren und fühlten doch dunkel, daß sie gefahren wurden. Aber gerade das machte den Reiz aus. Abends durften sie die Pferde in die Schwemme reiten, stolz trabten sie das Dorf hinunter zum Wehr. Wie Affen kletterten sie auf den breiten Ackergäulen.

In jene Jahre fielen auch zwei Ereignisse, die, von keinerlei Bedeutung für das Leben im Dorfe, hier doch aufgezeichnet werden müssen, da sie der Jugend genug Stoff zum Lachen und Spötteln boten, und in so kurzen Zwischenräumen aufeinander folgten, daß es den Anschein hatte, als habe die Hand der Vorsehung den tieferen Sinn wieder einmal bewahrheiten wollen, der in dem Sprichworte liegt, das da heißt: wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Es war im Hochsommer, an einem heißen Julitage, und das ganze Dorf war beschäftigt, das goldene Korn von den Felbern einzubringen. Ringsum im Thal und auf den Hängen sah man hochbeladene Erntewagen, die schwankend und knarrend dem Dorfe zustrebten. Da fehlte natürlich die Jugend nicht, und Wolf Heß war, wie immer bei solchen Dingen, mit Jochen Nihl auf dessen Vaters Feld.

Ein zweiter Leiterwagen wurde gebraucht, und da von den Großen keiner abkömmlich war, setzte man die zwei Buben auf den schwerfälligen, breitrückigen Ackergaul, Jochen vorn, Wolf hinten. Jochen nahm die Zügel und Wolf schlang die Arme um seines Vorreiters Leib. Mächtig mußten sie die Beine spreizen, daß die Hosen knackten, krampfhast drückten sie die bloßen Fersen in den unförmigen Leib ihres Reittieres.

Der alte Nihl gab ihnen noch ein paar Anweisungen, riet, das Pferd im Schritt gehen zu lassen, klatschte dem braven Kofß auf das glänzende Hinterteil, und los ging die Fahrt!

Mit mächtig gehobenem Gefühle zogen sie dahin. Männlich stolze Regungen waren es, die ihre Brust

schwellten. Nur dann und wann, wenn der Gaul in eine Furche trat und sich durch die Erschütterung ihr Gleichgewicht merklich zu verändern drohte, kam ihnen für den Augenblick etwas in die Kehle gefahren, das sie in dem dunkel niedergehaltenen Bewußtsein bestärkte, daß sie nicht ganz die Herren der Situation seien. Krampfhaft bohrten sie dann ihre Fersen in den dicken Leib, zochten dabei bestrebt, sich den Hals des Tieres als Stütze zu erwerben, während Wolf seine Arme derart energisch um seines Freundes Magen spannte, daß diesem die Eingeweide aufwärts zu steigen drohten. Und dazu machten ihre Gefäße ebenso lebhaft wie vorsichtige Orientierungsverschiebungen, bis sie beide wieder im richtigen Gleichgewicht saßen.

Als sie so ein gut Stück geritten waren, kam Wolf Heß der Gedanke, es doch ein wenig mit einem ganz gelinden Trabe zu versuchen. Zochen Nihl, der die Verantwortung der Sache trug und die Breite und Dichtigkeitsverhältnisse der Hand seines Vaters vollauf kannte, wollte davon anfänglich nichts wissen. Als ihm aber Wolf immer mehr zusetzte, war er einverstanden.

Das Pferd wurde nun durch Wort und Lat aufgefordert, seine Verkehrsbeschleunigung etwas zu vergrößern, schien aber für ein derartiges Ansinnen nicht das leiseste Verständnis zu haben.

Argerlich begann Zochen Nihl am Zügel zu reißen. Wolf Heß aber löste vorsichtig die eine Hand vom Leibe seines Freundes, ballte sie zu einer Faust und fing an, mit ihr die Flanke des Tieres zu bearbeiten.

So brachten sie denn den Gaul nach einigem Widerwillen, welchen ihm die Überwindung des Trägheits-

momentes verursachte, in einen gelinden Trab. Als das ganz flott zu gehen schien, stupfte der Nachreiter das Tier immer lebhafter, und dieses, nun einmal in Bewegung, schickte sich zu einem derart ausgiebigen Laufe an, daß sein ganzer Körper ins Schwanken kam, und zu ihrem heillosen Schreck immer mehr auch die, die oben saßen.

Wolf drückte wieder in der erwähnten beklemmenden Art, Jochen schrie, und als das Schreien nichts helfen wollte, begann er die Zügel immer mehr anzuspannen, doch all das bewirkte nur, daß das Schwanken immer bedrohlicher, und wie Wolf Heß bald mit Entsetzen bemerkte, der Rücken des Pferdes immer kürzer wurde! Was immer in seiner Macht lag, wurde versucht. Vergebens. Schon spürte er, daß nicht nur die Mähre ein Ende habe, sondern auch das Ende der Märe bedrohlich bevorstände. Keiner sprach ein Wort, da jeder zu sehr auf das Kommende sein Augenmerk richten mußte. Wolfs Hinterteil spürte bereits freie Luft, haltlos rutschen seine Schenkel über die spiegelglatten Schenkel des Tieres; gleich würde er mit dem Bauche über dem Schwanze hängen.

Wie es nun kam, ob gewollt aus richtiger Erkenntnis der Sachlage, oder bedingt durch ein Gefühl gänzlicher Hilflosigkeit, es ist schließlich gleich in Anbetracht der klar zutage getretenen Tatsache, die Wolf Heß, die Beine hoch in der Luft, das Maul vor Schreck weit offen, unten auf dem Rain des Feldweges zeigte, der Rücken ganz wesentlich festgehalten von der Anziehungskraft der Erde.

Es vergingen einige Minuten, bis Wolf zu dem klaren Schlusse kam, daß es am besten sei, sich wieder vom



Boden zu erheben. Inzwischen war es Jochen Nihl nicht nur möglich geworden, wieder eine etwas würdigere Reiterhaltung einzunehmen, denn während Wolf immer mehr nach rückwärts rutschte und zog, hatte Jochen, alle ästhetischen Momente außer acht lassend, die Hände energisch um den Hals des Gauls geschlungen, und war dabei so sehr aus der Steile gekommen, daß Bauch und Nase buchstäblich platt auf dem Pferderücken lagen, sondern es war ihm auch gelungen, das Tier wieder in gelassenen Schritt zu bringen. Scheltend und wetternd kam Wolf nachgelaufen und wurde nun von seinem Freunde, dem jetzt erst recht der Kamm zu steigen begann, nicht nur weiblich ausgelacht, wie er so neben dem Pferde zottelte, sondern auch noch obendrein mit spöttischen Bemerkungen aufgefordert, doch wieder hinten aufzusteigen. Wolf Heß drohte zwar, daß er eine Rute abbrechen und damit das Pferd in eine Bewegung setzen würde, die ihn ebenfalls aus seiner Höhe herunterholen würde, tat es aber nicht, da es ihm klar einleuchtete, daß man das Tier nicht allein heimlaufen lassen konnte, wenn es auch dies ebenfogat getroffen hätte. So lief er denn nebenher und dachte auf Vergeltung für den Spott.

Die sollte nicht allzulange auf sich warten lassen und noch obendrein ganz von selber kommen.

Der alte Nihl hatte auf dem Viehmarkt in der Stadt einen Ochsen gekauft, der ihm besonders gefallen hatte, und da er etwas störrisch schien, sollten ihn die beiden Buben allein auf das Stoppelfeld am Hang treiben, bei der Bergstraße, auf dem Luzerne in die Höhe schoß. Die Ausfahrt vollzog sich anstandslos. Und oben der Alee schien ebenfalls dem Ochsen keine Veranlassung zu Un-

willen zu geben. Da sollten sich plötzlich die Verhältnisse durch ein ganz nichtsagendes Getier zu äußerst aufregenden und komplizierten gestalten. Ruhig weidet der Dchs. Behaglich und ein wenig träg liegen die Buben im Klee und haben Stengel im Munde.

Der Mensch ist nur ein Mensch. Und es gibt zweierlei Willenshandlungen: freiwillige und unfreiwillige. Sie entspringen ebensolchen Trieben. Jochen Nihl war plötzlich von einem der letzteren ergriffen und zog sich hinter ein nahes Gebüsch zurück, unweit dem ein niederer Zwetschkenbaum stand.

Wolf lag weiter träg im Gras.

Da hörte er mit einem Male das zornige Summen und Sieden einer Wespe, die offenbar von dem gefräßigen Langhorn in ihrem Honigtrunk gestört worden war.

Das Kind hob den Kopf und schielte auf den gereizten schwarzgelben Stachelträger. Der machte noch ein paar zornige Flüge und war eben im Begriff, sich neuerlich auf das Honigkäflein niederzulassen, als der Dchs unglücklicherweise ebenfalls sein Maul auf dieses Gras- und Blumenbüschel senkte.

Diese neuerliche Störung war der Wespe zu bunt! Giftig bohrte sie ihren Stachel in das nasse Maul des Kindes.

Ebenso erschreckt wie wütend vor Schmerz fuhr der Dchs auf, sprang mit den Vorderbeinen brüllend in die Höhe und stürzte los, gerade auf Wolf Heß zu. Entsetzt rappelte der in die Höhe und suchte sein Heil in dem, wie schon erwähnt, bereits besetzten Busch.

Das Tier kam schnaubend hinterher, Wolf suchte seine weitere Rettung in der Flucht, Jochen Nihl aber, der

durch eine etwas unbequeme Lage seiner Hose sich an diesem Laufe nicht beteiligen konnte, bereits aber das drohende Knacken brechender Zweige hörte, sprang auf und humpelte auf den nahen Pflaumenbaum zu, an dem er in höchster Angst, da sich das wütende Tier nun nach ihm wandte, in die Höhe sprang und sich eben mit erhobenen Füßen um den Ast klammern wollte, als er an einem gewaltigen Ruck verspürte, daß sich seine Hose entschieden von seinem Leibe getrennt haben müsse. Und sah auch schon den rasend davonstürmenden Dachsen, sein Beinkleid im Gehörn.

Sprachlos, mit flatterndem Hemde, hing er am Aste. Und wäre vielleicht noch eine Weile so hängen geblieben, wenn nicht Wolf, stöhnend vor Lachen, auf ihn zugesprungen wäre und ihn eingeladen hätte, sich doch zu ihm herunter zu bemühen, da er diese Lage auf die Dauer weder bequem noch praktisch finden könne.

Gallig vor Zorn, untermischt mit Ärger, nun nichts mehr dem Kameraden voraus zu haben, sondern womöglich noch lächerlicher dazustehn, eilte er mit nackten Beinen und wehendem Hemde dem Durchgänger nach, der sich inzwischen beruhigt hatte und neuerlich gelassen seinem Geschäfte des Pflanzenfraßes oblag, mit einem Mahlen und Matschen, daß die Kinnladen bebten.

Vorsichtig nahm ihm Jochen die Hose aus den Hörnern. Sie bot einen traurigen Anblick: zwei mächtige Löcher, genau im Gefaße, und die Hosensöhren klaffend aufgerissen.

Einem arg zugerichteten spanischen Stierkämpfer gleich, hielt Jochen Nihil an diesem Abend seinen wenig rühm-

lichen Einzug ins Dorf. Doch muß zur Anerkennung Wolf Heß' gesagt werden, daß er sich alle Mühe gab, für denkbar günstigste Rückendeckung zu sorgen, indem er sich auf ihrem Gang durchs Dorf peinlich dicht hinter den Fersen des arg Hergenommenen hielt.

Als Wolf hernach in der großen Bauernküche in denkbar getreuester und lebhaftester Wiebergabe Bericht erstattete, kam es zu einer solchen Lachsalve, daß Bauer und Bäuerin allen Zorn vergaßen und Jochen, der sich mittlerweile in eine andere Hose gerettet hatte, auf lange den Namen Stierkämpfer erhielt.

So ging die Zeit dahin. Die Kinder lärmten durch die Straßen geradese, wie es die Eltern getan hatten, und Wolf Heß war keiner von den Zahmsten. Doch sind weder Großmutter noch Lehrer an dem Jungen irr geworden. Man brauchte nur in seine tiefen, schwarzen Augen zu schauen und verstand den ärgsten Streich. Mit seiner ganzen Liebe hing er an den beiden. Es ist selten vorgekommen, daß er der Großmutter abends nicht entgegenging, und nie, daß er ihr etwas verschwieg. Wenn sie auf den Boden stiegen, um sich ins Heu zu betten — sommers schliefen sie stets auf dem Boden —, beichtete er der alten Frau alles so offen und schlicht, daß ihn Barbara Heß am Schlusse seiner Geständnisse jedesmal in ihre Arme nahm und küßte.

„Du sollst so lusti sei, Woif,“ schloß sie gewöhnlich, „frühah g'nua kimmt jo 's Leb'n mit seina Hart'n; oba tua nia wos, wos da on d' Fahr geht!“

Traulich plaudernd lagen sie noch eine Weile eng

beieinander im Heu. Durch die Ritzen lugte die helle Nacht. Manchmal ging ein Leuchten durch die Fugen, das kam von einem Sterne, der über dem Dache stand. Und leise wob die Nacht. Wie still es auf dem Boden sein konnte! So still, daß man die Nacht hörte. Es hätte wenig gefehlt und man würde die Spinnen gehört haben. Und diese wohlthätige Ruhe, erfüllt von dem Dufte des Heus! Großmutter hatte einen guten Schlaf. Bald erkannte Wolf an ihren gleichmäßigen Atemzügen, daß sie schlief. Nun war er ganz allein in der Finsternis. Mit gespanntem Ohr lauschte er in das Dunkel. Ein Giebelbaum knackte. Wie scharf sein Ton in die Luft schnitt! Dann ging ein Schlürfen über das Dach, so leise und behutsam, daß es nur dem schärfsten Gehör vernehmlich war. Ein leises Knistern dort und da auf den Schindeln. Eine Kaze war's, die den Giebel entlang schlich. Darauf war es wieder still, nachts still. Wie die bläulichen Fäden des Mondes in die Ritzen schossen! Daß sie nicht auf den harten Schindeln aufstießen! Ob sie sich wohl umbiegen würden, wenn es einmal daneben ginge? Warum die Fäden keine Spinne holte und in der Ecke in ihr Netz verwob? Ein königliches Netz mußte das sein! Dann würden alle Spinnen kommen und sich das leuchtende Nest ansehen. Sie würden dann wohl sicher neidisch werden und auch Mondfäden fangen für ihre Nester. So sann der Knabe im Halbschlummer. — Was war das? Hatte es nicht deutlich geklirrt? Einen Augenblick horchte er scharf in die Nacht, dann wußte er es: unten im Geißstall hat eine Ziege an der Kette gerissen.

Und wieder ist es still, dachbodenstill.

Von fern her dringt der heifere Schrei eines Nachtvogels. Grell und klagend. Ganz unheimlich ist der Schrei. Und immer wieder klingt er durch die Nacht. Wie oft er schreit, denkt Wolf und beginnt zu zählen. Zwischendurch blickt er aufmerksam auf die hellen Mondfäden, ob nicht eine Spinne an ihnen heruntergleitet und sie holt.

Mitten in diesem Horchen und Schauen ist er eingeschlafen und hat weiter geträumt von riesigen Spinnen und großen dunkeln Nachtvögeln.

\*

„Zausenzeit!“

Hell tönt die freundliche Stimme der Frau von der Haustür in den Garten.

Martin Löns steckt die Stichschaufel in den Boden und wendet sich an den Jungen: „Komm, Wolf, wir wollen in die Stube gehen. Mutter mag es nicht leiden, wenn der Kaffee kalt wird.“

Wolf Heß ist kein seltener Gast im Schulhause. Der alte Lehrer hat den geweckten, alles mit frischem Geiste aufnehmenden Jungen lieb, von ganzem Herzen lieb, und Wolf Heß ist selig in dieser Liebe. So hat ihn Martin Löns immer mehr zu sich gezogen, und der Bub ist stolz darüber.

Häufig arbeiten sie im Obst- und Gemüsegarten, und es macht dem elfjährigen Jungen Freude, seinem Lehrer nichts nachzugeben.

„Wie weit seid ihr denn gekommen?“ fragte die freundliche Frau während des Kaffeetrinkens.

„Das dritte Viertel werden wir heute noch fertig kriegen, nicht, Wolf?“ Der kante an seinem Honig-

brote und nickte. „Und morgen komme ich gleich früh, wenn Großmutter in die Arbeit geht, und werfe den Mist über die letzte Breite.“

„So eilig wird's aber doch nicht sein,“ lachte die Lehrersfrau.

„Wir haben zu Hause schon vor drei Tagen Kohl gesetzt!“ Damit wollte er sie von der Dringlichkeit überzeugen.

Als es gegen Abend ging, hatten sie den Fleck umgestochen und gemistet.

„Komm, wir wollen zu den Bienen gehen!“ sagte Martin Ldms. „Das Abendbrot ist noch nicht fertig.“

Das hörte Wolf Heß gern. Oh, es war noch immer der alte! Da gab es kein Tierlein oder Blümlein, das ihn nicht interessiert hätte. Und gar die Bienen, von denen ihnen der Lehrer schon so viel des Wunderbaren erzählt hatte! Das war ein Surren und Schwirren vor dem Bienenhaus; dreißig Stöcke standen hier über- und nebeneinander, und vor jedem Flugloch drängten sich die schwerbeladenen, vom Felde heimkehrenden Arbeitsbienen.

Martin Ldms bekam ein ganz anderes Gesicht, wenn er bei seinen Bienen stand. Es schien, als liebe er jedes der emsigen Tierchen mit seinen warmen Blicken. Ja, nun war er ganz der Bienenschulmeister, wie ihn die Leute im Dorfe nannten.

Dicht hatten sie sich von der Seite an den Stock gemacht.

„Komm, Wolf,“ sagte der Lehrer, „wir wollen nun die Tierlein betrachten, die bei dem obersten Löche einfliegen! Da, siehst du die kleine Arbeiterin? Eben macht sie die letzten Flügelschläge! Nun sitzt sie auf dem Flug-

brett und verschnauft ein Weilchen. Sieh nur mal die Hinterbeine an! Ganz klumpig sind sie vom hellen Golde!“

„Ja, Herr Lehrer, das ist der Blütenstaub, den sie sammelte.“

„Nun ist sie ausgeruht und kriecht ins Flugloch. Siehst du die Bienen dahinter, ja? Das sind die Lorchwächter. Die haben die Aufgabe, scharf zu wachen, daß kein Honigräuber in den Stock kommt. Wagt es dennoch einer, fallen sie in rasender Wut über ihn, und hundert giftige Stacheln bohren sich in seinen Leib. Das ist ein heißer Kampf, wie am Tage der Drohnenschlacht. Unser Bienchen aber kriecht getrost zwischen ihnen durch und die Wabenwand hinauf, wo die leeren Zellen sind.“

„Ich kann nur das eine nicht begreifen, Herr Lehrer, daß die Kleinen Tiere gar nicht ermüden.“

„Das glaub' ich dir gern, Jung', und siehst du, gerade dies ist so einfach. Die Biene ist ein kleiner Luftballon, weißt du. Du hast doch das Adernez in den Flügeln schon gesehen? Nun ja, freilich. So hör mal: wenn nun die Biene losfliegen will und die Flügel breitet, pumpt sie Luft in die Ader — die Ader sind nämlich hohl —, und das Tierchen fliegt nun dahin, leicht wie ein Luftschiffchen.“

Wolf richtete seine großen Augen voll Verwunderung auf den Schulmeister.

„Nicht wahr, da staunst du! Ja, Mutter Natur arbeitet wundervoll! Schau, wie sie alle heimwärts eilen! Das ist ein Flügelschwirren! Sieh nur, wie ihre Flügel im Abendschein glänzen! Das werden die letzten sein. Sie sind wohl zu weit hinaus geflogen auf die



Wiesen und eilen nun sehnächtigen Herzens ihren lieben zu. Wer weiß, wie ihre kleinen Herzchen schlagen. Wie froh sie sein werden! Elend hätten sie sterben müssen, wären sie nicht zu Stock gekommen.“

„Sie wären wohl draußen in der kalten Frühlingsnacht erfroren,“ sprach Wolf, mit versonnenen Augen auf die kleinen Tierchen blickend.

„Oh, sie wären vor Sehnsucht umgekommen!“

„Vor Sehnsucht?“

„Ja, lieber Junge, vor Sehnsucht! Die Bienen können nur leben, wenn sie einander sehen, wenn sie sich ein liebes Wort zurufen, sich mit ihren zarten Fühlern lieben können. Verfliegt sich jedoch eine und kommt nimmer heim, packt sie so schreckliche Sehnsucht nach dem trauten Gesumm, nach der seligen Nähe all der warmen Bienenleibchen, daß sie elend und todtraurig stirbt.“

„Wie schön das ist!“ In tiefer Rührung sah Wolf auf zwei hastig angefliegen kommende Arbeitsbienen.

„Wie sie aufs Brettchen stürzen! Schauen Sie nur, Herr Lehrer! Sie ruhen gar nicht. Wie hurtig sie dem Flugloch zukriechen! Die sind wohl schon recht in Herzensnot gewesen.“

Es waren die letzten. Eine Weile horchten sie aufmerksam auf das dumpfe Brausen, das aus dem Stocke kam, dann begann Martin Löns wieder zu reden: „Nun ist Feierabend in der Natur. Die Vögel sitzen auf ihren Zweigen, selbst die Mücken beenden ihren Tanz, und im Stall liegen die Tiere, und die Müdigkeit macht ihre Augen immer kleiner. Nur das Gezirp der Grillen tönt durch die Stille des Abends. Die können noch leicht

eine Weile aufsitzen und musizieren, haben sie sich doch wenig geplagt. Horch nur mal, wie ihre Töne grell durch das Dämmer klingen! Und doch könnt ich auch sie nicht missen, die lieben, faulen Musikanten. Ich glaube, es wäre gar nicht recht Feierabend, hörte ich nicht ihr eintöniges, wohligh trautes Gezirp. Den Bienen aber geht's nun wie Arbeitsfrauen. Tausende von jungen Larven liegen in ihren Zellenwiegen, wollen gefüttert sein und ihr Schlummerlied haben. Und weil keine Deckchen über ihre nackten Körperchen liegen, stellen sich Hunderte von Bienen auf die Waben, nimmermüde ihre Flügel rührend, um sie warmzuhalten.

Und die kleinen Würmchen schlafen ein und haben keine Ahnung, daß sie einem schweren, harten Leben entgegen wachsen, das keinen Sonntag kennt. Arbeit, Arbeit, Arbeit und am Ende den Tod, das ist ihr Los. So tragen es ihre Pflegemütter, so werden auch sie es tragen. Und wie diese werden sie dem lieben Gott dankbar sein, daß es so ist. —

In einem Winkel liegen die Drohnen beisammen, ihre Onkels, lärmen und singen unschöne Lieder und stechen ein Fäßchen um das andere an, sie mit nimmersättigen Kehlen leerend. Sie kümmern sich nicht um den Schlaf der Wiegenkinder. Nur wenn ein Bote der Königinwache kommt und ihnen mitteilt, daß ihr Gejohl bis an die königlichen Gemächer dringt, dämpfen sie ihre Stimmen. Später verstimmen auch sie. Still ist's nun im Staate; nur das leise Wehen der Flügel rauscht geheimnisvoll durch die Nacht.“

Ernst in sich versunken starrt Martin Lons in den Abend. Dann läßt er seine Augen noch einmal auf den

Heimstätten seiner Lieblinge ruhen, legt den Arm um den Nacken seines liebsten Schülers und meint mit herzlichem Lächeln: „Komm, Jung', nun wollen wir in die Stube gehen!“

Drinne sitzen sie jedesmal noch eine Weile plaudernd um den Abendtisch, bis Wolf mit der Bemerkung, nun nach seiner Großmutter sehen zu müssen, von ihnen Abschied nimmt. Leise ein Lied durch die Zähne pfeifend, eilt er ins obere Dorf. In der Stube wartet Barbara Heß schon auf ihr Enkelkind. Haarklein muß er ihr erzählen, was sie heute getan, welche Worte die Lehrersleute zu ihm gesprochen, und ihr Herz wird weich vor Stolz und Glück.

Und nun ist die Zeit da, wo sich die Alte auf Geschichten freut. Wolf geht zum Kasten, entnimmt ihm ein Buch, — er bekommt sie vom Lehrer —, Großmutter sieht nach der Lampe, dann beginnt er zu lesen. Ihr hätten Wolf lesen hören sollen! Wort um Wort packten seine scharfen Augen. Da kann sich kein Buchstabe drücken oder ein anderer in Übermut einschleichen. Was sie sehen, das sehen sie und das lesen sie. Großmutter sagt, so gut hätten ihre beiden Männer selig zusammen nicht lesen können wie der Bub. Und wie schön er betonte! Schier andächtig saß sie und horchte. Das war nun die Stunde, auf die sie sich freute. Wolf wußte das, und er hätte sich um keinen Preis der Welt abhalten lassen, Großmutter um die Freude zu bringen.

Von dem wußte Martin Lohrs. Und wenn sie zu dritt nach dem Abendbrote gemütlich um den Tisch saßen, blinzelte er seiner Frau zu; und sie wußte: gleich würde Wolf Heß aufstehen und bescheiden gute Nacht sagen.

Er bekam auch stets einen Gruß für Großmutter mit, und darauf wartete er so freudig wie sie. Froh ging er alsdann durch die Tür. Mit warmem, leisem Lächeln sahen ihm die beiden Leute nach.

„Es ist eigentlich ein Jammer, daß solch ein tüchtiger Kerl nicht studieren kann!“ schloß Martin Ldms häufig sein Nachsinnen.

„Nun ja: und doch! Wer weiß, ob er nicht glücklicher und zufriedener bleibt im stillen Frieden seines Dorfes. Wer weiß, ob du ihn nicht entwurzeln würdest, ging er einst aus ihm.“

„Du hast recht, Frau, hart ist das Leben zwar, aber voll Segen und Frieden. Und ist er nicht innerlich reich? Ihm offenbarten sich Dinge und Geheimnisse in der Natur, die ein anderer Sterblicher ein Leben lang nicht sieht. Immer wird er festen Boden unter den Füßen haben und nie herabsinken zum dumpfen Arbeitsknecht. — So aber, wer kann es sagen, ob er Wurzeln schlagen könnte draußen in der Welt. Ich möchte es nicht auf mein Gewissen laden, ihn einst wiedersehen zu müssen mit Augen, aus denen die helle Sucherfreude gewichen ist, um einer Dürsterkeit Platz zu machen, die nicht nur in ihnen allein liegt.“

Sinnend sieht Martin Ldms vor sich hin. „Und doch,“ fährt er nach einer Weile fort, „sähe ich den Jungen für mein Leben gern auf der Schule! Ich glaube, Menschen wie er werden überall mit dem Leben fertig, weil sie imstande sind, sich eine innere Welt zu bauen. Und ist das Leben in dieser Welt nicht eigentlich das wahre, wirkliche Leben? — Und siehst du, Martha, wie reich würde diese Welt in der Brust des Jungen werden, könnte er

sein scharfes Auge durch das Reich unserer Wissenschaft dringen lassen.“

„Es ist hart zu raten, Martin.“

„Nun ja, es hat ja auch noch Zeit. Auf jeden Fall aber will ich ihn fest an mich halten und ihn fernerhin unmerklich führen. Was dann kommen soll, wird kommen.“

Verständnisvoll nickte ihm seine Frau zu. —

So war Wolf Heß überall. Früh stand er auf dem Turm, die Glocke ziehend, daß ihr traulicher Klang hell in den Morgen tönte, hernach kniete er in der Kirche vor dem Altar, Gott und seinem Priester dienend, dann saß er in der Schule neben Karl Schnellinger mit großen Augen, die immerwährend eines neuen Wunders gewärtig waren. Nun, und fütterte er nicht etwa mittags die Geißen? Wer stand denn in der schwarzen Küche und brannte ihren Trank ab? Das darf euch nicht wundernehmen! Wolf würde nur lachen, sagtet ihr ihm das. Was war denn auch dabei! Wasser und Mehl fest gebrüht und gerührt, das war alles. Das ist doch kinderleicht. Nein, ihr müßt ihm nichts sagen. Er würde die Hände in die Hosentaschen stecken und die Augenbrauen hochziehen. Und das wäre ärger, als wenn er euch verlachte.

Und was würdet ihr sagen, wenn er hierauf den Melkeimer nimmt und zum Stalle geht? Um Himmels willen nur keine großen Augen! Er würde sich verächtlich umbdrehen. Es war doch alles so selbstverständlich. Den Schemel zur Geiß, das Euter gewaschen, darauf den Melkeimer zwischen die Knie geklemmt, die Striche mit ein wenig Schmalz linde gemacht — und strulle, strulle

iprang die Milch in das Gefäß. Er würde sicher gering-  
schätzig tun, fändet ihr das schwer. Hatte es ihm denn  
nicht Großmutter gründlich gezeigt? Und war er nicht  
im elften Jahr? Na also! Ihr seht, ihr könnt ihn nicht  
aus seinem Gleichgewicht bringen.

Und nach dem Essen; da hättet ihr wohl wieder die  
Augen rund gemacht. Es wird doch nicht einer unter  
euch sein, der ihn vielleicht gar verlacht hätte! Tut es  
nicht! Er würd vorsichtig den abgewaschenen Teller ins  
Schaff mit dem kalten Spülwasser stellen und euch  
fragen, ob ihr auch eine alte, schneeweiße Großmutter  
habt, die sich allein mühen und plagen muß. Er würde  
euch dann den Rücken kehren und stehen lassen und  
weiter das Geschirr reinigen.

Nach der Nachmittagschule hinwieder könnt ihr ihn  
sehen, wie er mit seinen beiden Freunden, Karl Schnel-  
linger und dem Bauernsohn Jochen Nihl, zum Walde  
geht, Holz heimzutragen. Wie ist das doch bei euch?  
Das Holz ist zu Ende, wir müssen den Holzhändler be-  
nachrichtigen, daß er wieder welches bringt. Ja, sicher,  
so würdet ihr sagen. Fragt die Jungen mal, warum sie  
das nicht auch tun! Oder fragt sie lieber nicht! Es  
wäre nicht unmdglich, daß sie euch verächtlich ansehen.  
Karl Schnellinger wäre es imstande, euch vom Walde her  
die lange Nase zu zeigen. Wollt ihr euch die lange Nase  
zeigen lassen?

Ja, das Leben ist ernst, wer aber neugierig zuguckt und  
nicht sieht, daß es trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb  
schön ist, der gilt da nichts, der wird verlacht.

Und stehen sie nicht hernach am Bach? Kriechen  
sie nicht immer noch die Pfarrhofmauer hinauf?

Und wer erfindt all die tollen Streiche? Wer führt sie aus? Meint ihr das käme alles nur so geflogen? Und kannten sie nicht auch schon die Karten? Wenn einer den Bierziger in der Hand hat und ein As meinst du da er dreht nicht zu? Na, hör mal! Das getrauen sie sich noch alle Lage.

Oft wirfst du sie auch ohne Wolf sehen. Dann ist er bei Martin Löns. Du kennst doch Löns, den Dorfschulmeister! Da graben sie, pflanzen sie, schneiden und pußen die Bäume des Obstgartens, nehmen Früchte ab, oder schauen nach den Bienen.

Du hättest neulich Wolf Heß hören sollen! Sagt er da plötzlich, als sie den heimelnden Bienen zugucken: „Wissen Sie, Herr Lehrer, daß ich auf was gekommen bin?“ „Na, auf was denn,“ fragt Martin Löns. — „Daß die Bienen an jedem Tage nur auf eine Art von Blumen fliegen!“ Nun hättest du die Augen des Schulmeisters sehen sollen! Es war gewesen, als wollten sie vor purer Freude aus den Höhlen hüpfen! Dann hat er den Zungen gefaßt und in seine Arme gedrückt, daß er quieken hätte müssen, wär's nicht Wolf Heß gewesen.

Ja, seht, so ist er mal, der Bub. Ernst und toll und scharfsinnig.

Und all das Tagesgeschäft überschläft er nachts friedlich neben Großmutter auf dem Boden im Heu, und er hat es besonders gern, wenn Regen kommt und der melodische Tropfenfall seine wundertrauliche Musik aus dem Holz der Schindeln schlägt.

#### IV.

**W**olf Heß ist zwölf Jahre geworden. Was soll er da noch in der Schule? Das kommt der Alten so selbstverständlich vor, wie ihm selber. Ist er nicht arm? Und müssen die armen Kinder nicht seit alters her mit zwölf Jahren weg von der Schule? Das Leben ist hart, und sie sind schon stark genug, es zu packen. So müssen sie mit ihren jungen Augen hinein in den Kampf. Die Bauern können ihre Buben noch bis vierzehn Jahre zu Martin Löns schicken, für die Armen aber ist es Zeit. Und so gehen sie.

Es ist Wolf Heß nicht leicht gefallen, Abschied zu nehmen von der Schule und seinem Lehrer. Doch Martin Löns hat gesagt: „Wolf, du mußt nicht denken, daß du nimmer zu deinem alten Lehrer kommen darfst, hörst du! Nun sollst du es erst recht tun! So oft es dich drängt.“

Dankbar hat er die Hand des alten Lehrers gedrückt. Zum letztenmal glitten seine Augen über die Schar der Mitschüler und die alte, traute Stube, dann schloß er die Tür. —

Und Wolf Heß stand draußen im Leben.

Das Leben aber hatte den armen Waisenjungen lieb und gab ihm eine schöne, herrliche Arbeit. Eine Arbeit, so frei und reich, wie sie den vornehmsten Kindern der Stadt nie wird.

Martin Löns hätte den Jungen gern noch bis vierzehn in der Schule gehabt, doch er wußte, wie sauer Barbara Heß das Brot verdiente. Deshalb sprach er in der letzten Gemeinderatssitzung mit den Bauern, und sie alle hörten auf sein Wort.



Also bekam Wolf Heß die Gemeindegüterstelle.

Wie sich die alte Frau freute! Und der Junge erst! Dorfhüterbub! Immer wirbelte ihm das Wort durch den Kopf und berauschte ihn. Tag um Tag von früh bis spät sollte er nun draußen liegen in der Natur, versorgt von den Bauern und abends doch daheim bei der Großmutter! Ihr denkt, da war er nun sehr aufgereggt. Nun ja, ihr vergeßt eben, daß wir hier auf dem Lande sind. In einem Dorfe! Hört ihr!

Wenn eure Jungens ins Leben kommen, in den Beruf, da denkt ihr dies und denkt ihr das, da seid ihr voll von Hunderten von Gedanken. Ihr setzt euch alle zusammen um den Tisch und sprecht von Arbeit und Vorgesetzten, und sagt ein ums andere Mal: wenn er sich nur bald darein findet. Und der Junge lehnt sich dabei zurück, ein Gefühl der Wichtigkeit kommt über ihn, wo er so viel über sich reden hört, und mit hochgezogenen Brauen und resigniert aufgeschlagenen Augen meint er: Nun ja, es wird nicht ganz leicht sein.

Über Wolf Heß sollt ihr euch keine Gedanken machen. Er hat sich ja selbst keine gemacht. Warum denn auch! Wußte er nicht alles vom ersten bis zum letzten Griff? Er hat eben überall zugeguckt. Und was er nicht wußte, erfragt. Er wußte nicht nur Weg und Weidenplätze, nein, er kannte nahezu jedes Stück Vieh, das er nun täglich unter seiner Aufsicht haben würde. Und nun seht ihr ihn schmunzeln. Oh, er weiß noch mehr! Ja, er weiß sogar, welche Bauernhöfe freigebig sind und auf welchen die geizigen Bauersfrauen sitzen. Er könnte sie euch nennen, doch was habt ihr davon. —

Es ist täglich das gleiche, und bald ist es den

beiden im kleinen Häuschen, als wäre es nie anders gewesen.

Abends, wenn die Alte aus der Arbeit kommt, macht sie ihr bißchen Essen zurecht — mein Gott, sie braucht ja nicht viel, seit Wolf bei den Bauern ißt — oder wärmt die Kost auf, die ihr die Bäuerinnen zustecken.

Nebenei kocht sie Kaffee, den Morgenkaffee für ihren Buben. Inzwischen steckt auch Karl Schnellinger den Kopf zur Tür herein, und bald darauf kommt Wolf. Karl ist ebenfalls von der Schule weg. Er ist der Älteste zu Hause, muß die Wirtschaft in Ordnung halten und nach den Kleinen Geschwistern sehen. Denn bei Schnellingers kommen immer noch welche. Auch haben sie ein paar Pachtäcker, die er betreuen muß. Munter nimmt er den Schiebkarren, setzt drei der Kleinsten hinein und schiebt sie hinaus aufs Feld. Nun, es ist schließlich auch keine Kleinigkeit, Mutter zu spielen, besonders wenn sie plärren oder trocken gemacht sein wollen. Karl Schnellinger aber sieht ein, daß es so sein muß, und ist zufrieden dabei. Und noch immer voll der tollsten Einfälle.

Plaudernd sitzen sie beisammen, haben die Hände auf die Ofenbank gestützt und klopfen mit den Fersen. Häufig kommt auch Jochen Nihl. Der muß dann von der Schule erzählen, von Martin Löns und den Jungens. Und von ihren Streichen. Für sie ist ja nun die Zeit der Streiche vorbei! Die wahren, wirklichen Tollheiten kann man ja doch nur als Schulbus machen! So verzeihen sie einem die Leute. Ist einer aber bloß vierzehn Tage aus der Schule und läßt sich's in den Sinn kommen, noch mal mit sehnsüchtiger Hand ins Kinderland zu langen, gleich nehmen sie es einem krumm.

So reden sie, und Großmutter sitzt bei ihnen und hört zu. Oft auch liest er ihr noch vor. Um neun steigen sie dann auf den Boden und legen sich ins Heu.

Dann kommt die Nacht und erzählt ihre uralten Geschichten. Noch ist sie daran, die letzte zu erzählen, rührt sich's behutsam im duftenden Lager. Vorsichtig hebt sich Wolf in die Höhe, blickt scharf nach der Großmutter hin und steht lautlos auf. Behutsam öffnet er die Bodentür und steigt die Leiter hinunter. Draußen weht ihm die kühle Morgenluft entgegen. Gras und Dächer sind feucht vom Morgentau.

Im Stall ist es noch still, nur der Hahn beginnt zu krähen. Darein mischt sich das Glucken einer Henne. Vom Garten her tönt der Morgengruß eines Vogels. Sonst rührt sich nichts. Kein Lärm der Arbeit durchbricht noch die Stille, in die die Häuser gewoben sind.

Ein kleiner Schauer läuft durch seinen schlafwarmen Körper. Rasch geht er zum Brunnen und wäscht sich mit dem frischen, kalten Wasser.

Großmutter hört das Pumpen am Brunnen und schmunzelt; sie hat ihn nur zu gut aufstehen hören und will ihm seine Freude lassen.

Wolf geht in den Schuppen, holt Reissigholz und macht den Kaffee. Nicht lange hernach schaut sein froher Kopf zur Bodentür hinein und ruft: „Groußmuabba, aufsteh'n, d' Kaffeessupp'n is firti!“

Großmutter rappelt in die Höhe, reibt sich die Augen, tut verwundert und erkreuzigt sich, daß sie ihn so gar nicht gehört. Der Bub blickt sie mit lustigen Augen an und sagt: „Nimm nuar owa, sunst wiard s' kolt!“

Während sie darauf nach den Tieren schaut, nimmt er

Ruhhorn, Rucksack und Peitsche und geht ins Dorf hinunter. Laut tönt sein Horn durch den erwachten Morgen. Und wo der dumpfe, langgezogene Ton erschallt, öffnen sich alsbald die Tore, und die Kühe traben, von den Mägden getrieben, auf die Straße.

Wolf Heß geht auf den großen Hof zu, an dessen Loreingang zwei riesige Birnbäume stehen, alte Knorrige Stämme, die ihr ineinandergreifendes Geäst über der Einfahrt schließen. Konrad Nihls Anwesen. Nihls Hof ist heute an der Reihe. Fest geht er durch den geöffneten Torbogen. Bei der Haustür lehnt Jochen: barfußig, mit wirrem Haar und ungewaschen. Herzlich lacht er ihm entgegen. Über den Hof treiben sie gerade die Kühe. Sechs stattliche Kinder. Wolf tritt mit hellem Gruß in die Küche. Am Herd hantiert die Bäuerin, die sich, den Gruß freundlich zurückgebend, mit einem frischen: „Jo, da Wolf is 's! Kimm nuar nechanda,“ nach ihm wendet. Dabei deutet sie auf den großen Mahlzeitstisch, auf dem schon ringsum die Teller stehen: „Kriagst a Müllisupp'n! Sitz bi nieda, glei bring' i s.“

Langt dabei einen Teller herab, füllt ihn bis an den Rand mit dampfender Suppe und stellt ihn vor Wolf auf den Tisch. Der lehnt die Peitsche an die Bank, legt den Rucksack ab und beginnt zu rühren. Jochen hat sich zu ihm gesetzt und sieht ihm zu. Sie reden wenig miteinander, aber beide sind sie froh, daß sie sich gegenüber sitzen sehen. Während Wolf die Milchsuppe schlürft, legt die starke, junge Bäuerin ein paar Eier auf den Tisch, sticht ein großes Stück Schmalz aus dem Häfen, schneidet dazu ein gewaltiges Stück Speck herunter und schiebt ihm beides mit einem festen MUGL Brot zu. Wolf leckt den

Löffel ab, sagt vergelt's Gott, und macht sich daran, die Sachen in den Rucksack zu packen.

„Paß auf d' Da auf!“ ermahnt die Bäuerin, die ihm mit gutmütigem Lächeln zusieht, „sunst host d' d' Dasppeis nou' 'n Rucksack! Sou, und duart ko'st da nou' Eadäpfi nehmal!“

Da steht auch schon Jochen beim Schaff, langt zu, was seine Fäuste fassen können, und leert alles in den von Wolf bereitwilligst aufgehaltenen Rucksack.

Nun ist er versorgt, schwingt den Sack auf den Rücken und verläßt mit Dank und Gruß den Hof. Auf der Straße stehen die Tiere und warten. Lustig bläst er ins Horn, läßt die Peitsche knallen und hinauf geht der bunte Zug, die staubige Dorfstraße durch. Froh und eilig stampfen die Kühe durch die sonnenbeschienene Gasse; unbekümmert vorbei an den offenen Loren und farbenbunten Vorgärtchen. Dort und da läuft bellend ein Hund ans Tor oder steht ein neugieriges Zwerglein an der Einfahrt und guckt ihnen nach. Die Herde aber wogt weiter. Die Sonne hat sich auf die Rücken der Kinder gesetzt und läßt sich schaukeln. Und hinein in den Latt der vorwärts drängenden Tiere das Gebimmel der Leitkufe. Hell stößt er ins Horn, wenn er durch das obere Dorf kommt. Sogleich tritt Barbara Heß aus der Tür, herzlich ihrem Jungen zunkend. Hernach verläßt auch sie das Haus. Still und vereinsamt liegt es in der Morgensonne.

An der letzten Haustür steht gewöhnlich auch Karl Schnellinger und grüßt seinen Freund.

Nun liegt das Dörfchen hinter ihnen.

Fröhlich fliegen Wolfs Augen über die morgenfrischen,

tauseuchten Fluren, zwischen denen sich das weiße Band der Straße hinaufschlängelt, lieblich eingefast von ganzen Kolonien herrlich blaugesternter Zichorien, zwischen denen lautend und surrend schon die Insekten am Werke sind. Wolf hebt den Blick in die Höhe. Dort oben auf den Bergwiesen vor ihm liegen die Weideplätze. Mit scharfem Peitschenknall gibt er seine Freude kund. Lerchen steigen wie Pfeile in die Luft, auf ihn und seine Herde ihre Lieber heruntersendend, hundertfältig begleitet von den lieblichen Stimmen der Vögel im Gezweig der Feldobstbäume. Leise wellt das Korn im unmerklichen Winde. Er und der Wind sind die ersten. Immer aufwärts stampft die Herde der gelben, braunen und scheckigen Kühe durch den warmen, mehligten Staub, der als kleine Wolke hinter ihnen zieht. Jetzt sind sie bei der Straßenebiegung am Fuße des Berges, wo die drei uralten riesigen Fichten stehen; schief geht es nun den Hang hinauf. Unten, mitten in den Feldern und Obstgärten, liegt das Dorf mit seinen weißen Mauern, dunkeln Dächern und dem Gekräh seiner Hähne. Aus jedem Schornstein steigt eine dünne Rauchsäule in die Luft. Und mitten hinein in das liebliche Nest fließt der sprudelnde Bach. Dort draußen erst, wo die Weidenbäume aufhören, sieht man ihn wieder. Eine Weile noch und Gespann um Gespann wird herausfahren auf die Felder.

Und jetzt beginnt der Turm — er ist ein wenig zu kurz und zu dick für das hohe Schindeldach, das sich steil in die Luft streckt — seine alte, ewig gleiche Sprache. Zu den Urnahmen hat er schon so gesprochen, traut, eindringlich und treu. Ganz warm wird einem ums Herz, man muß den Hut abnehmen und das Kreuz machen.

Frieden und Vertrauen füllen die Brust, und froh geht man an die Arbeit. Der Herr ist bei uns, er segnet unser Dorf und unsere Felder. Sinnend steht Wolf Hef und lauscht ins Thal. Eilig schreitet er der Herde nach.

Die hat nun bereits den Wald erreicht, dort, wo die vielen Birken stehen. Wie schlanke Jungfrauen stehen sie da, mit ihren Leuschen, weißen Leibern und den aufgeldsten niederhängenden Haaren.

Und hinein geht es in den frischen, saftigen Lärchenwald. Schöner, alter Bauernwald ist es, nur spärlich untermischt mit glattrindigen Buchen und knorrigen Eichen. Manchmal, bei einer Lichtung, sieht man für einen Augenblick unten das Thal.

Nach eineinhalbstündiger Wanderung sind sie oben auf den großen, waldumrauschten Bergwiesen, die so still zu liegen scheinen und doch so lebhaft erfüllt sind von tausendstimmigem Insektengesumme und Flügelgeschwirre. Gleich beginnen die Tiere zu weiden. Froh und zufrieden tönt ihr Muehen über die saftigen Wiesen.

Wolf geht zur Waldbucht und legt seinen Rucksack in den Schatten einer großen Staude. Hierauf wendet er sich zu der munter sprudelnden Quelle, die lustig am Rande der Wiese talab fließt, kniet nieder und trinkt, die Lippen in das kristallklare Wasser haltend, in vollen Zügen. Behaglich streckt er sich neben dem murmelnden Bächlein ins Gras. Wie frisch der Morgen ist! Jeder Atemzug ist eine Freude. Mit vollen Zügen saugt er die harzige, von süßem Blumenduft durchmischte Luft ein. Wolkenlos blau prangt der Himmel. Und die Sonne gießt ihr alles belebendes Licht über Berge und Täler. Drunten liegt das Dörflein im jauchzenden Morgen-

glanze. Wie hell die weißen Mauern aus dem Grün der Bäume springen! Wie eine Schar weißgekleideter Kinder, die sich unter einem großen Gebüsch versteckt haben, sieht es aus. Deutlich erkennt Wolf jedes Haus. Das dort, hinten bei den Feldern mit dem Obstgärtchen, dem Ende des Ortes zu, gehört ihnen. Scharf zeichnet sich das schmale, weiße Streifchen des Feldweges ab. Und dort, weiter unten, das große Gehöft mit dem weitausgelegten, hohen Giebel und den Birpkronen davor, das ist Konrad Nihls Anwesen. Und der Hof drüben neben der Kirche gehört Jakob Löffler. Oh, er kennt sie alle! Auf den ersten Blick kennt er sie. Hat er nicht jedes hundertmal schon in seinen stillen Stunden betrachtet! Und sein Auge wandert weiter, über den flachen Föhrenwald im Norden bis weit in die Ebene hinaus, die sich dahinter ausdehnt. Wie ungeheuer sie sich erstreckt, weiter, immer weiter, bis sie gänzlich mit dem Himmel zu einem Dunststreifen verschwimmt. Deutlich sieht er die Stadt. Ihre Lürme leuchten und glänzen, als wären sie aus Gold. Lang späht er in die fast unbegrenzte Ferne, dann kehrt sein Blick wieder zurück in das liebliche Weichbild seines Dorfes. Wie doch hier alles Wirklichkeit ist, so klar und deutlich, was dort draußen nur durch den Zauberschleier des Dunstes sichtbar scheint.

Wie hoch das Korn steht! Deutlich erkennt er an den lichten und dunkeln Streifen, daß es leise im Winde wellt. Und die leuchtende Pracht der Aleeäcker! Wie rote Teppiche liegen sie unten im Thal. Aus all den Korn-, Klee- und Rübenfeldern schreit laut das grelle Gelb der Rapsstreifen. Und ringsum inmitten des Segens arbeitende Männer und Frauen. Alle zur Erde



gebückt. Es ist ja die Zeit des Anhäufelns, Särens und Behackens. Hat nicht Großmutter heute früh gesagt, daß sie auf Leufners Acker die Kartoffeln anhäufeln? So muß sie dort drüben sein, das dritte Feld über dem Bache hinter Engelharts Sägemühle. Wohl kann er sie nicht erkennen, doch lange sieht er auf das Stück Ackerland, wo die Liebe sich müht. Friedlich und ruhig weiden die Tiere. Immer geschwägiger plaudert das Bäcklein. Es muß gerade in Wolfs Nähe über einen größeren Stein, so muß es glücken und glücken. Und Wolf starrt auf seine Zehen; unverwandt starrt er auf sie und weiß es nicht. Er weiß es nicht einmal, als er die große Zehe aufwärtsbiegt und an der Nebenzehe herunterdrückt.

Ein Häher krächzt unten im Walde, lustig schlägt ein Fink in seiner Nähe. Von fern aus dem Gehölz tönt der Schrei eines Kuckucks; er hört es und weiß doch nicht, daß er es hört. Immerfort schreit der Kuckuck, immerfort. Es ist der ewig gleiche Ton, der eine Ton. Plötzlich beginnt drüben auf der hohen Eiche ein Pirol zu pfeifen; Wolf hebt den Kopf, späht und lauscht. Und wie er so lauscht, hört er das trauliche Murmeln, sieht, wie die tiefblauen Bergißmeinnicht behutsam ihre Füße ins Wasser stellen und der blaue Enzian sich vorsichtig unter dem hohen Grase versteckt, damit ihn die brummige Hummel nicht sehen soll. Behäbig, zottig und dick kommt sie dahergebrummt und kriecht in die zarte blaue Blüte der Glockenblume. Leise erzittert die Pflanze und alle Glocken beginnen zu läuten, unendlich hell und fein. Aufmerksam horcht der gelbe Hahnenfuß auf das Läuten hinüber, darauf dem neugierigen Ehrenpreis zu-

flüsternd, was es bedeute. Der Ehrenpreis kann schwer aus dem Grase sehen und ist froh, daß er den Hahnenfuß in der Nähe weiß. Der Enzian aber hat sich vergeblich gebückt. Die Bergnelke, die das alles gesehen, beginnt hell zu lachen. Zur Strafe kriecht ein garstiger Wurm an ihr empor; oben sieht er, daß er sich geirrt hat und läßt die Nelke mit ihrem Schreck allein. Sorgenlos und lichtfroh schwirrt ein Zitronenfalter über sie, und ob sie auch alle noch so sehnsüchtig nach seinem Kusse verlangend zu ihm aufschauen, unbekümmert tändelnd fliegt der weltfremde Poet unter den Schmetterlingen über die lieblichen Köpfschen hin, zwischen den Rühen durch und steigt hoch in die azurblaue Luft. Das ärgert die blaue Bergaster sehr, und sie spricht noch lange darüber mit den emsigen Bienen über den Müßiggänger. Die Bienen haben sie geduldig angehört, wie sich's als Gast der Wirtin gegenüber schickt, und sind weitergeflogen. Zum Plaudern finden sie nicht Zeit. Später kam ein kleines schwarzes Käferchen angeschwirrt, das hockte sich mitten in die weiche, gemütliche Wirtsstube hinein, und das hat nun mit ihr getratscht, stundenlang. Auf einer prangenden, violettsamtenen Knotenblume kosen zwei Perlmutterfalter mit schillernden Opalflügeln. Längst ist der Pirol davongeflogen und nur das satte, zufriedene Surren der Bienen geht über die Halbe. Nimmer satt grasen die Rühr die Wiesen ab: Halm und Blume. Deutlich dringt das Raufen und Wägen an sein Ohr. Heiß liegt die Sonne auf ihren Buckeln. Unbeweglich ragen die Lärchenwipfel in die heiße Sonnenluft.

Unten gehen sie von den Feldern, setzen sich auf die Felddräne zusammen und vespern. Neun Uhr. Wolf Heß

steht auf, geht zur Staupe, nimmt sein Messer aus der Hosentasche und schneidet sich ein Stück Speck und Brot ab. Die Quelle gibt den Trank dazu. Längelang liegt er hernach im Grase.

Die Sonne steigt immer höher, die Hitze wird immer ärger. Es ist, als ob auch die Vögel ein wenig träger würden; nur die Bienen sind gleich geschäftig. Dicht vor seiner Nase setzt sich eine auf ein Vergiftmeinnicht. Er mag kaum die Augen heben. Eine Weile liegt er wie leblos da, dann reißt er Hose und Hemd vom Leibe und legt sich der Länge nach auf den Bauch ins frische, helle Wasser. Wie das wohlthut! Übermütig springen die aufgelaufenen Wellen über seine blanken Schultern und rieseln den Rücken herab. Nur der Kopf ragt aus der kühlen Flut. Wie fein es sich auf den glatten kalten Kieselsteinen liegt! So blieb er, bis ihn leiser Schauer überlief, dann schnellte er auf das Ufer und lag, sich dehnend, bis er trocken war.

Dabei wurde es Mittag. Laut klang das Elfuhrläuten vom Dorfturme herauf; die Leute auf den Feldern ließen die Arbeit ruhen und gingen heimwärts, und auch die Kühe lagerten sich in den Schatten der Lärchen, mit trägen, halbgeschlossenen Augen in das flirrende, zitternde Sonnenlicht glogend.

Nun schickte sich auch Wolf Heß an, sein Mittagessen zu kochen. Eier und Schmalz hat die Mühlbäuerin hergegeben, sein Rükchennetz war somit gemacht: es gab also Eierspeise. Das war ihm recht. Vorsichtig nahm er den Rucksack und ging ein Stück den Bach hinunter, wo vereinzelt von den andern Bäumen eine alte Knorrige Eiche stand. Der Boden um sie herum war kahl, mit

Asche und verkohltem Holz bedeckt, im großen Geviert mit Steinen gepflastert; das war seine Feuerstätte. Rasch warf er das Bündel Reisigholz, das er seinem Vorrat entnommen, auf die einfache Feuerstelle, kletterte auf den starken, weit in die Wiese ragenden Queraast hinüber und befestigte daran eine lange eiserne Kette. Sich mit den Händen haltend, sprang er hinunter. Hurtig langte er aus dem Rucksack einen Kessel, hing ihn an den Haken der Kette und warf das Schmalz hinein. Bald schlugen die Flammen eines lustigen Feuers knisternd und knackend um den Bauch des tiefhängenden Kochgeschirrs. Als das Schmalz zerfließen war, schlug er mit kunstgerechtem Messerschlag die Eier auf, goß sie hinein, würzte mit Salz und rührte emsig mit dem Zinnlöffel in der sich zunehmend goldig färbenden Speise. Ein Ruck mit dem Holzhasen und der Kessel stand auf dem Boden. Ehe Wolf sich daneben lagerte, schüttete er die Kartoffeln in das stiller brennende Feuer. Nun ließ er sich's munden. Große Brocken Brot schnitt er ins Gefäß, sie mit der köstlichen Speise beladend. Blißblank scheuerte er die Innenwand. Inzwischen war das Feuer niedergebrannt, dunkelrot lugte die Glut aus der Asche. Vorsichtig streute sie Wolf auseinander, ruhig mit den Fingern die glühheißen, gebratenen Erdäpfel herauslangend. Die Nachspeise war nicht zu verachten, und Wolf machte sich in aller Gemächlichkeit darüber. Nach beendeter Mahlzeit nahm er Kessel und Eßzeug zusammen und scheuerte es am Bache rein; die Sonne gab das Handtuch.

Um diese Zeit herum sind die Kühe faul; das benützt der Bub zu einem kleinen Schläfchen. Nicht lange, kaum eine Stunde während, aber es tut gewaltig wohl

in der Hitze. Nichts regt sich, nur das heiße Licht der Sonne singt. Stille, tiefe, tiefe Stille. In gleichmäßigen Zügen atmet der Schlafende; sein Kopf liegt mitten zwischen Halmen und Blumen, und die zarten, lieblichen Kinder der Wiese stehen regungslos und halten den Atem an. Auf ihren duftenden Köpfchen schlafen die schillernden Schmetterlinge. Nur durch die Halme sucht dann und wann eine harzfarbene Ameise ihren Weg. Wie sie aber an den Ruhenden kommt, hält sie an und umeilt ihn mit lautlosen Füßen. Kein Schrei, kein Vogelsang. Kein Blatt auf den mächtigen silbergrauen Buchen, das sich regt. Oben auf der Eiche hatte sich ein Hirschkäfer vergessen und war eingeschlafen. Plumpsend fällt er ins Gras. Einen Steinwurf von Wolf entfernt liegt eine Schlange am Walbrand und nimmt ihr Sonnenbad. Gedankenlos wiederkauen die Kühe im Halbschlaf. Ein tiefes Atmen geht durch die Natur. Besonders vom Walde her. Nur das Bächlein hat nicht Ruhe und spottet, lacht und schilt. Mit einem Male gibt es ober dem Hüterbuben einen Aufruhr bei der steinigen Fingerhuthalbe. Ein kugeliges, braunrotes Käfer hat es sich in der schattigen Röhle einer Glocke bequem gemacht und schläft. Da ist er mit einem Male von einer Ameise gestört worden, beginnt zu schimpfen und gerät mit ihr ins Handgemenge, daß die Glocke zu zittern und zu läuten beginnt. Ein voller, wohl lautender Klang. Erschreckt blicken die Berggämeinnicht zu Wolfs Kopfe auf diesen und den Fingerhut. Ein leises, warnendes Wispern huscht hinauf. Da dreht sich Wolf Hex um, streckt die Arme und springt munter auf. Erschreckt halten die Raufenden ein, die Ameise verläßt eilend die

Glocke und tummelt sich den Stengel hinunter, der Klang verstummt, und der dicke Käfer steckt brummend und ein wenig schuldberuht den Kopf in den Blütenboden. Wolf aber geht nun auf die Suche. Mutter Natur in die Tasche zu sehen, das tut er mit besonderer Vorliebe; für sein Leben gern. Und Mutter Natur zeigt ihm immer neue Wunder aus ihrem unerschöpflichen Zauber-schrein. So läßt er sein Auge spähen. Die Vogelnester kennt er ja längst im ganzen Umkreis; die Grillenlöcher nicht minder. Auch das Mausloch dort oben. Er muß lachen. Das war doch ein feiner Wurf gewesen! Stundenlang hatte er regungslos auf der Lauer gelegen und nicht hatte es kommen wollen, das Vieft! Ja, er hat schon gehen wollen, er war nahe daran gewesen. Da plötzlich hatte es sich geregt und das Mäuslein war herausgekommen. Hei, war der Stein geflogen! Und getroffen hatte er! Natürlich, das Hauptverdienst hatte der Stein gehabt; so bescheiden war er schon. Und nimmer gerührt hatte es sich. Es mußte dort drüben wo liegen.

Sein Blick sieht die Biene im Kelch des Salbeis, wie sie von den sich niederbeugenden Staubgefäßen auf dem Rücken mit Blütenstaub bestrichen wird, die drei Käferchen, die sich behaglich im goldenen Bette des Hahnenfußes wälzen; die schwarze, große Waldameise, die wie besessen an der Eischale leckt; den langfüßigen Weberknecht, der immer wieder stecken bleibt und seinen Weg ändern muß. So ist er bis zu den Rühen gekommen, streichelt sie, nennt sie beim Namen und grault sie in der Kopfgrube hinter den Hörnern. Zur Anerkennung kriegt er den Schwanz ums Gesicht geschlagen. Es ist zu nett, wie sie sich um ihn drängen. Mit den Köpfen

zwingen sie sich durch und wollen jedes ihren Teil. Und sie bekommen ihn alle. Legt Wolf den Arm um den Nacken einer besonders schönen Kuh und streichelt sie, kommt es häufig vor, daß ihm plötzlich eine rauhe, feuchte Zunge über das Gesicht fährt und gutmütige Augen ihm sagen, daß der Bittsteller auch noch da wäre.

Zufrieden grasen sie dann weiter, und froh durchstreift Wolf von neuem sein Reich.

Immer friedvoller und lieblicher wird es in der Gotteswelt. Die Sonne steht bereits schräg im Westen, die Luft wird lauer und wohlthuender. Die Insekten surren lebhafter, der Fink schlägt traulicher, und jetzt beginnt eine Amsel zu flöten, so voll und schmelzend, daß Wolf seine Klarina hervorholt. Mit liebevollen Augen betrachtet er das Instrument, stellt die Finger und führt es an die Lippen. Heß und melodisch fließen die vollen Töne über die Berghalbe hin bis an den ruhigen, feierlichen Wald. Traulich tönen die alten lieben Volksweisen über die bunten Blumenköpfchen und emsigen Bienen, mitten in die Schar der farbigen Kühe hinein, aufwärts schwebend zu den zarten Zweiglein und so zu neuen Märschen und Geschichten werdend, die der Wald in stillen Nachtstunden seinen treuen Tieren ins Ohr raunt. Und kommt mal ein Menschenkind mit feinen, hellen Ohren in den dunkeln Wald, kann es all die wunderbaren Geschichten erlauschen von Lust und Leid und Seligkeit.

Immer wieder spielt Wolf Heß die gleichen Weisen; stundenlang. Dazwischen legt er die Hände mit dem geliebten Instrument in den Schoß, den Klängen eines längst gehörten Liedes nachsinnend, und beginnt, die Klarina plötzlich an den Mund setzend, zu suchen und

zu probieren. Ton um Ton, Satz um Satz, und wunderbar schwebt mit einem Male die neue Melodie in die Abendluft. Ein tiefes Glücksgefühl überkommt dann den einsamen Jungen, und immerfort schwelgt er in der neuen Liedweise.

Unmerklich kommt inzwischen der Abend aus dem tiefen Wald geschlichen, stellt sich an die letzten Stämme, lugt ins Land hinaus und zaubert mit unsichtbaren Händen einen unmerklich größer und dichter werdenden Schleier. Das sieht die Sonne und es ist, als ob sie alles noch einmal in heißer Liebe umarmen und küssen möchte; dann aber fangen sich immer mehr goldene Strahlen in den dichter werdenden Maschen des Netzes, verlieren ihren leuchtenden Glanz und weben sich ein in den zarten Hauch des silbernen Schleiers.

Laut beginnen die Rüche zu muhen; mit verhallendem Schrei zieht ein Falke durch die Luft. Das Lied der Vögel wird leiser, nur dort und da seufzt einer noch auf im Traum. Die Käfer haben sich längst in ihre duftenden Betten gelegt, die Bienen sind mit sehnsüchtigen Schwingen ihrem Heim zugeflogen.

Nur der Bach ist noch unermülich; deutlich tönt sein Murmeln durch die Abendstille. Ewig voll Geschichten, die ihm der Wald erzählte, als er noch in seinem Schoße lag.

Regungslos stehen die Rüche. Die Fledermäuse schwirren immer tiefer um sie und den einsamen Hirtenknaben. Wohligh tönt das Gezirp der Grillen in das webende Dämmer des Abends.

Regungslos steht auch Wolf Heß und sieht über die Tiefe in das friedliche Thal. Wie traut das Dorf unten



liegt! Alles Friede, Friede. Und ein Gefühl wohligen Geborgenseins durchströmt ihn, daß dort seine Heimat ist.

Dann reißt er sich los und läßt, den Rucksack auf, den Rücken schwingend, den dumpfen Ton des Ruhorns ertönen. Rasch drehen sich alle Ohren nach ihm und ganz von selbst ordnet sich der Zug. Laut knallt die Peitsche durch die Luft. Heimwärts stampfen die Hufe der wogenden Herde. Auf die Rücken haben sich Nachtkobolde gesetzt und reiten einher mit stolzen, frohen Gesichtern. Wie die Herde aus dem Walde tritt, springen sie kollernd ins Gras und laufen mit kurzen Weinen und meckerndem Lachen zurück ins Holz. In gleichmäßigem Takt stampfen die Kühe die staubige Straße hinunter, vorbei an den am Wegrain stehenden Zichorien, Drakelblumen und Natternköpfen, unbeirrt von den lockenden Farben der Kornblumen und des Klatschmohns. Leise rauschen die Roggen- und Weizenfelder. Hastig verkriechen sich die räuberischen Laufkäfer beim Kommen der trampelnden Herde in den hohen Halmenwald, an dessen Ahren die gelben Staubgefäße Früchten gleich niederhängen.

Von den Feldern fahren die Wagen heim, hochbeladen mit Grünfutter.

Als Wolf Heß mit seiner Herde in die Nähe des Dorfes kommt, beginnt das Abegldcklein zu läuten, so weihervoll und friedlich, daß es ist, als öffne sich die Brust weit, weit, um die mit Tönen getränkte Seele dem Heimatsglockenturm zufliegen zu lassen. Andächtig nimmt Wolf den Hut vom Kopfe und trinkt überquellenden Herzens die lieblichen Laute des Feierabendgldckleins. Sie alle, alle ruft es heim, die draußen in den Feldern stehen, die

in den Wäldern sind, und die auf der Straße. Ja, noch immer hat es den gleichen traulichen Klang, ganz wie in den Jahren, wo er es selber Abend für Abend zog. Den lieben, längst verhallten Ton im Ohr, kommt er mit seinen Tieren ins Dorf. In einförmigem Takt stampfen sie durch die Straße, biegen bald links, bald rechts in die offenen Tore ab, ruhig ihren Ställen zutrottend. Hat die letzte Kuh ihren Hof gefunden, wendet sich Wolf und geht zu Konrad Nihl. Dort ist heute auch sein Abendbrot. Sie sitzen schon alle um den großen, schwarzen Eichentisch: Bauersleute und Gesinde. Eben stellt die Magd die Schüssel mit dampfender Milchsuppe auf die faustdicke Eichenplatte. Rasch setzt sich Wolf auf den leeren Platz. Dann hört man eine Weile nichts wie das Klappern der Löffel. Hernach gibt es Mehlsterz, einen ganzen Berg, in den alle mit langgestreckten Armen langen, bis der kahle Boden der riesigen Schüssel den mechanischen Armbewegungen Einhalt gebietet. Hat der letzte den Löffel blank geleckt, stehen sie alle von den Bänken auf, knien im Kreise, die Bauersleute vorn, vor dem Kreuzifix in der Ecke nieder, jeder die Arme mit dem aufgestützten Kopf auf den Stuhl gestemmt und beten in getragener, eintöniger Weise den Rosenkranz, die Betschnur um die klobigen Fäuste geschlungen. Lange Zeit beten sie so, das Gesicht in den Fäusten verborgen die einen, es andächtig zum Gekreuzigten erhoben die andern, dann stehen sie mit ernstern Gesichtern auf und gehen mit lautem Nachtgruß aus der Küche.

Wolf Heß eilt die Straße hinunter zu Martin Edns. Gemütlich sitzen sie in der Laube und genießen die laue Abendluft. Dann stapft der Junge das Dorf hinaus.

So gehen die Tage und Wochen dahin. Ewig schön, ewig reich und friedlich. Nur daß einmal der Himmel mit balligen Wolken bedeckt ist, das andere Mal im leuchtenden Azur erstrahlt, daß das eine Mal die Sonne brennend heiß herniederscheint, während das andere Mal ein starkes Gewitter sich über dem Dorfe austobt, ebensobald wieder verschwindend, wie es heraufgezogen ist. Und daß seine Mahlzeit bald reichlich und ein andermal wieder spärlich ist. Mit ewig sehenden, ewig freudigen Augen späht er in das Land, belauscht die Wunderwelt im Kleinen und läßt sich auch nichts der großen entgehen. Im Frühjahr erlebt er das Erwachen der Felder und Wiesen, sieht, wie die Bäume blühen und Blümchen sich neben Blümchen stellt, wie draußen die Bauern hinter den Pflügen gehen und mit sicherem Wurf das Korn dem Boden anvertrauen. Und die Tage werden länger und wärmer. Der Sommer kommt; die Zeit des Reisens. Heiß und schwül zittert die Luft in den Thälern, in unendliche Fernen fliegt das Auge. Dann kommen die Schnitter auf die Felder, mähen Schwaden um Schwaden der goldenen Frucht, und nun ist es, als ob nimmer Sommer wäre. Kahl liegen die Stoppeläcker; wehmütig irrt das Auge zwischen den aufgestellten Kornmännchen. Bald werden auch sie eingeführt, und nicht lange, so tönt der gleichmäßige Takt der Dreschflügel im Dorf. Der Hüterbub steht oben auf kühler Berghalde und schaut mit wehmütigen Augen in den scheidenden Sommer. Er sieht, wie die Blumen allmählich dahinsterven, das liebliche Geschwirr der Insekten erlischt und das frohe, heitere Lied der Vögel verstummt. Das Laub im Lande ringsum färbt sich gelb und braun, kühle Winde rütteln an den Bäumen, und

das Gras der Wiesen wird kurz und herb. Immer lauter tönt das heßere Geträchz der Krähen durch die Luft. Blauviolette Herbstzeitlosen steigen überall aus dem Boden, ihren Herrn zu empfangen.

Nun heißt es Abschied nehmen. Zum letztenmal steht Wolf Heß oben mit seinen Tieren auf windumwehelter Berghalde.

\*

Wolf Heß ist Kuhjunge.

Die ganze kalte Zeit liegt er in einem Bauernhof, bringt Heu vom Boden für die Tiere, schneidet Futter, hilft ausmisten, trägt Milch aus und was derlei Dinge noch mehr sind in einem Bauernhof für einen Kuhbuben.

Dayzwischen gibt es viel faule Zeit, die der Bub in seinem Lieblingsort, im Kuhstall auf dem Stroh verlegt. Abends geht er heim zur Großmutter oder tut zuvor noch einen Gang zu Martin Ldms. Immer noch ließt er der Alten vor, plaudert wohl auch die Abendstunde mit den Freunden durch, doch geschieht es öfter, daß Wolf nicht heimkommt, sondern in der Knechtstammer die Zeit bei den Karten verpaßt. Stundenlang hocken sie im dichtesten Pfeifenqualm um den Tisch, mit festen Fäusten die Karten auf die Platte schlagend. Und weil ihm das Rauchen noch nicht guttut, steckt er eine Priem Tabak ins Maul, tschilt und speit den gelben Saft auf die Diele. Er findet nichts daran, nein, es ist geradezu ein scheußliches Zeug, aber etwas muß er doch tun, um seine Männlichkeit den Knechten zu zeigen. Es liegt ein muffiger Geruch in der Kammer, zusammengesetzt aus Rauch, verschwitzten Hemden und Leder, aber das gewahrt keiner. Eifrig sitzen sie vorgebeugt, auf die Karten starrend, die

sie in den rauchblauen Wolken, die die Lampe immer dichter einhüllen, kaum zu sehen vermögen. Bis nach zehn bleiben sie zusammen, dann werfen sich die Knechte krachend in die Betten und Wolf macht sich hinüber in den Kuhstall ins Heu.

So geht der Winter hin, und wenn das Gras grün und saftig auf den Berghalden steht, treibt er wieder Tag um Tag die Ruhe der Bauern auf die Weidenplätze. So ist Wolf Heß zwei Jahre lang Hüterbub und Kuhjunge.

## V.

**M**it vierzehn Jahren gehen die Dorfjungen hinein ins Leben. Was da nun ein echter Bursche ist, der nicht bloß an seiner Heimat, sondern auch an der Scholle hängt, der wird Knecht. So wurde Wolf Heß Knecht. Hätte er zu einem Schuster oder Schneider in die Lehre gehen sollen? Drei Jahre Lehrbub, des Meisters kleine Kinder wiegen, von den Gesellen grobe Worte, und hernach zeitlebens in einer dumpfen Stube hocken, die nach Schusterpapp oder alten Toppen duftet, auf ein paar Stunden des Tages nur die Sonne im Raum, nein, das paßte ihm nicht. Nie mehr sehen können, wie draußen alles spricht, groß wird, reißt und stirbt, nie mehr selbst mitten drinnen stehen in der Gottesflur, im Leben, sich freiwillig bei Lebzeiten in ein offenes Grab verbannen, nein und hundertmal nein!

Barbara Heß verstand ihn vollkommen und riet ihm nicht im geringsten ab. Auch Martin Ldnis, der Schulmeister, hatte es von ihm nicht anders erwartet. So ging Wolf Heß zum Schuster Nuz, ließ sich ein Paar hoher

Röhrenstiefel anmessen, wie sie die Knechte tragen, ging darauf zum Tischler Hdzl, sieben harte Silbergulden für einen schwarzgestrichenen Koffer aus Föhrenholz auf die Hobelbank legend. Nun war er ausgerüstet. Der Platz hatte sich ebenfalls gefunden: um Christi Himmelfahrt konnte er bei Peter Schäfer einstehen.

Wolf war ein hoch aufgeschossener, hagerer, aber starksehniger Kerl geworden, mit länglichschmalem Gesicht, in dem die rabenschwarzen Augen und die scharfgeschnittene Hakennase, die sich über den geradlinig eingestemmtten Mund wölbt, von fester Ausdauer und Eigenwillen sprachen. Solcher Knecht war den arbeitsamen Peter Schäfer recht. Zu faulenzten gab es bei ihm nicht, denn sein Anwesen war groß, und er selber rackerte von früh bis spät, aber er zahlte gut, sah auf Knecht und Magd und ließ ihnen nichts abgehen. Wolf Heß ging am Himmelfahrtstag nachmittag zu Peter Schäfer, den er mit der Bäuerin in der Küche beim Kaffee traf. Er mußte sich zu ihnen setzen, bekam ein Häfen Kaffee mit Weißbrot und wurde vom Bauern gleich zwischen Schlürfen und Rauern über Lohn und Arbeitsverhältnisse aufgeklärt. Wolf kannte ihn von Kind auf, um nicht zu wissen, wie er in jeder seiner Handlungen akkurat und kurz war. Es gab kein Flunkern bei ihm, in der Arbeit so wenig wie beim Reden. Jedes Wort kam klar und kurz aus dem Munde. Er rieb sie förmlich durch die Zähne. Man sah deutlich, wie jedes vorüberlegt war, so entwich kein unnötiges über die Lippen. Die Bäuerin, ein großes, stattliches Weib, das ihrem Manne erstaunlich ähnelte, nickte nur ab und zu mit dem Kopfe. Freundlich gingen ihre Augen von einem zum andern. Auch sie

machte nicht viel Worte, doch jedes war warm und gutmütig. Sprach der Bauer, schwieg sie still und redete nur, wenn er sich an sie wandte.

Nachdem alles besprochen war, standen die beiden Männer auf, gingen über den Hof in die Ställe, besahen die zwei Pferde und das Paar Zugochsen, die in einem Raume standen, und traten hierauf durch eine Thür in die anliegende Knechtkammer. Sie gefiel Wolf Heß auf den ersten Blick: eine weißgetünchte, ziemlich große Kammer mit ordentlichem Fußboden, Bett und breitem Fenster, das gerade auf den großen Obstgarten hinaus ging, der sich hinter den Stallungen im Bogen um das rechtwinkelig anstoßende Wohnhaus zog. Peter Schäfer bemerkte den frohen, zufriedenen Ausdruck seines Gesichtes und sagte: „Moan, wiard da schou pass'n.“

Nachdem sie den Raum gründlich beschaut, kehrten sie durch den Stall zurück in die kleine Diele, um noch einen Blick in den gegenüberliegenden Kuhstall zu tun. Sauber und wohlgenährt standen die acht Kühe nebeneinander. Der Bauer zeigte ihm noch Futterkammer, Heuboden und Wagenschuppen. Mit frohem Gruß ging der neue Knecht von der Hofstätte, seine Sachen zu richten, denn er wollte nächsten Morgen den Dienst antreten.

Leise durch die Zähne pfeifend, schritt er ins obere Dorf.

Es war ein heißer Nachmittag.

Die Sonne brannte drückend vom Himmel herab, kein Lüftchen ging. Das ganze Dorf schlief. Dick lag der weißliche Staub in den Straßen. Die Vorgärten standen in Blüte, grell leuchteten die roten Malvenrosen aus dem Grün. Auf den Dächern zitterte das Licht der Sonne. Regungslos hockten die alten Leute mit weißen Haaren

auf den Holzbänken, die knotigen, ausgemergelten Fäuste auf den Stockgriff gestützt. Es waren prachtvolle Greisenköpfe unter ihnen. Steil aufrecht saßen die einen, vorgekrümmt die andern, den dritten war der Kopf auf die handumspannte Stockkrücke gesunken. So plirrten und blinzelten sie in die Sonne und wollten nur eines: Ruhe, Stille. Unaufhaltsam ließen die einen die reichen Bilder ihres Lebens vorbeiziehen, gedankentot starrten die andern ins Leere. Neben manchem saß sein Eheweib in weiten, haufschigen Röcken, den Kopf mit dem das Haar eng umschließenden, im Nacken breitmaschig geknoteten Kopftuch an die Mauer gelehnt, die Hände lässig gefaltet im breiten Schoß.

Die Hände in den Hosentaschen, schritt Wolf die Straße hinauf; fand die Großmutter hinten im Garten auf der Bank. Lautlos machte er sich an sie heran und betrachtete eine Weile die unbeweglich Sitzende. Es war ihm, als liege ein herber Zug des Kummers in ihrem lieben Gesichte. Da ging er mit raschen Schritten zu ihr, legte den Arm um ihren Hals und sagte mit warmer Stimme: „Jou, Groußmuabba, bist d' leicht goar trauri?“

Die schüttelte lächelnd den Kopf, aber das Lachen wollte ihr gar nicht recht gelingen.

Eng setzte sich Wolf zu ihr, und ihre Hand haltend, redete er auf sie ein: „Groußmuabba, vastöll di nôt, i kenn 's jou dou', daß d' wos host. Wüßt d' ma 's denn nôt sog'n?“

Ein Zucken ging über die tiefeingegrabenen Mundwinkel der fünfzigjährigen Barbara Heß, doch hastig sah sie auf die Röcke und begann sie zu glätten, — so, und jetzt



hatte sie sich wieder. Was wäre denn jetzt das gewesen!

„I bi hoit a wengerl ins Sinnier'n Lemma,“ begann sie, die guten Augen auf ihr Entelkind gerichtet.

„Woast, wie 's hoit schou is. — 's is jou dou' an earnsta Log fürar mi — da heintige. Da moarg'n o is 's jou dou' vül ondarscht. Siagst, und do bi i hoit ins Ruckweartsdenka Lemma. — Jo, jo, ins Ruckweartsdenka.“

Mit gespanntem Herzen lauschte Wolf Heß den Worten seiner Großmutter, und dennoch sah er deutlich, welche schöne Früchte die Apfelbäume angefüllt hatten. Ja, er sah sie genau und wunderte sich darüber. Und doch entging ihm kein Wort der Alten, doch war sein Herz ganz bei ihr.

Leise strich sie mit der Hand über das Kopftuch, dann fuhr sie fort: „Siagst, moarg'n gehst du, nou' bi i gonz alloa. Sou is 's olweil g'west. Wonn i g'moant hob', iagt g'hdar ma gonz z'somm, noch a san f' gonga: oans wie 's onda. Fou, oifond hom f' mi alloa loss'n: earscht d's Mona, noch a d' Rinna. Jo, dds is hoart, recht hoart.“

Eine Weile sann sie vor sich hin, hernach begann sie wieder: „A sölnsguada Mo is a g'west, bei Groußvoda — Good loß 'hn sölig ruah'n! —, und fuart hot a miass'n. Früah und spot is a bei da Maschin g'seff'n, Ioan Kreiza hot a o'brocht im Wiarthaus. 's san scheni Jahrl g'west. D' Mad'l san Lemma und on Darbat hot 's a si' net g'feit. 's Heiß'l homma oirwei meahr in d' Hdh' 'brocht, Goaf und Sau homma uns g'hoit'n, und ollas eahrli — nix schuldi! D' Mad'l san zuwag'wor'n und san beim Ldus in d' Schui gonga. Dei

Muabba is schou austret'n g'west, da fongt mei Mon  
 zan huast'n o. Du, Mon, hob' i g'sogt, geh' zan Dokter  
 ummi, dei Huast'n, sog' i, g'follt ma goar nôt. Ear  
 oba hot dazü g'locht und is nôt gonga. D' Huast'n hot  
 'n oba nôt ausloss'n und is oirwei iarga woarn. Do hob  
 i 's nimma ausg'hoit'n und hob 'n Dokter g'hoit, wie a  
 im Doarf g'west is bei da olt'n Rott'n'schoanarin. Gle  
 hot a si niedaleg'n miass'n; dds is om fünfzigwoanzgast'n  
 Duktoba g'west. I woass den Log wie heint. Und om  
 siebzah't'n Nouvembra homma 'n schou ei'grob'n. — Fou,  
 jou, 's is schndl gonga mit den oarma Mon. Gallo-  
 piarabi Lungansucht, hot da Dokter g'sogt.

Hlagt bi i alloa dog'schtond'n mit dd zwoa Diarndl.  
 Sou san ma hoit oisond in d' Darbat gonga. Da Nanni  
 hot 's oba nôt recht g'fol'n; und sou is f' in d' Schtodt  
 in Deanst eini. D' Wawi oba und i, miar san mit-  
 anond za di Bau'n gonga. Wawarl, hob' i ouft g'sogt,  
 daß d' as woast: Du dearfst nôt fuartgeh'n va miar!  
 Alloan hoit i 's nôt aus. — Brauchst di nôt fiarcht'n,  
 Muabba, hot f' g'sogt — und nocha is f' dou' z'earscht  
 va miar gonga.“

Brennend heiß stand Wolf Heß eine Bitte auf der  
 Zunge, doch er brachte es nicht über sich, die Großmutter  
 jetzt zu unterbrechen.

„Di hot f' ma z'ruckloss'n ols gonz a floans Wuat-  
 marl. Und sou bi i dou' nôt gonz valoss'n g'west. Host  
 vâl alloa sei' miass'n, Woifl. Randweis' hot d' Linnaus-  
 arin, Good loß f' söli ruah'n, woast, dd Ahnl va dd  
 Nochboarsleit', noch diar g'schaut. Host f' dou' eh nou'  
 guat kennt, gdi, Woif? Fou, jou, hiagt liegt f' a schou  
 iba fünf Jahrl in Freithouf. Am Ob'nd oba hob' i di

umtrog'n, und wiarst d' greßa woar'n bist, hob' i di mit ins Bett ja miar g'nomma. Woast as, wiar fest ma uns z'sommguscht hom, wenn 's draußd kolt g'west is und da Wind burret hot? Woast as nou? Gält, jou? Und nocha bist a großmächtige Bua woarn und bist aus 'n Argst'n draußd g'west. Und i bi schou wieda dron g'west, froh z' weard'n, — do is d' Mandl Lemma und hot si dahengt.

Woifl, dds hot mi tias troffa ins Hearz. A sou hätt' f' nôt geh' soll'n va ihra Muaddan. Dds hot mei Hoar schndll weiß g'mocht."

Stumm blickte sie eine Weile vor sich ins Gras; Wolf hielt noch immer ihre fleißige, brave Hand, und die Alte verstand den Druck.

„Zearscht is ma g'west, ols kunn't i dds nimma äbaleb'n, nocha hob' i auf di g'schaut und es is dou' gonga. Bist sou a floan's liab's Büabi g'west. Bos tät denn dds nocha alloa auf da Wblt, hob' i ma g'sogt; sei gonz's Leb'n ruard a ma dds nôt vazeihg'n, daß 'n sei' Groußmuadda alloa loss'n hot. Siagst, und sou hob' i 's ausg'hoit'n. Und unsa liaba Hearrgood hot mi a nôt valoss'n. Woast, wann 's oarg iba mi Lemma is, nou hob' i mi hoit fest on eahm g'wendt — und a hot ma sei' Liab' nôt vasogt. Und mit dd' Jahrln is 's besa woarn, und i hob' mi ruahi dreing'schickt. Miar hom uns recht z'sommg'wöhnt, gält, Woifl? Und wann i immarings moi nôt hob' schloffa kinna und dein ruahig'n D'nzug g'hdart hob', nou hob' i olweil 'n Hearrgood b'sundars donkt, daß ma d' Bawarl di z'ruckloss'n hot.

Und siagst, moarg'n, moarg'n bi i gonz' alloa — muaddasdl'n alloa in mein Heis'l. Moarg'n gehst a bu

suart, und wonn i hiagt nou munta wiar in da Nocht, nou hdr' i dein Dt'n nimma, nou is ollas schtù, maufarlschttù. Siagst, Woifl, dds hob' i davoarn denkt, eh' d' Lemma bist.

's g'schiacht ma hoart, Woifl, oba i siach 's jou ei, 's fo jou nôt ondacht sei. Sou muasß a mi hoit a in dds find'n."

„Oba, Groußmuabba, i bi jou nôt aus da Wôlt! I wiar recht ouft a Schprüngarl zu diar aufa mocha," tröstete sie Wolf, der selbst tief ergriffen war von den Worten der lieben, alten Frau.

Barbara Heß nickte: „Dds is 's jou aa, wos i ma ouwei sog. Und göi, du b'suachst mi recht ouft? Muasß auf dei olti Groußmuabba nia vageß'n! No, und weg'n da Wäsch', dds woasß d' jo, mit dear kimmst d' ja miar. Dd wosch' da i. — Oba, jou, jou, Woifl, 's wiard schou geh', 's is hoit grod sou iba mi Lemmal! I wiar mi schou drei'schickä; natiarli wiar i mi drei'schickä!"

Lächelnd kehrte sie ihm jetzt ihr liebes, trautes Gesicht zu, aus dem Wolf ihren warmen Blick auffing und mit brennend heißer Seele zurückgab, daß Großmutter Heß deutlich fühlte, wie sehr ihr Zunge an ihr hing. Ein Gefühl der Befreiung kam über sie, das vernehmlich in ihrer Brust flüsterte: Na, na, i bi nôt alloa!

Eine Weile sprachen sie noch über dies und das, bis Wolf sich endlich den Mut nahm und mit der lang zurückgehaltenen Frage herausrückte: „Groußmuabba, schau, i bi hiagt foa Schulbua meahr, i kimm in Deanst, do mdcht' i hiagt dou' gearn wiss'n, wear mei Bobba g'west is." —

Nachdenklich strich die Alte mit dem Zeigefinger über die Schürze: „Jou, du host recht, oamoi muast as jo dou' wiss'n, und hiazt is d' Sctund kemma. Sollst nôt ins Leb'n auffi, ohni daß d' dein Boddha woast. — Wos soll i sog'n? Heida hot a g'hoast'n, Heinrich Heider, und Bergmon is a g'west. A groussa schtoarka Mon, mit schwarzi Aug'n und Hoar. Dô Aug'n, Woif, dd host va dein Boddan. Dear hot dd nâmlinga g'hobt. Zwoa Joahr hom sa si kennt; er is a schtulla Mon g'west — und sou vûi brav. In Fosching hâtt'n s' heirat'n woll'n. Dreizehn Joahr is a schou in d' Kohl'ngruab'n ei'g'foahr'n, seit sein viarzah'ten Joahr. Do kimmt aum neinazwoanz'gast'n Dezemba — i woast d'n Log wie heint — da olti Jûarg Bock mitt'n in treibad'n Schneeg'schtôba um d' Jaus'nzeit ins Doarf und schreit: 's Wossa is in d' Gruab'n ei'brocha — olli san s' dasuffal!

Wie dds d' Barwarl hêrt, tuat s' an Schroa und schlogt hi. Dei Boddha is in da Fruah in d' Gruab'n ei'g'foahr'n. — Olli, dd im neich'n Sctoll'n g'oarbat hom, hot 's Wossa poekt; olli san s' dasuffa. Drei Log schpâta hom sie s' g'fund'n. Da Gruab'nhearr hot s' ei'grob'n loss'n. A schôni Leich hot a eahna geb'n, da Gruab'nhearr. Um a Heida Heinarich, dein Boddan, hom nôt vûi trauart; ear hot koani Ôltern und G'schwistarat g'hobt. —

Und aum zwoarazwoanz'gast'n Miarz is dei' Muadda g'schtoarm; in da sôiwig'n Nocht, wiar's du auf d' Wôlt kemma bist.“

Dûster sah Wolf Heß vor sich hin. Das eine hatte er gewußt, daß er seiner Mutter das Leben gekostet hatte. Die Alte schwieg, mit sinnenden Augen auf den Burschen

sehend, der, das Gesicht in beide Hände gestützt, vor sich hinstarrte. Lautlos saßen sie so, dann legte die Alte die Hand auf seine Schulter und sprach mit weicher Stimme: „Muast dein Eltern nôt hard sei; f' san zwoa guati, bradi Mensch'n g'west.“

Stumm nickte Wolf Heß seiner Großmutter zu. Die Sonne stand schräg am Abendhimmel und sandte ihre Strahlen durch das Laubwerk der Obstbäume auf die beiden. Grünlichgolden sprangen sie aus den unzähligen weißen Scheibchen der Blätter.

Und ohne daß sie es noch sagten, standen sie auf und gingen das Dorf hinaus, wo der Friedhof lag. Lange standen sie an den beiden Gräbern der Toten, die so jung aus dem Leben gemußt. Sie lagen weit auseinander, und kein Fremder würde geahnt haben, daß sie beide in heißer Liebe einem Jungen das Leben gegeben, der eben daran war, mit seinem ganzen Vertrauen in die Welt zu gehen. —

Wolf wollte die Geißen melken, und Barbara Heß verstand ihn.

Während sie das Essen wärmte, ging er hinauf in den Garten, sah über die Felder auf die nachtdunkeln Berge, stieg in den Hof, versonnen auf das niedrige Nachbarschindeldach blickend, steckte den Kopf auch in den Regengang und stellte sich eine Weile vor die blühenden Blumen.

Das war der Abschied von seiner Kindheit.

Bald krochen sie in das Heu. Die letzte Nacht, dachten die zwei einfachen Menschen. Und mochten sie sich auch zum Schlafen zwingen, immer wieder mußten sie es denken. Und sie wußten beide, daß sie wach lagen und dasselbe dachten. Es war um Mitternacht, und jedes

merkte an den Atemzügen des andern, daß sie nicht schliefen.

„Groußmuadda,“ flüsterte es leise.

„Wos denn, Woifi?“ fragte die Alte.

„Groußmuadda, du bearfst nôt trauri seil! I wiar di niar valoss'n. Siagst, i vadien' iagt noch, und wonn 's da wo nôt z'somm geht, sou sogst ma 's. Gdi? No hülfi i da oiwei aus. Woast, i wiar mi schou recht aufs Schpoar'n vateg'n. Sou, Groußmuadda, miarl' da dds: Kimmst wos kimmst, oiwei host d' mi!“

Wolf konnte es nicht sehen, daß der Alten die Tränen, heiße Tränen des Dankes, in die Augen traten. Er konnte auch nicht sehen, daß sie die Hände fest gefaltet hielt und den Herrgott bat, er möge ihr dies letzte beschirmen und gesund erhalten.

Dann war er doch eingeschlafen. Barbara Heß aber lag schlaflos im Heu, lauschte auf die Atemzüge ihres Enkelkindes, die sie nun nicht mehr hören würde, betete und sann.

## VI.

Es war ein kühler Septembertag.

Die Getreidefelder sind verschwunden; unwirtlich weht der Wind über die Stoppeln. Unermülich geht Wolf Heß hinter dem Pfluge; Furche auf, Furche ab, bereits den ganzen Tag. Vornüber auf die Sterzen gelehnt, stapft er mit seinen schweren Stiefeln durch die aufgeworfenen Schollen. Gleichmäßig geht es auf und ab. Eins, zwei, immer eins, zwei. Eine Ewigkeit lang schon. Es scheint, als ob sie beide, Knecht und Pferde,

keinen andern Gang mehr hätten, als dies ewige eins, zwei.

Manchmal reißt einer der Gäule den Kopf in die Höhe und schnaubt aus vollen Nüstern; dann geht es wieder still mit gesenktem Kopf. „S—dh!“

Wolf Heß wendet oben am Ackerrain, hebt den Pflug aus der Furche, kragt die Pflugchar mit dem Keitel blank, trägt den Pflug hinüber, und mit lautem „hü—ah“ geht es die neue Furche hinunter.

Immer schmaler wird der helle Streifen des Stoppelfeldes zwischen dem speckigen Braun der aufgebrochenen Furchen.

Sinnend blickt Wolf Heß auf die Schollen, wie sie erst die Pflugchar hinaufkriechen, sich schraubenförmig wenden und zur Seite legen. Wohl hundertmal schon tat er so. Dann hebt er wieder den Kopf und blickt hinunter ins Dorf, denn der Acker liegt am Berghang oben, da, wo die Waldstraße die Biegung macht. Ringsum auf den Feldern ackern die Pflüger. Kartoffel, Kraut und Rüben stehen im vollen Wachstum; auch die Maisfelder harren noch ihrer völligen Reife entgegen. Doch die Wiesen leuchten nimmer so farbenbunt, kühl und herb liegen sie da, und um so mehr tritt das Weiß des Rummels aus ihnen hervor, als wollte es an die Zeit gemahnen, die nicht mehr zu fern ist. Auf dem Ackerrain blüht die Schafgarbe.

Über dem niedrigen Föhrenwald stehen im Norden dicke, weißballige Wolken.

Sedoch das Haupt allzuviel heben und die Flur besehen, ist nicht Pflügerbrauch, und so gehen sie bald wieder dahin, Knecht und Pferde, mit gesenktem Kopf. Wer da kein stumpfer Arbeitsknecht ist, kann denken, stunden-



lang denken. Und so denkt Wolf Heß von einem ins andere. Er denkt, wie rasch er sich in die Arbeit gefunden und was er wohl an den langen Spätherbst- und Winterabenden tun wird; daß es von Großmutter recht sei, nimmer aufs Feld zu gehen, sondern sich an die Maschine zu setzen und für die Leute im Dorf zu schneidern. Na, und konnte sie das vielleicht nicht? War die Foppe, die sie lezthün, wie er bei ihr war, für die Löfflerdirn genadert hatte, nicht vielleicht hundertmal schöner gewesen wie die Foppen, die die Koppensteiner Naderin macht! Am Sonntag hat sie die Dirn in der Kirche angehabt. Noch einmal so schön ist sie darin gewesen. Ja, Großmutter konnte sich schon sehen lassen! Sagten das nicht auch die Leute! Und hatte sie nicht Arbeit genug! Oh, Arbeit hatte sie so viel, daß sie sie gar nicht bewältigen konnte! Die Mähl Lies, des Mählbauern einzige Tochter, bekam ein schönes Sonntagskleid, die Leufnerbauerin ebenfalls, die Roskoderin hatte eine großblumige Foppe bestellt, die Margret vom Hof brauchte notwendig ihr Gradlgewand und — weiß der Teufel! — wer kann sich denn all die Weibersachen ermerken! Aber da gab es noch eine Menge Dinge, die zu machen und auszubessern waren. Und Geld verdiente Großmutter, erschreckend viel Geld! Na, und wenn sie in die Bauernhöfe liefern ging, fiel immer noch dort und da ein Stück Fleisch oder ein halber Laib Brot ab. Ja, ja, Großmutter hatte ganz recht getan, daß sie nimmer in die Arbeit ging.

Und wie freundlich Martin Ldnß zu ihm war, wenn er in dessen Stube trat! Es war selten vorgekommen in der lezten Zeit; nächsten Sonntag wollte er wieder einmal hinauf schauen.

Wolf Heß hebt den Kopf. Dort drunten auf dem Felde beim Bache pflügt Karl Schnellinger. Er kann ihn nicht erkennen, aber er weiß, es ist Lorenz Winters Feld. Auch sie sind in den letzten Monaten wenig zusammengekommen. Wie bedächtig er hinter dem Pfluge geht! Wie ein rechter Ackersmann. Dem würde nun auch keiner ansehen, daß er einst der schnellfüßigste unter ihnen gewesen.

Als es gegen Abend geht, kommt aus dem Walde die Tierherde; von weitem sieht er die glockendimmelnde Schar. Lustig und schelmisch übertönen sie die Laute der Hirtenflöte. Das ist ein heiterer Kerl, der Loni Lenz, denkt Wolf Heß. Als die trampende Herde näher kommt, hält er das Gespann an; er kann den Kopf nicht zur Erde stecken und weiterpflügen. Brennend heiß ist es ihm mit einem Male im Herzen aufgestiegen, und mit warmem Blick besieht er den Zug. Ob er sie noch alle kennt? Ja doch! Das sind Nichts Tiere, die hochhdnige gehört Jakob Köffler und die scheckige da steht im Teufnerhof. Liese heißt sie, und was ist sie doch immer für ein tolles Tier gewesen! Ob sie ihn noch kennen würde? Soll er ihren Namen rufen? Und ehe er sich weiter besonnen, ist der ihm auch schon entschlüpft. Die Kuh hebt den Kopf, sieht zu ihm herüber, und ob sie ihn nun erkennt oder bloß den Ton seiner Stimme im Ohr behielt, sie löst sich ruhig aus der Reihe und kommt munter über den Acker getrottet. Vor Wolf bleibt sie stehen, beschnuppert ihn, und als er in überquellender Zärtlichkeit ihren Namen wiederholt, erkennt sie ihn ganz. Lang streckt sie den Kopf in die Höhe und bleibt so stehen. Ja, richtig, er hatte sie doch immer am Halse gekraut!

So schlingt er den Arm um ihren Nacken und beginnt sie zu kraulen, ganz wie einst. Und die Kuh hebt den Kopf vor Behagen immer höher. Verwundert wendet sich das Handpferd nach den beiden.

Da tönt Toni Lenz' Stimme hell über den Acker, und die laute knallende Peitsche mahnt sie an ihre Pflicht. Als wenn sie ihm Lebewohl sagen möchte, legt sie nochmals den Kopf auf seine Schulter, dann dreht sie sich um und stampft eilig zurück auf die Straße. Mit gesenktem Gehörn geht sie hinter der Herde. Die Fäuste auf die Pflugsterzen gestützt, sieht ihnen Wolf Heß mit weichem Herzen nach. Fast wollte er Toni Lenz beneiden, da dreht das Handpferd wieder seinen Kopf nach ihm, aus vollen Nüstern schnaubend. Und Wolf Heß geht vor, nimmt seinen klugen Kopf in beide Hände und drückt ihn an seine Brust. Geduldig läßt ihn das Pferd an der Stelle. Nun ist Wolf Heß wieder im Gleichgewicht. Den ganzen Abend aber muß er an Nikolaus Leufners scheußliche Kuh denken.

\*

Peter Schäfer hat das Winterkorn gesät, Burgunderrüben und Kartoffeln sind eingebracht und auch die Maiskolben wurden gebrochen, zu Hause geknüpft und auf lange Stangen gereiht. Die Felder sind eingackert, nun kann der Winter kommen. Raub fegen die Spätherbstwinde über die kahlen Felder, entblättern die bunten Bäume und machen sie zu riesigen Besen. Die Tage werden immer kürzer, die Nächte hell und frostreich. Dicke Nebelschwaden hüllen das Thal in undurchsichtigen Dampf. Auf den Wiesen ist selbst die Herbstzeitlose ge-

storben; nur die kleinen Gänseblümchen wagen es noch in die kühle Welt zu schauen. Fröhligens sind ihre Köpfe glänzend von den feinen Nadeln des Reifes. Gespenstern gleich huschen Mäuse raschelnd durch das dürre Gras, längst schon schwirren die Insekten nimmer durch die Luft, und selbst der Maulwurf mußte tiefer in die Erde, den ihm vorkriechenden Regenwürmern nach.

Es ist allen oben zu kalt und unwirtlich geworden. Auf den Ästen der Obstgartenbäume hocken schwarze Raben, plustern und sträuben ihren Federbalg und sind den Spazern neldig, die schreiend und lärmend auf der Straße um ihren Fund streiten.

Tagelang steht Wolf Heß mit dem Bauern und der Magd auf der Lenne, unaufhörlich im Dreitaakt den Dreschflegel schwingend. Ewig gleich ist die alte Dreschmelodie: tick tack, tack; — tick tack, tack.

Angstlich springen die Körner aus der dünnen Strohschicht. Fällt der saufende Flegel auf ein dichtes Strohbüschel, verliert die Melodie den harten Ton, und behaglich wie ein zufriedenes wühlendes Schwein muschelt er: taff taff, töff; taff taff, töff.

Aber noch einen dritten Ton kennt die Melodie, einen grellen, aufbegehrenden, der entsteht, wenn der Dreschflegel auf die kahle Lenne fliegt.

Tack tack! kreischt es dann durch die Scheune, und der Ton tut ordentlich weh im Ohr; rasch setzt der Flegel aus. So arbeiten sie tagelang. Margret rauft das ausgedroschene Stroh zusammen, Peter Schäfer fegt das Korn in die Ecke zu einem Haufen und Wolf Heß wirft neue Garben vom Strohberg herab.

Mittlerweile ist es Winter geworden. Die liegt der Schnee auf Dorf und Flur, unaufhörlich treiben neue Schneemassen durch die glashelle, kalte Luft.

Da gibt es nun manche Feierstunde, und die Abende sind still und lang. Was da ein gewöhnlicher Knecht ist, der nimmt den neuesten Soldatenkalender her, liest ihn genau und bedächtig von vorn bis hinten durch, hält sich dazu in Rauchwolken und vergift auch aufs Spucken nicht. Gespuckt muß sein. Und die Tage gehen dahin; der Kalender trägt längst Fettflecke, ist auch fein plattgedrückt und auf mancher Seite mit schönen Spuren geschmückt, zu deren Auflöschung nicht erst ein Prähistoriker gerufen werden muß. Ist endlich alles genau durchgepflügt mit Finger und Auge, sucht der Knecht ein Bröseln Bleistift hervor, schlägt den Kalender vorne auf, wo die Notizblätter sind, und schmiert mit sorgfältig angefeuchtetem Graphit die verschiedensten Sachen in die Rubriken und Zellen. Geburtsdaten von ihm und seinen Leuten, die Soldatenzeit, die Schusterrechnung vom letzten Jahr, und plöblich kommt ihm die Lust, sich zu prüfen, wie es noch mit dem Rechnen stehe, und kreuz und quer fällt er die Blätter mit Ziffern. Es geht ja gewöhnlich nicht schlecht; nur das Dividieren ist ein Teufelszeug; das muß ihnen der Lehrer rein zu wenig gezeigt haben. Na, der Knecht fährt dann eine Weile sinnend umher, und ist er etwas verliebter Natur, dauert es nicht lange und das schönste, feisteste Herz deckt das Blatt; auch für den lodernden Feuerbrand wird gesorgt. Gezeichnet ist er; wenn ihn andere für einen Ausflußstrahl halten, das ist nicht seine Sache.

Und geht über all dem der Winter noch nicht zu Ende,

verlegt er sich aufs Schnitzen, oder bittet sich vom Bauern den Hausfreund aus, den Bauernkalender, der auf keinem Hofe fehlt. Da findet er gewöhnlich schon eine Menge Notizen der Bäuerin vor, die ihn über das Stieren der Kühe, das Kälbern und den Preis unterrichten, den der Metzger gezahlt. Das wird bedächtig aufgenommen. Na, ist es etwa nicht von Wichtigkeit! Das muß einen ehrlichen, rechtschaffenen Knecht doch interessieren! Was ein etwas schwerfälliger Knecht ist, der hockt, geduldig vor sich hindrösend, mit gestreckten Beinen in seiner Kammer und raucht und spuckt und bringt es dabei zu einer ganz erstaunlichen Virtuosität. Ob er die linke Zinke des Stiefelknechtes dort trifft? Ja, warum denn nicht! Und pfiffig sitzt das sonderliche Wurfgeschöß auf der linken Zinke. Es kommt eine förmliche Gönnerstimmung über ihn. Käme einer und wollte diese Leistung bewundern, würde er sich behaglich in die Länge räkeln und sagen, daß nichts dabei sei, es käme nur alles auf die Geduld an. Beizeiten bläht der Knecht das Licht aus. Das tut zwar auch der, dessen Auge beweglicher fliegt, doch geht er andere Wege als in seine eigene Bettstatt. Nun ja, die Nächte sind lang und Zeitvertreib muß auch sein.

In Wolf Heß' Kammer brannte die Lampe bis spät in die Nacht und warf einen hellen Fleck auf das glitzernde Weiß des Schnees im Obstgarten. Die Pfeife im Munde, saß er stundenlang über Bücher gebeugt und las mit scharfen Augen aus ihnen heraus, was herauszulesen war. Das Rauchen hatte er sich so nebenbei angewöhnt; es ist ja wahr, das Maul hat seine Beschäftigung dadurch, und schließlich mußte es ihn doch noch männlicher machen in den Augen der Margret. Und warum soll es nicht gesagt

werden, daß ihm das durchaus nicht gleichgültig war? Tatsächlich! Durchaus nicht gleichgültig!

Eben darum rauchte er beim Studieren. Beim Studieren? fragt ihr mich und macht runde Augen. Ihr wollt mich verbessern, ihr glaubt, ich habe mich verredet. Seht, da muß ich über euch lachen, daß ihr doch immer so schwergläubig seid! Ja, beim Studieren! Ich bleibe dabei, ich habe mich durchaus nicht verredet. Was, fragt ihr mich? Geschichte und Erdkunde! Nun, habe ich nicht verständlich genug gesprochen? Ich sagte doch deutlich: Geschichte und Erdkunde. Seht doch hin, dort liegt ja der aufgeschlagene Atlas! Gerade hält er den Finger auf Japan. Seht ihr es? Na, ich habe es euch doch gesagt. Ach so, ihr verwundert euch, wie Wolf dazu kommt, das zu studieren.

Na, als die langen Abende kamen, hat Wolf Heß ein paar so durchgefessen und gedacht, was er nur den langen Winter durch machen werde. Da kommt ihm mit einem Male der Gedanke: wie wär's, wenn ich mich ein wenig herum sähe, wie die Welt ist und was sich auf ihr zugetragen? Und er nimmt denn auch gleich tags darauf nach dem Abendessen den Hut und geht zum Schulmeister Martin Löns.

Um Bücher täte er bitten, aber um keine, in denen nur erfundene Geschichten stünden, sondern um solche, aus denen man etwas lernen könne, und zwar dies und das.

Da hätten ihr Martin Löns sehen sollen! Er sprang förmlich vom Stuhl, zog Wolf zum Bücherbord, und dort besprachen sie den Plan. Und Löns war es, der ihm riet, Geschichte und Erdkunde zu studieren. Wolf war das recht gewesen, und bald war das Richtige hervorgesucht. Bis

tief in den Abend saßen sie noch beisammen, Martin Löns aufgeräumt wie nicht bald. Nein, das war doch aber auch ein Freudentag! Und so gab er Wolf Ratschläge, wie er es machen sollte, wie er sich, mit Papier und Bleistift Notizen anlegend, durcharbeiten, nicht durchlesen, solle. Er möge es nur mal versuchen, hatte er ihm gesagt, ob er nicht Freude daran fände, sich so immer mehr festes Wissen anzueignen; und Wolf war mit hellem Eifer einverstanden gewesen. Hatte ihn doch schon in der Schule nichts mehr gefreut, wie Neues zu lernen, immerfort Neues. Sie haben dann noch besprochen, daß Wolf alle Sonntage vormittag nach dem Kirchgang zu ihm kommen und sich überprüfen lassen sollte, und Martin Löns hatte recht: die eigene Neigung, der eigene heiße Drang wurde nun noch kräftig genährt durch den Ehrgeiz, seinem guten einstigen Lehrer gegenüber sich nicht schämen zu müssen.

So saß er Abend für Abend aufmerksam lesend und wieder lesend und das Erarbeitete skizzierend bei den Büchern, zwischendurch mit langsamen Schritten die Kammer durchwandernd, sich im Geiste das Gelernte hersagend. Wollte er mal laut sprechen, mußte er die Pfeife aus dem Munde nehmen. Und in all das Lernen drang vom Stalle nebenan das Prusten und Schnaufen und Stampfen der Tiere. Leise zog der Stallgeruch in die Kammer. Manchmal horchte der eifrige Knecht auf, das Gesicht zur Thür gewandt, und ein tiefes Behaglichkeitsgefühl ging durch ihn. Er hätte sich keine liebere Studierstube wünschen mögen, als die, die ihn so innig mit seinen braven Tieren verband.

So saß er Tag um Tag bis über zehn. Und sein Geist, der nicht überladen war mit hunderterlei unnützen Dingen,



sondern sich täglich an gesunder Arbeit erfrischte, nahm mit wunderbarer Schärfe auf, und je größer sein Wissen wurde, um so mehr jagte es ihn in neues. Und weil ihn keine Prüfung trieb und beängstigte, konnte er sich in aller Behaglichkeit über den Stoff machen, was er dergestalt tat, daß er in der Geschichte die betreffenden Kapitel erst aus den einstigen Studierbüchern des Lehrers und hernach ausbauend aus der Weltgeschichte las. Babylonier und Ägypter waren vor seinen Augen aufgestanden und hatten ihm das Volk der großen Pyramidenbauer in seiner sonderbaren Kultur gezeigt, die so vielfach abhängig ist von dem einzigen Flusse, der ihm Nahrung und Leben spendet; die Zeitalter der Griechen und Römer waren in all ihrer Größe an ihm vorbeigerauscht, und nun stak er tief im Mittelalter, in dieser seltsamen Zeit, die mit all ihren leidenschaftlichen Kämpfen um Herrschaft, Krone und Religion, ihrem wüsten Aberglauben, ihren glänzenden Entdeckungen und Erfindungen doch eine so wunderbare ist, daß man sein Auge nur mit tiefem Erschauern auf diesem Bild voll der schärfsten Lichter und düstersten Schatten ruhen lassen kann. Und Wolf Heß verbiß sich darin, daß er vor elf Uhr nachts selten ins Bett kam. In der Erdkunde hatte er Europa geographisch und politisch durchgearbeitet und war nun fest über Asien her.

Ab und zu kam es auch vor, daß er abends zu Lorenz Winter hinüberging, in den Stall trat und sich zu Karl Schnellinger setzte. Karl hatte keine eigene Kammer; der rückwärtige Teil des Stalles bildete seinen Schlafraum, war zu diesem Zwecke mit Holz gebielt und mit Bett, Tisch und einem Stuhl ausgestattet. Kam Wolf, so

setzte er sich regelmäßig auf die uralte große Futterkiste und ließ die Füße mit den schweren Stiefeln niederhängen. Die Kiste war aus geschnitztem Eichenholz und trug auf der Vorderseite unter den beiden Buchstaben M. W. die Jahreszahl 1640; sie war also schon über zweihundert Jahre alt. Somit saßen die Winter bereits zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf ihrem Bauernhof. Das stößte Wolf Heß große Achtung vor diesem tüchtigen Bauernstamm ein, der Geschlecht um Geschlecht jah an seiner Scholle hing, pflügte und Korn säte, Sonntag mit fromm gefalteten Fäusten im Kirchstuhl saß und in Gott ergeben seine Toten begrub.

Wolf beneidete Karl im stillen um diese ehrwürdige, jahrhundertealte Futterkiste. Karl Schnellinger sah es gern, wenn Wolf in den Stall kam; die glimmenden Pfeifen im Mund, mußte er erzählen, von Völkern und Ländern — stundenlang. Und Karl Schnellinger war ein dankbarer Zuhörer; regungslos saß er auf seiner Bettstatt und lauschte den Erzählungen seines Freundes, ihn nur unterbrechend, wenn er etwas besonders eingehend wissen wollte. Das waren für beide wertvolle Abende, denn Wolf machte das Geben nicht minder Freude wie Karl das Nehmen. Selbst mochte dieser sich nicht über die Bücher machen, dazu fehlten ihm Geduld und Fähigkeit. Und warum auch, sagte er sich, ich will doch mal Bauer und nicht Gelehrter werden, Wolf hat bereits in der Schule besonders Neigung für Bücher gehabt. So machte er es, wie in Barbara Heß' Stube, wenn die Alte Geschichten erzählt hatte: er verlegte sich aufs Zuhören. Hernach greift wohl Wolf Heß auch nach seiner Flöte, einem alten, wohlklingenden Kirchenchorinstrument, das

sonde  
mit  
wurd  
keine  
aller  
geste  
Kap  
und  
loni  
und  
fein  
han  
und  
war  
nun  
die  
sche  
ihre  
ein  
tief  
Lie  
W  
fel  
ger  
fi

*[The text on the right page is extremely faded and illegible. It appears to be a continuous block of text, possibly a list or a series of entries, but the individual words and sentences cannot be discerned.]*

hatten, Mutter-Geistern, mit ...  
Ginnes nach zu sehen — ...  
sie sich nur dieser ...

Und es war ...

Als er die ...  
er sie gerade ...  
den Koffer ...  
sichere ...  
die Mutter ...  
di nicht ...

Die ...  
lese ...  
hat ...  
hat ...  
das ...  
fragen, ...  
hat ...  
den ...  
Büchern ...  
zu, ...  
baldiger ...  
dann ...  
seiner ...  
dann ...

Der ...  
habe ...  
t war ...

sie erzählen, wie es ihr ergangen, was sie gearbeitet, wer Neues gebracht und ob sie auch allewell genug verdiene zum Leben.

Im Kachelofen brannte das Feuer. Die Rücken an die warmen grünen Platten gelehnt, saßen sie eng beieinander, umwoben von dem wohltuenden Dunkel der Dämmerung. Sie saßen gern in dieser Stunde ohne Licht; die Strahlen der Flamme bringen hart durch die Augen in das Gehirn und geben dem Menschen nie jene friedvolle Ruhe, jenes wunschlose Hinträumen, das ihn so restlos zufrieden macht. Oft redeten sie lange kein Wort, stumm das ganze Glück auskostend, beieinander zu sein und sich gesund und ohne Leid zu wissen.

Nur die alte Schwarzwälderuhr — es war noch immer dieselbe, die er als kleines Kind so tapfer beim Perpendikel gefaßt —, stieß ihr Schnarren ohne Unterlaß in das webende Dunkel.

Dann unterbrach Wolf wohl die Stille und sagte mit leisem Ton: „Du, Großmuabba, wie woar denn dou' dds nuar glei?“

Und die Alte erzählte, kam auf dies und das aus alten, längstvergangenen Tagen und Jahren, und Wolf lauschte andächtig, wie einst als Kind. Viel kamen sie auf seine armen, toten Eltern zu reden, die draußen auf dem Friedhof liegen, weit auseinander, arg weit.

Hernach stand sie auf, zündete die Lampe an und richtete das Futter für die Geißen; jedesmal folgte ihr Wolf mit in den Stall.

Nach neun Uhr ging der junge Knecht seinem Hofe zu. Und obwohl es selbstverständlich war, daß Wolf nächsten Sonntag wiederkam, sagte die Alte doch stets,

wenn sie ihm die Hand zum Abschied gab: „Und göt',  
Woiff, am Sunnta', noch a kimmst d' wieda?“

Der Hof lag schon im Dunkel; Peter Schäfer, der nie ins Wirtshaus ging, liebte es, sich früh zu Bett zu begeben. Der Hund unterdrückte das Anurren, als er von weitem den Gang des Knechtes erkannte. Nur in der Küche war es noch hell; Wolf Heß lächelte, und eine tiefe Wärme stieg in seinem Herzen auf. So war es jeden Sonntag, und er hätte das Licht nicht missen mögen, das Licht, das ihm sagte: auch hier sei jemand, der mit Liebe und Sorgfalt auf ihn warte. Und sie drinnen hörte ihn, und ehe er sich noch recht in seiner Kammer gesetzt hatte, kam sie und brachte sein Nachtessen. Die Hände verschränkt, saß sie mit vorgeneigtem Oberkörper am Tisch und plauderte mit ihm, und beide fühlten, wie sie die Liebe arg aneinander zwang. Margret wäre wohl noch lange sitzen geblieben, hätte die Uhr nicht bedenklich nach Zehn gezeit.

Masch nahm sie das Geschirr zusammen; dabei streifte ihre volle Brust seine Wange. Wolf Heß mußte hernach selber nimmer, wie es hatte kommen können; plötzlich hielt er Margret umschlungen und küßte sie stürmisch und glühend. Das Mädchen schmiegte sich innig an ihn, so daß er deutlich ihren warmen, weichen Körper spürte; beide Hände um seinen Nacken geschlungen, küßte sie ihn wieder mit offener, unversteckter Liebe.

Und nun haben sie beide die Uhr vergessen.

Spät nachts ging sie von ihm.

Das ist Wolf Heß' erste Liebe.

## VII.

Und die Zeit ging dahin.

Sommer wechselte mit Winter, und in der Natur war ein ewiges Entstehen und Vergehen. Das Leben im Dorfe war immer dasselbe; im Winter lag's im Schnee und die Alten rücten fest zum Ofen; in der warmen Zeit standen die Arbeitsleute draußen in den Feldern, während sich die Greise in die Sonne setzten. Es war immer das gleiche.

Und zwischendurch wurden Kinder geboren und Tote begraben. In diesen beiden Dingen gab es keinen Unterschied zwischen arm und reich.

Die alte Finckhin half ihnen bei ihrer Reise in die Welt, der alte Bruckner sah zu, daß sie unter der Erde gut gebettet waren und Martin Edns bemühte sich, sie so zu formen, daß sie dem Leben auf Erden gewachsen waren. Und die dann in der Welt standen, trachteten dem alle Liebe zu geben, der ihnen das tägliche Brot gab: dem Boden.

Wolf Heß liebte den Boden, Wolf Heß liebte aber auch die Bücher. Und wenn er nun hinter dem Pfluge ging, auf dem Acker Kartoffeln anhäufelte, oder in den Wald fuhr, gehörte seine ganze heiße Liebe dem Boden, den er mit pflegen half. Zwischendurch aber drängte sich fortgesetzt das Wissen vor, das er sich angeeignet hatte, und eine tiefe Sehnsucht nach gründlicher Bildung stieg manchmal in ihm auf, und für Augenblicke kam ihm ein brennendes Verlangen, ein Leben führen zu können, das ganz von ihm erfüllt wäre. Ertappte er sich bei diesem Nachsinnen, erschraf er heftig und ging um so emsiger der Arbeit nach.

War jedoch die Tagesarbeit getan, eilte er in die Kammer und nahm mit gieriger Seele das Buch heraus, um dort weiter zu arbeiten, wo er verfloffenen Abend stehengeblieben war.

Es war Sommer; Wolf hatte sich gleich unter seinem Fenster eine Bank gezimmert, auf der er gerne saß und studierte. Ringsum standen die breitkronigen, niedrigen Apfelbäume und die hohen, schlanken Birnbäume, alle mit Hunderten von Früchten beladen, die dem Herbst entgegen reiften. Auf einem Zweig flötete eine Amsel, und zwischen den Bäumen flogen mit dumpfem, leisem Flügel-schlag die Fledermäuse. Kein Halm rührte sich. War es zum Lesen zu dunkel, klappte der Knecht das Buch zu, streckte die Füße weit vor, sich mit dem Rücken an die Stallmauer lehrend, und dachte vor sich hin. Lau zog die Nachtluft um seinen bloßen Kopf.

Er hatte sich nun beinahe durch die ganze Geschichte gearbeitet; gestern war er auch mit der Erdkunde fertig geworden. Sein Auge eilte im Geiste durch die unzähligen Länder mit all ihren Wundern.

Während Wolf Heß so träumt, ist es helle Nacht geworden; die Sterne stehen in unübersehbarer Zahl am Himmel und von manchem geht ein Blinken aus, daß es anzusehen ist, als ob er sich fortgesetzt leise drehe. Es ist ein eigentümliches Licht im Garten; bläulich-weiß fällt es durch die Kronen der Bäume, daß auf weithin die schlummernde Ruhe des Grases zu sehen ist. Darin verweben sich die dunkeln Schlagschatten der Bäume. Schräg am Himmel steht der Mond; voll fällt der Glanz seiner runden Scheibe auf die weißgetünchte Stallwand, daß sie gleißend ist, springt auf das dunkle Haar des ver-



sonnen hingestreckten Knechtes und färbt seinen Scheitel hell.

Ohne sich zu rühren, sitzt Wolf Heß und träumt; und seine rege, starke Phantasie fliehet eiter von Land zu Land und eine tiefe Sehnsucht steigt in seinem Innern auf, ein Verlangen, das so groß werden konnte, daß es ihm manchmal war, als ginge seine Seele aus seinem Knechtkörper und flattere dahin, in Weiten, die so hoch und fern waren und so voll Licht, voll jenen Lichtes, jenen wunderbaren Zauberlichtes, das das Wissen ausstrahlt.

Und Wolf Heß kommt ins Denken und Grübeln und erwägt hunderterlei Dinge. In seinem Kopfe arbeitet es mit aller Macht, und Gedanke um Gedanke wird hundertmal gewendet und von allen Seiten besehen; zu keinem Menschen aber spricht er über das, was ihn so tief bewegt.

Als die Turmuhr zehn schlägt, reißt er sich aus seinen Träumen und Grübeleien, nimmt das Buch und geht durch den Stall in die Kammer.

\*

Es ist ein warmer Herbsttag.

Das ganze Thal liegt in Sonne, und es scheint, als ob es heuer nochmals Sommer werden wollte; doch die Bäume tragen ihre bunten Kleider und die Birken stehen in purem Golde. Lustig fliegen die Spinnfäden durch die Luft. Es ist um die Fausenzeit; mit raschen Schritten steigen Barbara Heß und ihr Enkelsohn die Bergstraße hinauf. Oben bei der Straßenkurve unter den riesigen Fichten bleiben sie eine Weile stehen und blicken ins Thal. Es ist ein herrliches Bild! Die Wiesen stehen noch

immer in schönem Grün und Wald und Obstgärten haben bunte Farben. Aus dem nahen Walde tönt heller Vogel-schlag.

Lustig wandernd verschwinden sie im Gehölz. Die Alte hat ein Bündel unter dem Arm, Wolf beide Hände tief in den Hosentaschen, so steigen sie aufwärts. Großmutter benützt die Sonntage, um in die entlegenen Nester die fertigen Kleidungsstücke zu liefern, und Wolf Hefß geht da stets mit. Der Weg führt zwar ziemlich steil aufwärts, immerdurch zwischen hohen Bäumen, aber die Alte findet doch so viel Zeit zwischen dem Athemholen, ihrem Begleiter die schönsten Dinge zu erzählen.

Wenn irgendwo im Walde ein Vogel besonders schmelzend singt, halten sie für einen Augenblick ein und lauschen seinem Liede; hernach greift auch wohl Wolf in die Tasche, setzt die Klarina an den Mund — er hat manch trauliche Weise, seit er Knecht ist, zugerlert — und spielt Lied um Lied, traurige und heitere, daß der Wald andächtig lauscht und es Großmutter ganz weich und warm im Herzen wird. Nach stundenlangem Marsche sind sie oben auf der Höhe; ringsum ragen die zerschrundenen kahlen Gebirge in die blaue Herbstluft. Trunken nehmen sie das gewaltige Bild in sich auf, durchschreiten einen alleearartigen Lärchen- und Birkenbestand, und nachdem sie an der alten weißgetünchten Kapelle vorbei sind, über die eine mächtige Linde ihre schützenden Äste hält, öffnet sich ein weites Hochtal dem Blick, durch das die Bergstraße zwischen Wiesen und Aekern, die mit rohem Flechtwerk eingezäunt sind, in das liebliche Hohenndorf Waldeck führt. Dichtgedrängt steht das kleine Dorf um das uralte liebe Kirchlein. Es ist

ihm Martin Edns vor Jahresfrist geschenkt hatte. Die weichen Volksliedweisen Idsen Karls Schnellingers Junge, und da er nicht bloß redselig, sondern auch verliebt ist, muß Wolf Heß viel anhören, was des anderen Herz für die blonde Zenzi vom Nachbardorf bewegt, und er erhält manche warme Aufmunterung. Wolf hört ihm geduldig zu und denkt dabei an die dralle Margret. Er weiß, er hätte nicht weit zu gehen, denn ihr ganzes Benehmen zeigt ihm, daß sie ihn leiden mag; und auch er fühlt lange schon, daß es ihn zu ihr zieht, aber es ist da etwas in ihm, eine dumme Unbeholfenheit, die ihn hilflos und tapsig macht. Über die kann er mal nicht hinweg, so sehr er auch möchte; sein Blut ist eben viel schwerer wie das seines Freundes.

So sehen sich Knecht und Magd mit heißen Augen an, greifen sich wohl auch manchmal auf die Hand und reden oft lange auf der Stalldiele, doch zu ihrem Fenster kommt er nicht. Und während in seiner Kammer ruhig das Licht brennt und er über seine Bücher gebeugt sitzt, wirft sich die Magd in ihrem Bett seufzend von einer Seite auf die andere.

So gehen die Wochen dahin in heißem Drängen und unfreiwilligem Verwehren. Und während Karl Sonntag nachmittags mit Zenzi über Land geht und mit ihr in ein Dorfwirtshaus einkehrt, sitzt Margret allein in der Küche und bessert ihre Wäsche aus. Wolf Heß klappt die Bücher zu, nimmt seinen Hut und geht die Dorfstraße hinauf zur Großmutter; Sonntag für Sonntag ist das sein Weg. Das ist der einzige Tag in der Woche, wo er zu der Alten kommt, und den hätte er sich von niemandem nehmen lassen; er hätte es nicht ausge-

halten, Mutter Weißhaar nicht zu sehen, ihre volle, warme Stimme nicht zu hören — und er wußte, wie sehr auch sie sich auf diesen Tag freute.

Und es war heute wie immer.

Als er die Tür öffnete und in die Stube trat, fand er sie gerade beim Kaffeemachen. Winters kochte sie den Kaffee in der Stube. Freudig kam sie auf ihn zu, richtete eilig einen Stuhl zurecht, und ständig waren ihre Worte: „Da Wolf, ja, da Wolf! Sou, laßt sit' di nieda, glei kriagst d' d' Kaffeesupp'n!“

Mit warmen Augen sah er ihr zu, er hatte ihre lautlose Art so gerne, in der sie sich zu schaffen machte. Und Großmutter konnte immer Wort halten. Sie wußte, daß ihr Enkelkind genau war, so war sie es auch. Beschaglich schlürfteten sie den warmen Trank und Wolf mußte berichten. Ja, Wolf kam immer zuerst daran; das wollte sie so. Soll eine Großmutter etwa nicht fragen, was ihr starker Bub die ganze Woche getan hat? Und er mußte ihr erzählen, von den Arbeiten auf dem Bauernhof und was er die Woche über in den Büchern gelernt. Großmutter hörte mit einer Andacht zu, wie Sonntags in der Kirche bei einer besonders erbaulichen Predigt; und sie konnte nicht viel genug hören, denn zu der tiefen Bewunderung über die Geschicklichkeit ihres Enkelkindes, der sich all das ermerken konnte, kam ihr eigenes Interesse für diese Dinge.

Sie saß gewöhnlich bei der Maschine, und unermüdblich surrte das Rad. Begann es später zu dämmern und in der Stube dunkel zu werden, ließ Barbara Heß die Arbeit ruhen, legte ihre eifigen Hände in den Schoß, und nun kamen Großmutter's Feierstunden. Nun mußte

sie erzählen, wie es ihr ergangen, was sie gearbeitet, wer Neues gebracht und ob sie auch allewell genug verdiene zum Leben.

Im Kachelofen brannte das Feuer. Die Rücken an die warmen grünen Platten gelehnt, saßen sie eng beieinander, umwoben von dem wohlthuenden Dunkel der Dämmerung. Sie saßen gern in dieser Stunde ohne Licht; die Strahlen der Flamme bringen hart durch die Augen in das Gehirn und geben dem Menschen nie jene friedvolle Ruhe, jenes wunschlose Hinträumen, das ihn so restlos zufrieden macht. Oft redeten sie lange kein Wort, stumm das ganze Glück auskostend, beieinander zu sein und sich gesund und ohne Leid zu wissen.

Nur die alte Schwarzwälderuhr — es war noch immer dieselbe, die er als kleines Kind so tapfer beim Perpendikel gefaßt —, stieß ihr Schnarren ohne Unterlaß in das webende Dunkel.

Dann unterbrach Wolf wohl die Stille und sagte mit leisem Ton: „Du, Großmuabba, wie woar denn dou' dds nuar glei?“

Und die Alte erzählte, kam auf dies und das aus alten, längstvergangenen Tagen und Jahren, und Wolf lauschte andächtig, wie einst als Kind. Viel kamen sie auf seine armen, toten Eltern zu reden, die draußen auf dem Friedhof liegen, weit auseinander, arg weit.

Hernach stand sie auf, zündete die Lampe an und richtete das Futter für die Geißen; jedesmal folgte ihr Wolf mit in den Stall.

Nach neun Uhr ging der junge Knecht seinem Hofe zu. Und obwohl es selbstverständlich war, daß Wolf nächsten Sonntag wiederkam, sagte die Alte doch stets,

wenn sie ihm die Hand zum Abschied gab: „Und göt',  
Woffl, am Sunnta', noch a kimmst d' wieda?“

Der Hof lag schon im Dunkel; Peter Schäfer, der nie ins Wirtshaus ging, liebte es, sich früh zu Bett zu begeben. Der Hund unterdrückte das Knurren, als er von weitem den Gang des Knechtes erkannte. Nur in der Küche war es noch hell; Wolf Heß lächelte, und eine tiefe Wärme stieg in seinem Herzen auf. So war es jeden Sonntag, und er hätte das Licht nicht missen mögen, das Licht, das ihm sagte: auch hier sei jemand, der mit Liebe und Sorgfalt auf ihn warte. Und sie drinnen hörte ihn, und ehe er sich noch recht in seiner Kammer gesetzt hatte, kam sie und brachte sein Nachtessen. Die Hände verschränkt, saß sie mit vorgeneigtem Oberkörper am Tisch und plauderte mit ihm, und beide fühlten, wie sie die Liebe arg aneinander zwang. Margret wäre wohl noch lange sitzen geblieben, hätte die Uhr nicht bedenklich nach Zehn gezeigt.

Masch nahm sie das Geschire zusammen; dabei streifte ihre volle Brust seine Wange. Wolf Heß wußte hernach selber nimmer, wie es hatte kommen können; plötzlich hielt er Margret umschlungen und küßte sie stürmisch und glühend. Das Mädchen schmiegte sich innig an ihn, so daß er deutlich ihren warmen, weichen Körper spürte; beide Hände um seinen Nacken geschlungen, küßte sie ihn wieder mit offener, unversteckter Liebe.

Und nun haben sie beide die Uhr vergessen.

Spät nachts ging sie von ihm.

Das ist Wolf Heß' erste Liebe.

## VII.

Und die Zeit ging dahin.

Sommer wechselte mit Winter, und in der Natur war ein ewiges Entstehen und Vergehen. Das Leben im Dorfe war immer dasselbe; im Winter lag's im Schnee und die Alten rücten fest zum Ofen; in der warmen Zeit standen die Arbeitsleute draußen in den Feldern, während sich die Greise in die Sonne setzten. Es war immer das gleiche.

Und zwischendurch wurden Kinder geboren und Tote begraben. In diesen beiden Dingen gab es keinen Unterschied zwischen arm und reich.

Die alte Finckhin half ihnen bei ihrer Reise in die Welt, der alte Bruckner sah zu, daß sie unter der Erde gut gebettet waren und Martin Löns bemühte sich, sie so zu formen, daß sie dem Leben auf Erden gewachsen waren. Und die dann in der Welt standen, trachteten dem alle Liebe zu geben, der ihnen das tägliche Brot gab: dem Boden.

Wolf Heß liebte den Boden, Wolf Heß liebte aber auch die Bücher. Und wenn er nun hinter dem Pfluge ging, auf dem Acker Kartoffeln anhäufelte, oder in den Wald fuhr, gehörte seine ganze heiße Liebe dem Boden, den er mit pflegen half. Zwischendurch aber drängte sich fortgesetzt das Wissen vor, das er sich angeeignet hatte, und eine tiefe Sehnsucht nach gründlicher Bildung stieg manchmal in ihm auf, und für Augenblicke kam ihm ein brennendes Verlangen, ein Leben führen zu können, das ganz von ihm erfüllt wäre. Ertappte er sich bei diesem Nachsinnen, erschraf er heftig und ging um so eifriger der Arbeit nach.

War jedoch die Tagesarbeit getan, eilte er in die Kammer und nahm mit gieriger Seele das Buch heraus, um dort weiter zu arbeiten, wo er verfloffenen Abend stehengeblieben war.

Es war Sommer; Wolf hatte sich gleich unter seinem Fenster eine Bank gezimmert, auf der er gerne saß und studierte. Ringsum standen die breitkronigen, niedrigen Apfelbäume und die hohen, schlanken Birnbäume, alle mit Hunderten von Früchten beladen, die dem Herbst entgegen reiften. Auf einem Zweig sibtete eine Amsel, und zwischen den Bäumen flogen mit dumpfem, leisem Flügelschlag die Fledermäuse. Kein Halm rührte sich. War es zum Lesen zu dunkel, klappte der Knecht das Buch zu, streckte die Füße weit vor, sich mit dem Rücken an die Stallmauer lehrend, und dachte vor sich hin. Lau zog die Nachtluft um seinen bloßen Kopf.

Er hatte sich nun beinahe durch die ganze Geschichte gearbeitet; gestern war er auch mit der Erdkunde fertig geworden. Sein Auge eilte im Geiste durch die unzähligen Länder mit all ihren Wundern.

Während Wolf Heß so träumt, ist es helle Nacht geworden; die Sterne stehen in unübersehbarer Zahl am Himmel und von manchem geht ein Blinken aus, daß es anzusehen ist, als ob er sich fortgesetzt leise drehe. Es ist ein eigentümliches Licht im Garten; bläulich-weiß fällt es durch die Kronen der Bäume, daß auf weithin die schlummernde Ruhe des Grases zu sehen ist. Darin verweben sich die dunkeln Schlagschatten der Bäume. Schräg am Himmel steht der Mond; voll fällt der Glanz seiner runden Scheibe auf die weißgetünchte Stallwand, daß sie gleißend ist, springt auf das dunkle Haar des ver-



sonnen hingestreckten Knechtes und färbt seinen Scheitel hell.

Ohne sich zu rühren, sitzt Wolf Heß und träumt; und seine rege, starke Phantasie fliegt eiter von Land zu Land und eine tiefe Sehnsucht steigt in seinem Innern auf, ein Verlangen, das so groß werden konnte, daß es ihm manchmal war, als ginge seine Seele aus seinem Knechtkörper und flattere dahin, in Weiten, die so hoch und fern waren und so voll Licht, voll jenen Lichtes, jenen wundersamen Zauberlichtes, das das Wissen ausstrahlt.

Und Wolf Heß kommt ins Denken und Grübeln und erwägt hunderterlei Dinge. In seinem Kopfe arbeitet es mit aller Macht, und Gedanke um Gedanke wird hundertmal gewendet und von allen Seiten besehen; zu keinem Menschen aber spricht er über das, was ihn so tief bewegt.

Als die Turmuhr zehn schlägt, reißt er sich aus seinen Träumen und Grübeleien, nimmt das Buch und geht durch den Stall in die Kammer.

\*

Es ist ein warmer Herbsttag.

Das ganze Thal liegt in Sonne, und es scheint, als ob es heuer nochmals Sommer werden wollte; doch die Bäume tragen ihre bunten Kleider und die Birken stehen in purem Golde. Lustig fliegen die Spinnfäden durch die Luft. Es ist um die Fausenzeit; mit raschen Schritten steigen Barbara Heß und ihr Enkelsohn die Bergstraße hinauf. Oben bei der Straßenkurve unter den riesigen Fichten bleiben sie eine Weile stehen und blicken ins Thal. Es ist ein herrliches Bild! Die Wiesen stehen noch

immer in schönem Grün und Wald und Obstgärten haben bunte Farben. Aus dem nahen Walde tönt heller Vogel-schlag.

Lustig wandernd verschwinden sie im Gehölz. Die Alte hat ein Bündel unter dem Arm, Wolf beide Hände tief in den Hosentaschen, so steigen sie aufwärts. Großmutter benützt die Sonntage, um in die entlegenen Nester die fertigen Kleidungsstücke zu liefern, und Wolf Heß geht da stets mit. Der Weg führt zwar ziemlich steil aufwärts, immerdurch zwischen hohen Bäumen, aber die Alte findet doch so viel Zeit zwischen dem Atemholen, ihrem Begleiter die schönsten Dinge zu erzählen.

Wenn irgendwo im Walde ein Vogel besonders schmelzend singt, halten sie für einen Augenblick ein und lauschen seinem Liede: hernach greift auch wohl Wolf in die Tasche, setzt die Klarina an den Mund — er hat manch trauliche Weise, seit er Knecht ist, zugerlert — und spielt Lied um Lied, traurige und heitere, daß der Wald andächtig lauscht und es Großmutter ganz weich und warm im Herzen wird. Nach stundenlangem Marsche sind sie oben auf der Höhe; ringsum ragen die zerschrundenen kahlen Gebirge in die blaue Herbstluft. Trunken nehmen sie das gewaltige Bild in sich auf, durchschreiten einen alleearartigen Lärchen- und Birkenbestand, und nachdem sie an der alten weißgetünchten Kapelle vorbei sind, über die eine mächtige Linde ihre schützenden Äste hält, öffnet sich ein weites Hochtal dem Blick, durch das die Bergstraße zwischen Wiesen und Aekern, die mit rohem Flechtwerk eingezäunt sind, in das liebliche Hühendorf Waldeck führt. Dichtgedrängt steht das kleine Dorf um das uralte liebe Kirchlein. Es ist

mit Schindeln gedeckt wie alle Häuser fast; bis auf wenige sind es große, stolze Bauernhöfe, in deren Vorgärten ganze Beete voll bunter Asten brennen. Rasch steigen die beiden in das Dorf hinunter. Im Dorfe aber umfängt sie tiefe Stille, und es ist, als ob hier nur Frieden wäre in den uralten, großen Bergbauernhöfen. Neben den wuchtigen Torbögen stehen alte Birnbäume, alte Vorgärtenzaune umschließen die Bauernhäuser, alt sind die Brunnen, die vor den Toren stehen, alt die Heiligenbilder in den Mauern, uralte die Berghänge, die sich in riesiger Höhe im Süden und Westen gegen den Himmel türmen. Hier ist alles alt und fest. Und fest muß alles sein, wenn im Spätherbst und Frühjahr die Stürme von Norden her angetobt kommen, sich auf die Giebel setzen und die Dachfirste entlangreiten; fest muß alles sein, wenn im Winter der Schnee fällt, Tag um Tag die dichten Flocken treiben und das Dorf einhüllen, tiefer, immer tiefer. Und Wolf Heß kommt ein Behagen an, als er sich das stille Dorf so im Schnee eingesackt denkt, daß in ihm der Wunsch aufsteigt, in dem traulichen Dorfe zu hausen; in dem Dorfe, das viele Jahre später seine Heimat werden soll.

Bald danach treten sie mit freundlichem „Grüß Gott“ in die Küche der Holzerbäuerin.

„Ja, d' Bawarl is 's,“ empfängt sie die älteste Bäuerin. „No, griäß eng Good a!“

„Sou, i bi 's, dei Zopparl hob' i da 'brocht, Holzarin.“

„Ja sou, mei Zopparl! No, siht 's eng nieda a wengarl.“

„I bi sou frei.“

Barbara Heß läßt sich auf einen Stuhl nieder, Wolf setzt sich auf die Bank.

„Is dds bei Bua?“

„Sou, dds is da Wolf,“ sagte sie mit warmem Stimmtön.

Wolf wich dem neugierigen Blick der Bäuerin aus.

„Ja sou, dos is da Wolf. Da hot si schen 'aufg'mocht, Bawarl!“

„Sou, do seit si nix.“

„Na, do seit si nix. A Trumm Lackl Bua ibaranond! Is woi schou im Deanst?“

„Sou, beim Schäfabau'rn unt'; werd 's 'n eh guat wiss'n, nôt?“

„Freili, freili woaß i 'n. No, soll i 'n Schäfabau'rn nôt wiss'n! Is a akurata Mon, wos?“ wandte sich die Holzerin nun direkt an Wolf.

Der nickte. Das war ihr aber nicht genug.

„Bist recht z'fried'n mit eahm?“

„Jo—o.“

„Biavú Roß hot a denn 'n Schtoll?“

„Zwoa.“

„Sou, sou, ja zwoa? No, und wie is 's denn mit dd Dr'n? Hot a nôt a zwoa Dr'n?“ Wolf nickte wieder.

„No, und weil ma schou dabei san, wie vüi Klah hot a denn 'n Schtoll schteh?“

„Dhti!“

„A do schaut ma hear! Wos d' nôt sogst: Dds is jou a gonz a Schwara, da Schäfabau'r! No, miar hom holt nuar drei. Tut dou koani vaschtiarn?“

„Nimmt goar nia voar.“

„Wos d' sogst! Nöt zan glaub'n! Woast d', wos i fäar a G'frett hob' mit dd Luaban; 's is nöt zan sog'n!“ wandte sie sich an die Hessin.

„Geh, wa' nöt aus!“

„No, loß da sog'n: dd G'scheckate hot ma goar nöt aufg'nomma und dd onda, dd Grawe, is da d' vagonga Wocha fünf moi z'sommg'foll'n, dds totschat Luada: no homma s' earscht hoam treib'n Finna.“

Die Holzerbäuerin schnitt ein bitter-saures Gesicht, doch nur für einen Augenblick, dann gewann die Neugierde wieder die Oberhand, und sich neuerlich an Wolf wendend, fragte sie ihn weiter aus: „Na, und wei ma schou grob davo red'n, wia hot a 's denn mit dd Sau, da Schäfa?“

„Siebzehn; neun Sticksau drunta.“

„Marandanna, wos d' sogst! Siebzehn Sau? Mia hom nuar viar Sticksau und drei Kloane. Do fo ma leicht obaschneid'n,“ dabei nickte sie zu der Heß hinüber.

„Kost'n oba aa wos,“ gab Wolf breit hinüber.

Die Bäuerin brachte das Gespräch noch auf Korn und Burgunderrüben und hätte wohl noch eine schöne Weile fortgetratscht, hätte Barbara Heß nicht das Tuch aufgeknotet und die Feiertagsjoppe herausgekrant.

Die Bäuerin besah sie von allen Seiten, fand sie schön, war aber mit dem Lob zurückhaltend und fragte dann mit lang nicht so lebhaftem Ton in der Stimme: „No, und daß ma va oll'n red'n: wia vü is d'nn d' Schuldigkeit?“

„No, an Guild'nsiemz'g, Holzarin, wei's d' as du bist!“

„Ha, wia host g'sogt? An Guild'nsiem?“

„Siemz'g!“ besserte Barbara Heß gelassen aus.

„Ja, ja sou, stemz'g,“ zog die Holzerbäuerin in die Länge. „Is a Trumm Vog'n Gdld dds; no, und is dds dos Kusfaste?“

„I hob' da jou g'sogt, wel's d' as du bist,“ schob die Hessin trocken hinter den Lippen hervor.

„Ja sou, no jou, wonn's d' as sogt; unsaoans var steht si jou do drauf ndt a so,“ ging zur Tischlade und zählte langsam und bedächtig die Summe auf den Tisch.

Als sich die beiden hierauf erhoben, begann sich die neidige Bäuerin heuchlerisch zu erkreuzigen: „Jessas, biagt hob' i gonz in Dischkuarsch vageff'n, daß i eng wos viarg'schtllt hätt'! No, a G'sdcht's wa eng wohl eh ndt sdlt'som g'west, gdl't's jou? I hob' ma's eh denkt, daß 's loa G'sdcht's mdgt's. Gdlt's, und a weiß' Brot mdgt's a ndt? No, i woaff 's eh. No, biagt pfuat eng Good und schaut's, daß 's guat hoamkemmts!“

Im Wirtshaus, einige Häuser weiter unten, bestellte Wolf Brot und Geselechtes, denn sie hatten tüchtigen Hunger.

„Sou a geizig's Luada!“ brummte er durch die Zähne, soweit da Platz war zwischen den Fleischbrocken.

Die Alte gab einen beifälligen Ton von sich und setzte, als sie den Mund frei hatte, dazu: „Dä lossat a liaba an Hund varrekta, eh' f' eahm a Woan viarschmeißat. Biard dou' aa amoi ndt oll's mitnehma kinna, in d' Gruam owi!“

Sodann bissen und schluckten sie weiter und dachten nimmer an die Bäuerin. In der Wirtsstube ging es laut her; es herrschte bereits jenes behagliche Halblicht, in dem sich so vorzüglich ein Gläschen Wein trinken läßt, und der dicke Labalqualm machte das Ganze nur noch gemütlicher.

Alle Bergbauern hockten da beisammen, diskutierten und tranken. Es war ein Stimmengewirr in der Stube, daß es nicht zu begreifen war, wie einer den andern nur annähernd verstehen konnte. Zwei debattierten leidenschaftlich miteinander, kreischend übertönte des einen Stimme das Geseumm; am Nebentisch saß ein älterer Bauer, der seinem Nachbar, weit über den Tisch gebeugt, etwas zumeckerte und ihm dabei fortwährend mit seinem ausgegengelten Finger beinah in die Nase fuhr; unweit der beiden Heß' hockte ein großer, riesenhafter Bauer, der, wie es schien, jedes Wort aus seinem Pfeifenkopf herausaugen mußte und sie so stückweise dem andern zuwarf, daß der fort das Maul offen hielt; und drüben auf dem Burschentisch schlugen sie mit den Fäusten auf die Tischplatte, daß die Spielkarten ängstlich in die Luft sprangen. Und immer mitten drinnen der rundliche Wirt. Wie ein Habicht erspähte er jedes leere Glas, und schon war er dort, und eh so ein Klobiger Waldbauer das Maul aufbrachte, stand es gefüllt vor ihm.

Den beiden Fremden gegenüber, ganz in die dunkle Ecke gedrückt, hockten zwei alte Ausnehmer unter dem gekreuzigten Heiland. Ihre Züge waren kaum mehr zu erkennen, nur die weißen Haarsträhne leuchteten hell unter den Hüten hervor. Wolf beobachtete sie die längste Zeit; gleich steckten sie die Köpfe zusammen und krächzten sich was in die Ohren,kehr um die Hand ließen sie die Köpfe hängen und sogan eifrig an ihren Pfeifenstummeln. Mit einem Male schoben sie die ausgebrannten Pfeifen in die Brusttasche und begannen, sich fest aneinander lehrend, aus ihrer dunkeln Ecke heraus einen fröhlich-schelmischen Singsang, der die stets wiederkehrende Ein-

leitung hatte: „Wonn i 's z'ruck denk', wiar i lusti woar, wonn i 's z'ruck denk', wiar i a Bua nou' woar.“

Mit wiegenden Köpfen sangen sie das Lied ihrer längst entschwundenen Jugend, und wenn sie auf eine heikle Stelle kamen, kniffen sie pfiffig die alten rotumränderten Augen zu, einander zublinzelnd, als wollten sie damit zu verstehen geben, daß ihnen das einst besonders behagt hatte. In der Stube war's allmählich still geworden und alle sahen mit lachenden Gesichtern auf die beiden fibelen Alten, die, sich fest umschlungen haltend, ihr Liedel immer lecker aus dem Winkel krächten, je mehr sie dessen Beachtung wahrnahmen.

Dröhnendes Gelächter belohnte den lustigen Sang. Die beiden Alten aber holten ihre Pfeifen wieder hervor und taten, als wäre nichts gewesen.

Als das Gespräch wieder allgemein im Gang war, zahlte Wolf, und hernach stiegen sie beide durch das Abenddämmern den Berg hinunter.

## VIII.

Den ganzen Weg hinunter klang Wolf das Lied der beiden alten Männer im Ohr, und als er spät am Abend das Dorf hinabschritt, brummte er leise die Melodie vor sich hin.

In der Küche wartete wie immer Margret auf ihn. Als Wolf gegessen hatte, nahm er das Mädel auf seinen Schoß, und bald füllte zärtliches Liebesgeflüster die uralte Stube. Die uralte Stube, in der durch all die Jahrhunderte gar manche Knechte gehaust hatten, frohe und ernste, gute und hartherzige. Und die Stube wußte sie



alle. Um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges war's, da war der erste Knecht auf den Hof gekommen, ein großer, hünenhafter Kerl, der durch unaufgeklärte Art eine Kriegskasse erwischte und der Ahn der Mählbauern wurde. Hernach sah die Stube viele Jahre stille, fleißige Knechte, die Monat um Monat den Geldbeutel hervorsuchten, nachzählten und nachrechneten, wie lange sie noch dienen mußten, um ihr Mädchen heiraten und einen eigenen Kleinen Hausstand gründen zu können. Es sitzt mancher Kleinhäusler und Tagelöhner im Dorfe, dessen Vorfahre auf dem Schäferhofe diente. Darauf hauste ein Lump in dem Raume, der seinen Herrn betrog und bestahl und aus Rache, als er davongesagt wurde, Feuer an die Scheune legte. Zur Zeit, als die Türken vor Wien lagen und ein Kubel herumstreifender Heidenhunde brandschmend ins Dorf kam, war es ein Knecht vom Hofe, der sie in den Waldbinterhalt lockte, wo sie die Bauern allsamt erschlugen.

Dann beherbergte die Knechtkammer auf dem Schäferhofe durch lange Zeit friedliche, stille Knechte, deren Reihe nur einmal von einem Unruhigen durchbrochen wurde, der es nicht aushielt und mit dem großen Kaiser Napoleon nach Rußland zog — und nun saß der blutjunge Wolf Heß in dem Raume, und dicht an ihn geschmiegt die blonde Margret.

\*

Wolf ist den zweiten Winter auf dem Hofe. Die Faschingszeit rückt heran mit ihrem großen Tanzfest, von dem die Mädel das ganze Jahr sprechen, auf das sie sich das ganze Jahr freuen — und er kann noch immer nicht

tanzen. Da geht er nun allabendlich zur Großmutter hinauf, und die alte Wittib, die einst die gesuchteste Tänzerin gewesen, unterweist ihn im Tanzschritt. Und Wolf muß viel von dem Wesen der Alten haben, denn bald schwenkt der lange Ackerknecht sie herum, wie nur irgend einer.

Das große Fest kommt.

In Großmutter's Stube steht Wolf Heß, scherzt und nennt die sich schönmachende Greisin seine Braut. Er hat ihr keine Ruhe gelassen und nicht nachgegeben, und so puzt sie sich denn nun für den Tanz. Wie emsig die Gute ist! Und wie aufgeräumt!

Gott, führt sie doch ihr Bub zum Tanz! Während andere Großmütter zu Hause hocken müssen und der Bub mit seinem Mädel geht, führt Wolf sie zum Tanz! Ob sie wohl noch tanzen kann? Nein, was werden die Leute schauen! Sie sollte es wohl gar nicht tun. Aber Wolf bittet so! — Gott, und sie möchte es doch noch einmal so gern probieren! Oh, die Musik, die Musik! So gehen zwei glückliche Menschen zum Tanz.

Das ist ein Hallo, als die beliebte alte Frau mit ihrem Jungen eintritt!

Martin Lons kommt auf sie zu, und sie müssen Platz nehmen am Bürgermeistertisch. Es ist ein Gewirr und Gesurr ringsum, die Musik kreischt und die Paare drehen sich stampfend im Kreise. Die an den Tischen Sitzenden lachen und schreien, und alle sind froh. Das fröhlichste Gesicht aber macht Großmutter Heß. Der Saal ist dicht gedrängt mit drehenden, schwitzenden Paaren. Der wirbelnde Staub vermischt sich mit dem Rauch der Zigaretten und Pfeifen der Bauern und Honoratioren und

legt sich schwer um die Petroleumlampen. Und in all den Tumult hinein wimmert eine Geige, seufzt die Flöte, stöhnt das Flügelhorn hell auf in furchtbaren Qualen und brummt die geärgerte Bassgeige.

Das aber tut nichts, das gehört gerade dazu, soll's ein gemütliches Fest geben! Und je mehr die Leute schreien, die Instrumente blärren und jammern, der Staub wirbelt und der Rauch qualmt, um so gemütlicher finden sie es.

Martin-Löns ist mit seiner Frau da, und beide sehen abwechselnd bald auf Wolf, bald auf die aufgeräumte Alte.

Da steht der Bürgermeister auf, die Musik bläst einen Tusch; er verlangt einen Extratanz für die alte Hessin.

Ringsum Bravorufe, Händeclatschen, Lachen. Die Alte wird ganz bleich; Gott, wie ihr Herz schlägt! Man muß es doch deutlich schlagen hören. Und jetzt, wie ihr das Blut in den Kopf steigt!

Wolf steht lachend auf und legt den Arm um sie; sie sträubt sich mädchenhaft. Nein, nein, sie kann doch gar nimmer tanzen! Dazwischen lächelt sie verschämt, um sofort wieder zu beteuern, daß sie ja wirklich nimmer tanzen könne. Dann aber steht sie doch auf und geht am Arm ihres großen Jungen in die Mitte des Saales. Leise hebt die Musik an, eine süße, einschmeichelnde Weise. Ja, das ist die Musik, so hat sie sie einst gern gehabt vor Jahren! Und schon dreht sie der Bub im Kreise. Einen Augenblick noch ist sie schwer, einen Augenblick noch denkt sie, ob sie denn wirklich tanzen soll, für einen Augenblick noch sieht sie die vielen Gesichter der Umstehenden auf sich gerichtet, dann aber fließt es be rauschend durch ihren Körper, sie hört nur mehr die

Schmeichelnden Töne der Musik sieht nur mehr ihren Jungen, der zu ihr herablächelt, da legt sie den Arm fester auf ihn und nun geht es dahin, selig dahin ohne Denken und Wissen. Sie fühlt nur, daß sie sich dreht und daß es noch geradeso geht, wie einst vor vielen Jahren, das ist alles.

Plötzlich hört die Musik auf.

Ein brausender Jubel, alles ruft ihren Namen. Die Alte aber steht schwindelnd, verwirrt, an ihren Jungen gelehnt und muß sich erst besinnen. Taumelnd vor Seligkeit läßt sie sich von Wolf auf ihren Platz führen.

Es hat sie hernach noch mancher im Kreise geschwenkt und keiner hat es bereut. Bis spät in den Morgen blieben sie beisammen.

Das war Großmutter's Freudentag.

\*

Martin Lons stand im Garten und sah nach seinen Bienen. Es war ein prächtiger Frühlingstag, ein Sonntag. Da ging vorn die Jauntüre; als der Schulmeister die Schritte durch den Garten kommen hörte, drehte er sich um und begrüßte mit freudigem Lächeln den Ankommenden: es war Wolf Heß. Erst redeten sie über dies und das, doch erriet Martin Lons bald aus dem beklemmenden Wesen seines einstigen Schülers, daß diesen heute etwas ganz Besonderes zu ihm führe. Und um völlig bei der Sache zu sein — bei den Bienen konnte er das nie recht —, legte er den Arm auf Wolfs Schulter und führte ihn zur Rosenbank.

Als sie sich niedergelassen, packte Martin Lons den jungen Knecht bei den Schultern und sagte: „So, mein

lieber Junge, jetzt beichte; ich weiß ja doch, daß dich Wichtiges zu mir geführt hat!“

Wolf sah einen Augenblick beklommen auf seine Stiefelspitzen hinunter, darauf richtete er seine tiefen Augen auf seinen Lehrer, sofort mit dem Ganzen Kommend: „Herr Lehrer, ich möchte studieren!“

Mehr brachte er nicht heraus, aber das Gesicht, die Augen sagten dem alten Schulmanne mehr, als Hunderte von Worten vermocht hätten. Er sah die tiefe, brennende Sehnsucht, den Zug banger Angst, und überkommen von einer starken Freude und Rührung, schloß er den jungen Bauernknecht an seine Brust.

Ja, der alte Martin Löns, der stille Dorflehrer, er, der Bienenschulmeister, wie die Leute sagten, konnte leidenschaftlich werden! Und sollte er es nicht, wenn der liebe Junge kam und unerwartet das aussprach, was all die Jahre sein liebster, geheimster Gedanke gewesen! Und der Junge kam selber, hatte sich selbst durch all das in seiner Knechtzeit Gelernte zu dem Ziele durchgerungen, in das ihn aus eigenen Stücken zu drängen Martin Löns nicht gewagt hatte.

Nun wurde viel beraten; es war aber größtentheils der alte Lehrer, der sprach und in seiner Freude nicht genug Worte fand. Wolf saß mit aufmerkamen Augen neben ihm und hörte gespannt all seinen Auseinandersetzungen zu. Die schönsten Zukunftsträume wurden ausgeheckt, das heißt, Martin Löns dachte sie aus und Wolf nickte mit pochendem Herzen. Der Lehrer war jedoch viel zu ehrlich, als daß er seinem Schüßling nur die schönen Seiten des Studiums gezeigt hätte; mit ernstem Gesicht sagte er ihm hernach, daß die Studienzeit, die für ihn vielfach

eine Freudenzeit sein würde, vor allem eine Zeit des Kampfens und Ringens, eine Zeit harter Entbehrungen werden würde.

Mit zusammengepreßten Lippen und geschlossenen Fäusten hörte der Knecht zu, lachte und sagte mit tiefer Stimme: „Einen Kampf, bei dem ich mir Freuden erkämpfe, den wag' ich getrost.“

„Bravo, mein Junge!“ rief Martin Löns befreit aus, „das sag ich auch! Wenn's nur ein Weg durch Mühen und Sorgen wäre ohne Freuden, ohne innere Bereicherung und Befriedigung, dann wäre ich der erste, der dir riete: Junge, laß ab davon! So aber — Nein, nein, du schaffst es schon! Das Leben hat dich ja nicht verwohnt. Jung', Wolf, was ich mich freuen werde, wenn ich dich auf dem Gymnasium weiß! Aber, Junge, laß dich nie verhauen! Ha, ha! Ich muß lachen! Weißt du, es stieg mir da so ein Bildchen aus meiner eigenen schönen Studienzeit auf. Weiß zwar nimmer, ob sie es heutzutage auch noch so halten, aber dortmals verging eben kein Monat, wo nicht die Lateiner mit uns Totengräbern ins Handgemenge gerieten. Den Spitznamen, den hatten sie uns aufgebracht, da unsere schwarzen Geigenkästen wirklich eine verdamnte Ähnlichkeit mit kleinen Särgen hatten. Wir, nicht faul, gaben's ihnen aber zurück und hießen sie Gimpel. Es mag ja dieser Spott weniger schlagend gewesen sein wie ihrer, aber dafür waren es um so mehr unsere Fäuste. Weißt du, wir Lehramtszöglinge, größtenteils Bauernsprößlinge, wir hatten Saft und Kraft in den Gliedern, und wo wir hinliefen — na, da war auf eine Weile eine blaue Beule!

Aber die Lateiner kamen immer wieder um neue Prügel,

wenn sich die alten halbwegs verlaufen hatten. Das war's, woran ich dachte. Doch sollte dieser alte Zwist noch zwischen beiden Schulen bestehen, um dich war mir nicht bange! Du hast zu lange den Dreschflegel in den Fäusten gehabt. Ach, Wolf, daß du aufs Gymnasium gehst — nein, wie ich mich freue! Ja, mir ist's ja gerade, als müßte ich mich nun bei dem alten ehrwürdigen Bau persönlich entschuldigen, daß ich ihm so manchen Jüdling verprügelt. Mir ist's nun gerade, als würde ich selbst nochmal jung durch dich! Wolf Heß auf dem Gymnasium. Wolf Heß triefend vor Weisheit, gelehrt wie die Bücher Moses! Ha, ha, Junge, Junge, daß ich das erlebe!“

Wolf Heß' Augen leuchteten und blitzten. Wie prachtvoll dieser lange, schmale Kopf ist, dachte Martin Löns. Laut sagte er: „So, nun komm, nun wollen wir zur Mutter gehen! Wie wird die sich freuen!“

Bald saßen sie zu dritt um den Kaffeetisch, den die Frau im Garten gedeckt hatte, im eifrigen Gespräch. Und sie waren alle drei eine Seele; ja, Wolf sollte studieren, das war nun einmal klar. Jetzt war nur noch die Großmutter!

Doch Martin Löns hatte nicht Bange, und um Wolf diese letzte Sorge zu nehmen, schlug er vor, sogleich zu der alten Frau zu gehen und ihr das Ganze klarzulegen. Er war vollkommen davon überzeugt, daß sie den Entschluß ihres Enkelkinds billigen würde.

Sie trafen die weißköpfige Alte bei ihren Blumen im Hof; strahlend ob der hohen Ehre, die ihr zuteil wurde, führte sie ihren Besuch in die Stube. Und nun legten ihr beide abwechselnd Wolfs Absicht klar.

Redete sie ab? Mißbilligte die gute Frau sein Vorhaben?

Nein! — Sie sah in die Augen ihres Enkelkindes, die in leidenschaftlichem Verlangen glühten, — da wußte sie, daß es so sein mußte und daß es so recht sei; verständig horchte sie den Worten des alten Lehrers. Wie dankbar glücklich Wolf die liebe Alte in seine Arme schloß! Und wie warm und gut ihre Augen glänzten an seiner Brust! Mit gerührtem Herzen nahm der Schulmeister von ihnen Abschied.

Liefvergnügt ging er rückwärts ums Dorf. Und er tat, was er sonst fast nie tat, er piff ein Liedel vor sich her und blickte versonnen in das stille Stück Welt.

In der Stube aber saß der große Wolf und hatte seine Großmutter auf den Schoß genommen. Und beiden stand die Freude in den Gesichtern. Ein um das andere Mal rief sie aus: „Bua, Wolf, do kimmst d' jou wieda za miar!“

Und der junge Knecht, sie fest an sich drückend, jubelt: „Jou, Groußmuabba, nou san ma wieda beinond! Bist d' froh, Groußmuabba?“

Ob sie froh war, die liebe Alte! Sah er denn ihre Augen nicht! Ach ja, er sah sie nur zu gut, aber das Glück war ja so groß; er wollte es immer wieder von neuem hören. Und sie kam gleich ins Planen, stellte im Geiste bereits die Truhe unter das Fenster, schob den Schrank weiter in die Ecke, fand, daß dies und jenes anders sein müsse und tat ganz so, als ob er morgen schon ins Stübchen zöge. Wolf aber hatte es sich so zurechtgelegt, daß er Mitte Juli die Aufnahmeprüfung ablegen und die ganze Zeit bis Septemberbeginn weiter



auf dem Schäferhose in Arbeit bleiben wollte. Das war Großmutter Heß in ihrer Freude gar nicht recht, doch war es klug, und so fügte sie sich darein.

Als sie die Nacht allein in ihrer Stube lag, stellte sie und träumte sie noch stundenlang in ihrem Glücksgefühl.

## IX.

**D**eben bei Barbara Heß wird die Thür geöffnet. Wolf tritt in den frischen Morgen und wandert die taufeuchte Dorfstraße hinunter. Auf den Dächern liegt ein silberner Schimmer; dort und da steigen schmale Rauchsäulen zum kaltklaren Himmel. Als er an der Kirche vorbeikommt, schlägt es sechs.

Wohlgemut schreitet er die Landstraße einher, querfeldein; Feldraine und Wiesen glänzen in dickem Reife; wie verzuckert liegen sie. Ob und eintönig ist das Bild. Kein Kornfeld mehr, keine Blumen; nur dort und da guckt noch eine Bucherblume oder Wegwarte aus dem fahlen Gras des Raines. Kalt bläst der Novemberwind über Kartoffelfelder und Wintersaat. Wolf knüpft den Rock fester zu und schreitet wacker aus; er muß es auch, will er rechtzeitig in der zwei Stunden entfernten Stadt Herzogstede sein. Unter dem linken Arm, der in der Tasche steckt, trägt er ein Bündel Bücher und Hefte, die er von Zeit zu Zeit nach vorn schiebt, mechanisch, während die Augen überall sind, immer auf der Suche, etwas Seltsames zu finden; gerade so wie einst.

Ehe er in den Föhrenwald tritt, wendet er sich um und sieht in das Dorf hinunter. So tut er täglich, seit zwei Monaten fast. Dann wandert er in den domartigen,

ebenen Wald. Auch hier ist es still; nur manchmal schreit eine Krähe; das ist alles. Der Wald ist dreiviertel Stunden tief; durch die letzten Stämme sieht man die Stadt, fern in der unabsehbaren Ebene: schlank ragen die Türme in die fahle Luft.

Wolf Heß lehnt sich an eine der Kiefern und blickt sinnend auf das Häusermeer; das ist nun sein tägliches Ziel, durch acht Jahre. Ja, wie doch alles so kam! Vor kurzem noch Bauernknecht und nun Gymnasiast! Enger drückt er das Bücherbündel an sich, wie er weiter-schreitet.

Wenn er zurückdenkt an jenen Julitag, als er bei der Aufnahmeprüfung zum ersten Male in das alte Gebäude trat! Vor dem Portal ist eine Menge kleiner Bürschlein gestanden, die ihn verwundert angestarrt hatten, wie er hochstämmig, in langen Stiefeln, auf sie zugeschritten kam. Er hat keinen angerebet; wußte er doch nicht, was er mit den Jungen in ihren feinen Gewändern und mit ihren hellen Kinderstimmen hätte anfangen sollen. So hat er sich ratlos in einiger Entfernung gehalten. Drinnen aber, als sie der Professor — heute weiß er, daß es Professor Lauber war — in der Halle empfangen und in der Klasse eingeordnet hatte, war er wieder sicher geworden. Er hatte gewußt, nun wurde etwas von ihm verlangt, und so war er mit allen Sinnen bei den die Prüfung führenden Lehrern gewesen.

Hernach hatte ihn der Direktor Markus Spiegel in seine Kanzlei gerufen. Er kannte ihn sofort wieder; er war der, der die Rechenprüfung vorgenommen hatte. Im Munde klemmte ihm ein Virginierstummel. „Sie haben die Prüfung ausgezeichnet bestanden, Heß!“ redete ihn

Spiegel an. Und dann, mit dem kleinen Finger der Hand, die die Zigarre hielt, über den spärlichen, aber peinlich geteilten Scheitel streifend: „Herr Martin Löns, Ihr einziger Lehrer, hat mir gesagt, daß Sie nur eine Großmutter haben und sich mit Stundengeben durchschlagen wollen. Das ist recht, das freut mich, daß Sie der alten Frau nicht zur Last fallen wollen. Es wird schon gehen! Ich habe auch vorzeiten nicht anders studiert. Sie sind ernst, das Leben hat Sie bereits gelehrt, daß es ein Kampf ist und aus Fleiß und Mühe besteht. Sie machen's, ich weiß es!“

Der Direktor beugte sich vor und streifte die Asche von der Zigarre.

„Und daß Sie es gleich wissen: haben Sie was immer, das Sie bedrückt, kommen Sie zu mir. Ich will Ihr Freund sein. Herr Oberlehrer Löns hat mir alles erzählt: ich habe Achtung vor Ihnen! Hören Sie! Sie können mit allem zu mir kommen. Ich habe Ihnen auch bereits für die sechs Schultage Freitische verschafft; darunter einen bei mir und einen bei Professor Pokorny, bei dem Sie Geschichte und Geographie hören werden. Bezüglich Stunden wird sich noch alles finden.“

Dann hatte er ihm noch die Hand gegeben; Wolf war in einem Glückstaumel gewesen, daß er heute noch nicht weiß, wie er dortmals heimgekommen; siedendheiß war es ihm ununterbrochen durch den Körper gelaufen.

Seit dieser Stunde lebt und stirbt Wolf Heß für Markus Spiegel. Wenn der hohe, schlanke Lehrer in tadellosem Gehrock das Katheder beschreitet, werden die dunkeln Augen des Schülers an der Ecke der ersten Bank so hell und glänzend, daß der Direktor unwillkürlich den

Kopf vom Klassenbuch heben und in diese warmen, ehrlichen Augen sehen muß.

Heute haben wir ihn wieder, die erste Stunde, denkt Wolf und schlägt unwillkürlich eine raschere Ganganart ein. Immer näher kommt er der Stadt, immer höher wachsen die Häuser aus der Ebene. Deutlich sieht er das Stadttor mit den zwei mächtigen uralten Ulmen. Dort muß er hinein. Es ist, als ob sich ein Fauchzer aus seiner Brust loslösen wollte. Wie glücklich er ist! Was hat er schon alles gelernt diese zwei Monate! Was ist es doch herrlich, zu studieren!

Wohl war mir anfangs eigen zumute, sinniert Wolf weiter, unter all den übersäumenden, feinen Kerlchen. Sie hatten so feine, glatte Hände. Die meinen waren derb dagegen und schwielig. Und dann die Stiefel! Kein einziger trägt Stiefel. Was sie doch übermütig sind mit ihren neun Jahren! Ich brächte das nie zusammen, denkt Wolf Heß, und bin mit meinen sechzehneinhalb doch auch kein Greis.

Er schaut über die Ebene, die immer klarer in der Morgenhelle wird; deutlich zeichnen sich fern am Horizont die Kirchtürme der Bauerndörfer ab. In der Stadt geht es rege her; Studenten, wie der Ausdruck für die Mittelschüler in solchen Provinzstädten ist, eilen mit ihren Büchern den Schulen zu, und man kann deutlich an ihren Gesichtern erkennen, wem das Lernen leicht fällt und wer in zäher Müß die halbe Nacht verwachen mußte. Geschäftsleute stehen in den Läden oder sind beschäftigt, die Läden aufzuschließen, und Wolf Heß kennt sie alle — den Kleinen dicken Bäcker, aus dessen Laden es gar so verlockend duftet, und den er auch heute, eben jetzt wieder,

mit vertrautem Lächeln grüßt; den ebenfalls dicken, aber schon mehr ins Kuglige gehenden Selchmeister, dessen Waren weit und breit berühmt sind, und der von der Gediegenheit seiner Firma selbst so durchdrungen ist, daß er eine Spezialität seines Hauses: mit den köstlichsten Dingen an Fleisch, Wurst und Fisch gefüllte Semmeln, kurz und bündig „Überraschung“ nannte, die man bei ihm in der Frühstückstube zu allen Tages- und Nachtzeiten verzehren und für die ihm der dicke Bäcker gar nicht genug Semmeln liefern konnte. Dann den spindeldünnen, ellenlangen Papierhändler, ein von den Studenten häufig besuchter Mann, der es auf die trefflichste Art verstand, durch sogenannte ‚Kontobücher‘ reiche Jungens zu allen möglichen Luxuskäufen zu verleiten, da diese Bücher alles erschlossen, was der augenblickliche Kassa stand nicht zugelassen hätte und bei der Monats- oder Quartalsabrechnung doch alles Unndtige so diskret in stumme Zahlen hüllten, daß man es von dem tatsächlich Nötigen nicht unterscheiden konnte, und dessen hohe, piep sende Stimme trefflich begleitet wurde von einem wüsten Durcheinander der verschiedensten Vogelstimmen, deren konkrete, in den buntesten Farben schimmernde Begriffe raschelnd und schabend auf ihren Sprossen herumhüpften, daß einem in all dem Getreisch, Gepiepse, Singen, Pfeifen, Flöten und Schreien — man konnte seine Wünsche nur schreiend zur Geltung bringen — schier Hören und Sehen verging. Auch der Juwelier daneben hatte schon die Kollbalken seines Schaufensters hinaufgeschoben, und Wolf trat an die Auslage, um einen Blick auf einen gewissen Ring zu werfen. Zwei Monate schon warf er täglich diesen ebenso kurzen wie gespannten Blick auf

diesen Ring, sich jedesmal dabei fragend, wer den wohl kaufen würde, denn unter dem Ring lag ein Plättchen aus weißem Karton, und auf diesem stand nur eine Zahl und ein Buchstabe. Beides aber genügte, um Wolf Heß ganz wirr im Kopfe zu machen — 3600 K. Bedächtig las er jedesmal die Zahl. Und dann war es ihm, als ob ihn der große, wasserhelle, prachtvoll geschliffene Stein noch einmal so leuchtend anstarre. Es schien, als ob er sich ordentlich aufblähe!

Und Wolf Heß kam vor dem Ring manchmal ins Grübeln, stellte sich vor, daß er ihm gehöre und was man um ihn bekäme. Er aber kaufte sich regelmäßig nur eines drum — einen kleinen Bauernhof. Und er kam manchmal so ins Wirtschafsten, daß er darob beinah die Schule verpaßte. Und mehr als einmal träumte ihm nachts, er habe den Ring gestohlen und werde durch Wald und Busch von Gendarmen verfolgt. So lebhaft beschäftigte den schlichten Jungen der Edelstein. Auch heute lag er noch auf seinem Platz, und Wolf schritt rasch auf dem Gehsteig weiter, blähte die Nästern auf, als er an der Konditorei der Frau Engel vorüberkam, und konnte es sich nicht entgehen lassen, einen scharfen Blick in das Lokal zu werfen, denn Madame Engel hatte zwei blondzopfige, mollige Töchterlein, die ihrem Familiennamen nicht nur alle Ehre machten, sondern von den Studenten der obersten Klassen, die ebenso wie die Herren Leutnants die Konditorei ständig besetzt hielten, noch mit allen möglichen schmückenden Beiwörtern wie zuckersüß, pikfein und dergleichen bedacht wurden, Wörtern nebenbei, denen man es deutlich ansieht, daß sie, ob bewußt oder unbewußt, aus dem Sprachschatz entnommen sind, der zu

selbigem Gewerbe gehört. Dortzumal ereignete es sich auch — so drollig die Geschichte klingen mag, sie ist wahr —, daß der junge Supplent für Physik sich unsterblich in die jüngere der zwei engelhaften Engelschwestern verliebte, bei seiner Werbung jedoch an seinem schmucksten Schüler der Achten einen derart gefährlichen Nebenbuhler fand, daß das Mädchen — heil ihrem Herzen, das der Jugend bedingungslos den Vorzug gegeben! — sich diesem in inniger Liebe zuwandte, während sie dem Professorlein ein artig Körblein verehrte. Der Zorn des Lehrers kannte keine Grenzen, und er soll sich so weit haben hinreißen lassen, daß er sogar bei Prüfungen, wo er den Kandidaten gottsjämmerlich siebte, diesbezügliche Andeutungen machte. Aber was tat's! Die zwei jungen Menschenkinder waren selig.

Im Hotel zur Post fuhr soeben die Landpost aus, bis auf den letzten Sitz mit Fahrgästen besetzt, die über Land wollten, und während der Postillion lustig ins Horn stieß, begann der weiße Spitz auf dem Dach des gelben Wagens wütend auf ein Milchmädchen zu schimpfen, das mit starken Schritten, die schwere Last auf dem Kopfe, bestäubten Schuhs eben aus ihrem Dorfe gekommen war, alles nur, weil es dicht neben dem Wagen zu einem andern Milchmädchen eine kurze Frage über die Straße geworfen hatte.

Bedächtig, jeden Schritt überlegend, daß er weder zu rasch, noch etwa gar unnütz geschehe, wichen zwei Wachsmänner dem Gespann aus, wobei des einen Zehen beinahe vom Schieblarren eines alten verhußelten Dorfweibleins überfahren worden wären. Der Wachmann schilt, das Weiblein duckt sich, ein paar Studenten lachen.

Gemessenen Schrittes, den Kopf gesenkt, die linke Hand feierlich über den Schößknochen des schwarzen Gehrockes auf den Rücken gelegt, steigt Professor Sturm-  
vogel, der gefürchtete Mathematiker des Lehrerseminars,  
mitten durch die Straße. Er geht so; er geht immer  
mitten in feierlich gemessenem Schritt. Wolf Heß sieht  
den Gestrengen mit eigenem Blick an. Gott sei Dank,  
ihm ist der nur ein Kuriosum! Und so etwas Ähnliches  
ist ihm auch das lockere, bildschöne Mädchen dort, das  
eben mit ein paar Offizieren schäkert, und über deren  
leichten Lebenswandel die Stadt stets so ausführlich  
unterrichtet ist und sich so viel zu berichten weiß — ja  
beinahe so viel, wie der „Landbote“, das allwöchentlich  
einmal erscheinende Käseblättchen der Stadt, das in seinem  
„Allerlei“ über Tod und Geburt ebenso rührenden Auf-  
schluß zu geben weiß, wie über den ersten vorzeitigen  
Schmetterling, der sich irgendwo aus seiner Verpuppung  
gewagt, zu einer Zeit, wo der fromme Bürger Hals und  
Fuß noch wohlbedacht mit wärmendem Zeug umschüßt,  
über die neuesten Ereignisse in Hinterindien, die letzte  
Rede der Frau Apothekerin im Frauenverein und  
über die größten Krautköpfe, die dieses Jahr im Dorfe  
Michelbach der Bauer Josef Westermayer hatte. Dies läßt  
aber das bildsaubere, lose Mädchen ebenso kalt, wie es  
das Blut sämtlicher Männerherzen heiß macht, wenn sie  
ihren fecken Blick auf sie wirft. Wer solch einen Blick  
erhält, empfindet ihn als Gnade, das Herz beginnt freudig  
zu schlagen, und Sitte und Anstand, diese hohen Dinge  
segensvoller bürgerlicher Ordnung, werden inbrünstig zum  
Teufel gewünscht, und mancher hätte viel gegeben, wenn  
er wenigstens auf ein paar Stündchen aus seiner Haut



hätte fahren können, um den losen Vogel gemächlich zu fragen, ob es denn bloß bei dem Blicke sein Bewandtnis haben sollte. Fing aber etwa die gewichtige, an der Seite sich vorwärtsbewegende Ehegattin den mit den widerstreitendsten Gefühlen beladenen Blick auf, oder kam man sonst in hoher, tugendreicher Gesellschaft auf diesen Stadtfalter zu sprechen — oh, oh, wie verstand man es da, die schwingvollsten Worte der Entrüstung zu finden. Ja, dieses Mädchen! Es war ganz einfach unerhört, daß es so viele alte, grantige Weiber geben mußte, beendete man in sich hinein die Brandrede.

Am angelegentlichsten jedoch beschäftigten sich mit ihr die ehrenwerten Häupter des ebenso ehrenwerten „Salzstangeklubs“, einer Vereinigung weißköpfiger, stockgestützter Pensionisten, größtenteils Offiziere und höhere Beamte, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, täglich um 9 Uhr vormittags in der Allee der Ringstraße zusammenzutreten, um sich dort, die Köpfe ins Genick gezogen, gleich einer Schar feierlicher Marabus, über die neuesten Neuigkeiten des Stadtklatsches gewissenhaftestens und genauestens auf dem Laufenden zu erhalten, um keinen Preis von der Stelle weichend, die es aus zwei Gründen gegen alle Anstürme der Fußgänger zu halten galt: fürs erste, weil auf diesem Platz, von dem aus man alles übersehen konnte, einem die Sonne so behaglich auf den Rücken schien — eine wichtige Tatsache, die den einflussigen Auswählern dieses Platzes nicht genug zu danken war —, fürs andere dann, weil um Schlag halb zehn Uhr der appetitliche, blühweiße Bäckerjunge mit seinem großen Henkelkorbe um die Ecke auf sie zukam und, mit heiterem Gesichte in ihren heiligen Kreis tretend, ihnen seine

duftende Ware darbot, lieblich gebräunte, goldgelbgebäckene, mit Salz und Kümmel köstlich bestreute Salzstangel, mit denen man sich täglich so ausgiebig bewaffnete, daß aus sämtlichen Brust- und Seitentaschen die lockenden Dinger hervorlugten, was die Heiligkeit der Schar insofern noch steigerte, als die einer Wachskerze gleich in den Händen gehaltenen Magenerfreuer ihnen das Gepräge einer festlichen Prozession gaben. Dieses lebenerhaltende Erscheinen des lustigen Bäckerjungen wurde einer derart peinlich genauen Überwachung unterzogen, daß sich die tiefgründigsten Erörterungen daraus ergaben, wenn er nicht punkt halb zehn Uhr um die Ecke kam. Alle wie aus einem Guß konnte man sie dann, die Uhren in den Händen, die Blicke auf das Zifferblatt geheftet, Auguren gleich der Bewegung des Minutenzeigers folgen sehen. Und Vorübergehende konnten Gespräche vernehmen wie etwa dies: „Wieviel haben Sie, Herr Major?“ „Drei Minuten über halb.“ „Ja, drei Minuten, ganz richtig, drei Minuten über halb, Herr Major! Aber eigentlich, das war. Ich habe bereits vier Minuten darüber.“ „Nein, nein, Herr Professor, Ihre Uhr geht vor! Es ist erst jetzt drei Minuten darüber!“ „Ah, wirklich, Herr Regierungsrat? Sollte meine Uhr tatsächlich um eine Minute vorausgehen! Ich bitte die Herren, ihre Uhren zu kontrollieren und mir die genaue Zeit zu sagen. Es macht mich nichts so nervös, wie eine unpünktlich gehende Uhr! Ich sage immer zu meiner Frau: auf die Minute kommt es an. Aber das will sie nicht verstehen.“

Nachdem einhellig festgestellt, daß die Uhr des Herrn Regierungsrates die richtige Zeit angibt und sich der Herr

Professor beeilt hat, diesen bedenklichen Zeitunterschied auszugleichen, zählt man weiter die Minuten, späht nach der Ecke und ergeht sich in den tollkühnsten Vermutungen über das Ausbleiben des Jungen. Ja, ja, ein Tag war lang, wie leicht konnte dem Armen etwas zugestoßen sein; vielleicht lag er schon im Krankenhaus.

„Aber die Salzstangel,“ pläzte der Herr Oberverwalter heraus. „Man kann uns doch nicht ohne unser Brot hier stehen lassen! Das wäre ja geradezu unerhört!“ „Frei-lich, freilich! Geradezu unerhört,“ echote sein Freund, der Herr Rechnungsrat.

„Man läßt doch die Leute leben. Da könnte man doch wohl meinen, daß sie ihrer Verpflichtung nachzukommen wüßten!“

„Sehr richtig, Herr Major! Sehr richtig! Ganz Ihrer Meinung,“ bestätigt der Oberverwalter.

„Verpflichtung hin, Verpflichtung her! Was wissen diese Geschäftsleute, diese Bürger von Dankbarkeit und guter Manier!“

„Ich schließe mich ganz der Ansicht des Herrn Regierungsrates an,“ eifert der Professor. „Aber, sagen Sie, meine Herren, meine Uhr täuscht mich doch nicht: Neun Minuten über halb? Also wirklich! Ah, das ist stark, das ist wirklich stark!“

„Ja, aber wenn nur dem Jungen nichts —“

Da biegt der Junge mit dem rosigsten und heitersten Gesichte der Welt um die Ecke, schneidet dem Herrn Postkontrolleur die unnütze Besorgnis ab, die Herren stecken wie auf ein Kommando ihre Uhren in die linken Westentaschen, greifen nach ihrem Geld und spüren dabei, wie sich der Saft in ihrem Munde zusammenzieht.

Ja, und hernach gab es noch einen dritten Grund, weshalb der Platz gehalten werden mußte —, und war der vielleicht gar der wichtigste? Genau nach Schlag 10 Uhr kam hier an ihnen, und zwar dicht an ihnen, mit lachendem Gesicht und blizenden Augen Fifi vorbei, Fifi der lockere Schmetterling, Fifi die Verfehmtte, Fifi die Holde, von diesen Greisenherzen so heiß geliebte! Wahrlich, man hatte es lange Zeit ernstlich und mit einer gewissen Innigkeit in Betrachtung gezogen, ob man nicht um ihretwillen einen Verein zur Aufrichtung der vom Wege Abgekommenen ins Leben zu rufen habe. Wie gern hätte sich jeder der schweren Aufgabe unterzogen, die lockere Fifi väterlich in seine Arme zu schließen und ihr seine schützende Brust zu gewähren. Aber wie immer: es scheiterte an den Frauen. Ja, es konnte nichts Herzloseres geben wie diese Frauen. So begnügte man sich denn damit, bei ihrem Nahen hinter den Halskragen zu fahren, um den Zwischenraum für das lebhaft aufstürmende Blut größer zu machen, die alten Zwinkeraugen schmachtend auf sie zu werfen und schwere Seufzer ausströmen zu lassen! Der Major schnaufte wie ein Blasbalg. Ach ja, die Fifi! Das Teufelsweib! Wenn es doch zehn Uhr abends wäre statt am Vormittag! Da wollten sie sich schon herausrauben! Aber da wurden sie ja von ihren Ehefrauen sorgsam zu Bett gebracht. Und Fifi ging um die Zeit mit ihrem Leutnant durch die stille Nacht! Der Teufel auch, daß man so alt war und zu Hause ein so besorgtes Eheglück hatte!

Doch wie gesagt, Wolf Heß war Fifi nicht mehr als ein Kuriosum. So, wie der seltsame Klub oder Professor Sturmvogel.

Viel mehr lockten ihn die weitauslegenden Schaufenster des Buchhändlers Mauermurm. Noch war es nicht so weit, daß er all die schmucken, in Leinen, Leder und Halbpergament gebundenen Bücher auf ihren literarischen Wert hin verstanden hätte, aber es machte ihm ungemeine Freude, die Titel und Autoren zu lesen und jeden Tag wieder zu lesen. Dabei tat es dem Auge so wohl, all die weißen, blauen, roten und bunten Bücher zu besehen und sich vorzustellen, was sie, zufolge Titel und Deckelbild, enthalten könnten. So stand er oft lange vor dem Glasfenster und las diese Bücher auf seine Art.

Und bekam so eine starke Liebe zu diesen schmucken Bänden, die ihn zu einem großen Bücherfreunde und in seinem späteren Leben zu einem argen Bücherwurme machte.

Und da er mit Liebe vor den Büchern stand, ermerkte er sich die meisten von ihnen, und weil ihm obendrein ein feines Empfinden die gediegenen Werke verriet, erwarb er sich auf diese Art eine große Kenntniss der Literatur. Er hatte dortmals noch keine Ahnung von Gottfried Keller. Aber er wußte, daß dies ein guter Dichter sein mußte. Der grüne Heinrich, die Leute von Seldwyla, wie heimelten nicht schon diese Titel an! Und Jeremias Gotthelf dort! Uli, der Knecht; Käti, die Großmutter! Was mußten erst das für Bücher sein! Auf manchem stillen, einsamen Heimweg malte er sich das Leben Ulis aus, und Käti, das war gewiß so eine liebe, alte Frau wie seine Großmutter zu Hause. So dichtete er in seiner Art diese Bücher nach, und als ein paar Jahre später Professor Pokorny über diese Künstler sprach, war es ihm, als wären sie ihm liebe, alte Freunde.

Und wieder spürte er, daß neben ihm das schwarzhaarige Mädchen mit den seltsam heißen Augen stand. Er wußte nicht, wer sie war, wie sie hieß. Er wußte nur, daß sie sich seit Wochen hier trafen, mit scheuem, kurzem Blick einander ansahen und jedes seinen Weg hernach weitereilte. Es ist nie zu einem Wort zwischen ihnen gekommen; aber gerade dieses unausgesprochene Drängen, das sie zueinander trieb, diese Keusche, nur halb bewußte Neigung, dieses Wissen, daß es ihrem Herzen wohlthat, wenn sie hier nebeneinander standen und auf die Bücher starrten, gerade dies schien ihnen teurer, köstlicher zu sein als die heißesten Worte.

Von der Kaserne her, die am Westende der Stadt liegt, tönte heller Hörnerklang der austrückenden Soldaten. Da werden mit einem Schlag alle Mädels noch einmal so lebendig und der gute Bürger verfällt ungewollt in Marschschritt. Sogar der Schritt des Bezirkshauptmannes, der eben, mit dem gefürchteten Stadtadvokaten in einen höchst verzwickten Fall vertieft, würdevoll und würdeschwer die Straße herauf kommt, beginnt unwillkürlich mit seinen kurzen Füßen zu zappeln. Wolf überquert die Straße, biegt in die alte, schmale Rabengasse ein, schreitet durch den Schwibbogen der uralten, zerbröckelten, efeuumsponnenen protestantischen Kirche, die aus den Tagen der Schlacht am Weißen Berge zu sein scheint, eilt über die breite Ringstraße und tritt in den verwitterten, grauen, langgestreckten, einstöckigen Bau.

In den bildergeschmückten Gängen wandeln Professoren auf und ab. Als er in die Klasse tritt, schallen ihm von allen Seiten die hellen Grüße der Jungen entgegen. Wolf

hat sich noch nicht gesetzt, ist er von einer Schar umringt, die ihn um dies und jenes zu fragen hat und seine Lösung der Aufgaben hören will. Sie haben ihn alle lieb. Sie haben gehört, daß er zwei Jahre lang die Felder seines Dorfes bestellen half; sie denken an Mühe und Schweiß und achten ihn. Es ist keiner, der ihm nicht von Herzen gut ist. Er ist wie ihr großer Bruder zu ihnen, und sie halten ihn auch so; sie wagen es nie, dummes Zeug mit ihm zu treiben, ihm einen Poffen zu spielen oder ihn zu necken; sie fühlen, daß der Ernst des Lebens über ihn gegangen ist, und das achten sie.

Gell tönt das Läutesignal durch die Hallen. Rasch tummeln sie sich auf ihre Plätze. Kein Laut. Heute kommt ja „der Alte“, und der kennt keinen Spaß; und schließlich ist das ein anderes Gefühl: Direktor statt Professor! Jeder richtet lautlos seine Hefte, mancher beklommen, denn Mathematik ist nicht jedermanns Sache. Dann beginnt der Unterricht. Vier Stunden kämpfen die Lehrer mit den Schülern, legen die ersten ihre verhaßten Schlingen, suchen ihnen die Jungens mit dem Aufwand aller Verschlagenheit zu ent schlüpfen. Vier Stunden scharren die Füße, knarren die Bänke, kreischen die Professoren. Und es ist immer das gleiche Bild. Nur daß dieser in der Mathematikstunde schwitzt und jener in der Geographie, daß heute dieser Lehrer besonders schlimm gewickelt ist und morgen jener, und daß der eine diesen Quälgeist hat und der andere jenen, die bestrebt sind, ihnen das Leben zu versäuern. Da der Schauplatz stets derselbe ist, sind auch die Kampfarten immer gleich. Dabei seufzen die Lehrer über die Faulheit und die Faulen über eine derart rückwärtliche Staatseinrichtung, wie sie

die Schule ist. Und manchmal kommt Schubble, das Original eines Schuldieners, mit glühroter Nase, sieht nach dem Rechten und beginnt seine Rede wie immer: „Ich und der Herr Direktor haben beschlossen . . .“ Manche sagen, sie wären längst davongelaufen, wenn der verrückte Schubble mit seiner roten Nase nicht wäre. Und dann läutet es endlich Mittag. Mit befreitem Herzen wandern sie den Mittagstischen zu, lachend, in Gruppen. Nur dort und da hält sich einer fern. Das sind die Sonderlinge, oder die, welche die Last eines Fünfers drückt.

Auch Wolf Heß geht in jenen Jahren froh mit ihnen. Heute ist Samstag, da ist sein Tisch bei Professor Pokorny gedeckt. Der Professor wohnt am Ende der Stadt, draußen, wo es still ist und das Auge die Feldbreiten sieht. Das Haus liegt in einem schönen Ziergarten hinter weinumranktem Zaun. Wie beklommen war er das erstemal die Stiege hinangeschritten! Sein Herz hatte bei jeder Stufe mehr geschlagen, und oben war ihm gar der Atem ausgegangen. Er hatte ein wenig verschlaufen müssen und dabei noch immer geschwankt, ob er auf den gelben Messingknopf drücken sollte, bis ihm plöglig eingefallen war, daß sie schon auf ihn warten würden und er das Mittagmahl durch sein Zögern hinaus-schöbe. Entschlossen hatte er geläutet. Der Professor selbst hatte ihn empfangen, die beklemmenden Vorstellungen besorgt — und dann war das Allerschwierigste gekommen: das Essen! Nie hatte er geahnt, daß das Essen so schwer sein könnte. Wie einfach war das doch bei Peter Schäfer gewesen. Da waren sie breit um den Tisch gesessen, die Ellbogen fest auf der Tischplatte ver-



ankert, und jeder hatte auf nichts anderes gesehen, als daß er satt wurde. Und sie wußten auch keinen anderen Zweck. Hier hatte er nun plötzlich erfahren, daß Essen eine Kunst sei. Als er das gewahr wurde, war er ganz in sich zusammengetrochen, wie eine Schnecke tut, wenn sie sich in Not sieht. Und aus dieser Gedrücktheit heraus hatte er fort gelugt, wie sich die andern hielten, das Esszeug führten und die Speisen behandelten. In jenen Zeiten ist er nie satt geworden. Er konnte Messer und Gabel nicht rasch genug handhaben und kam stets in die größte Angst, wenn er sah, daß die andern ihre Teller schon leer hatten.

„Sie essen so wenig,“ hatte die freundliche Frau Professor oft zu ihm gesagt. Er aber hatte mit hungrigem Magen beteuert, daß er unmöglich mehr essen könne. Wolf Heß jedoch, der überall die Augen aufriß, wo es was zu lernen gab, fand sich auch da zurecht. Übrigens bemerkte er bald, daß nur hier und beim Direktor so vornehm gegessen wurde. Der reiche, fette Kaufmann Johannes Bork, an dessen Familientisch er Mittwoch saß, lehnte ebenso im Tisch und schlürfte seine Suppe nicht minder wie im Dorf daheim Peter Schäfer oder der alte Klaus Nihl. Die beiden ersten Kosttage der Woche hatte er bei den alten Finanzrats Gissingen und dem prozigen Großlederhändler Daniel Frey.

Während ihn die beiden weißköpfigen Leute bald wie ihr Kind behandelten, zeigten die Freys vom ersten Tage an, daß er hier eine Gnade empfangen und immer eingedenk sein müsse, daß sie einen ganz besonderen Herzensakt an ihm übten. Zu ihrer Tafel ließen sie ihn nicht; er mußte seitab an einem kleinen Tischchen essen. Viel

später kam Wolf Heß darauf, daß sie sich die unangenehme Last nur aus Heuchelei auferlegten, weil sie einen Sohn in der Anstalt hatten, der, beschränkt und faul wie er war, gar nicht vorwärts kommen wollte und den sie, wenn sie des Direktors Schützling einmal in der Woche bei sich abspeisten, dadurch leichter in die Oberklasse zu bugzieren hofften. Ebenso erging es ihm an den Freitagen im Hause des Advokaten Siegfried Grünstein. Auch hier mußte er abseits sitzen, denn die pompös aufgeputzte, schmuckfunkelnde Frau behauptete zu ihrem Manne, sie brächte keinen Bissen hinunter, säße dieser Dorfmannsch neben ihr. Dabei zog sie die Brauen hoch, als ob ihr ähler Schweißgeruch in der Nase läge.

So freute sich also Wolf Heß bald kindlich auf die Montage, die ihn zu den beiden alten, lieben Menschen brachten, ging sicheren Schrittes ins Kaffeehaus Johannes Worts und mit großem Unbehagen und einem gedrückten Gefühl, das ihn gänzlich unbeholfen und scheu machte, zu Frey und Grünstein. Die Lage jedoch bei Professor Pokorny und seinem verehrten Direktor waren, sobald er den Tischbrauch leidlich beherrschte, die Lage seines großen Stolzes.

So saß er denn bald darauf ohne Beklommenheit bei Pokornys, um so mehr, als er vormittag in der Geographiestunde eine besonders gute Prüfung gemacht hatte, und kam nur ein einziges Mal aus der Fassung, als Krebse serviert wurden.

Als die Nachmittagschule zu Ende war, besprachen die Schüler gruppenweise auf dem Heimgang, was sie nach der Pause beginnen wollten, um sich von den Mühsalen des Unterrichtes zu erholen. Franz Garets hüpfte von

einem zum andern, in aller Eile eine Fußballmannschaft zusammentrommelnd, jedem Zeit und Ort sagend; Karl Petermann, ein fester, kräftiger Junge, machte mit seinem Partner Sedlmayer eine Kahnfahrt aus; Kurt Foglar, der Schelm, wollte seinen Freund und Mithelfer in tollen Streichen, Josef Pichler, der armer Tagelöhnerleute Sohn war und in einem Dorfe in der Ebene draußen wohnte, begleiten. Wolf Heß ging gerade mit Pichler, und es tat ihm weh, daß dieser einen so innigen Freund hatte; doch nur für einen Augenblick. Dann sagte er sich, daß es gar nicht anders sein könne, und daß er stets einsam sein würde unter diesen Jungen, von denen ihn Alter und Sorge trennten. Es waren zumeist Söhne aus guten Häusern. Was wußten die von Sorgen! Die Eltern gaben sie zu einer Familie in Kost und Wohnung, sorgten obendrein für Taschengeld, und klappte es mit dem Lernen nicht, bekamen sie noch einen Instrukteur dazu. Nun, und ging es heuer nicht, so machten sie's das nächste Jahr. Doch sie würden es schon heuer machen! So dachten sie und waren sorgenfrei und lustig, gingen ihren Vergnügungen nach, mit offenen Armen das Recht der Jugend an sich reißend, stets heiter wie junge Vögel. Wolf schritt schweigend neben ihnen, horchte auf ihre Reden, gab Pichler auf der Hauptstraße die Hand und bog in die enge Rabengasse, die in die breite, wohlgepflegte Belvedereallee mit ihren vornehmen, ganz im Grünen liegenden Häusern mündete. Er lenkte seine Schritte zu einem palaisartigen, im Moskostil gehaltenen Gebäude, das dem reichen Fabrikanten Erich von Bergh gehörte, durchschritt den breiten, kurzgeschrittenen Rasenplatz, der mit Jasmin, Flieder- und Rosen-

sträuchern besteckt war, und stieg die mit feinen Teppichen belegten Stufen hinan. Die frohen Pläne der Schulkameraden waren vergessen; er war nicht im geringsten irgendwie bedrückt. Er war arm, er mußte also arbeiten; das war selbstverständlich.

In der großen, marmorglänzenden Halle empfing ihn der Lakai, der ihm den Hut abnahm und die Thür zum Bohnzimmer öffnete. Freudig kam ihm Gerhard entgegengeeilte, der immer vor ihm nach Hause kam, da er zweispännig abgeholt wurde. Wolf machte eine unbeholfene Verbeugung vor seines Schulfreundes schlanker Mutter, einer jungen, schönen, ungemein vornehmen Dame, die ihn Tag für Tag ganz gegen ihren Willen hilflos machte. Es ging ihm, wie es allen armen, einfachen Menschen geht, wenn sie in den vornehmen Häusern vermöglicher Leute stehen und deren feine Lebensformen auf sie wirken. Mit einer liebenswürdigen Handbewegung bat sie Wolf Heß, sich in einen der großgeblumten, schwellenden Fauteuils zu setzen, klingelte, und sofort kam der livrierte Diener, richtete den Kaffeetisch und trug die Tasse auf. Wolf Heß bewunderte jedesmal die unerschütterliche Ruhe, die in dem bartlosen Gesicht des Dieners lag, und seine Sicherheit, mit der er sich bewegte und alles zu reichen verstand. Inzwischen goß Frau von Bergh Milch und Kaffee zusammen, legte ihm belegte Brötchen vor, und Wolf begann wieder zwischen jeder Handbewegung zu sehen, ob er es so machte wie die andern und ob ihm auch kein Fehler unterlaufe. Das gab seinen Bewegungen etwas Plumpes, Hölzernes.

Der Sohn schwangte indessen lustiges Zeug, Schulfreiche, und seine Mutter lachte leise und angenehm;

dabei beobachtete sie Wolf und dachte: es geht schon weitaus besser; kurze Zeit noch, und er hält sich gut. Und sich laut an ihn wendend: „Ich darf Ihnen wohl noch geben, nicht wahr, Sie trinken noch eine Tasse Kaffee?“ Und Wolf, verwirrt ob ihrer liebenswürdigen Freundlichkeit, wußte nicht, ob er ja oder nein sagen dürfe und sah sie mit großen dunkeln Augen an. Diese Augen aber liebte Frau von Bergh; so mußte er denn noch eine Tasse trinken! Hernach kam der Diener wieder und räumte geräuschlos ab. Wolfs Blicke glitten über den Tisch weg an die Wand, wo das große in Öl gemalte Familienbild im breiten Goldrahmen hing. Frau von Bergh jung, schön, in gelbglänzendem, wunderbare Falten werfendem Taffetkleid, auf dem, wie ein Rubin auf blendendem Goldreif, eine volle, halb aufgebrochene Rose lag, deren tiefes Rot wunderbar über dem tiefen Ausschnitt des Busens glühte, das edle, schmale Gesicht mit der prachtvoll gebogenen Nase von der duftenden Fülle ihres goldigen Haares gekrönt; der Mann ältlich, mager, mit austrasiertem Kinn und spitzem Backenbart. Zwischen ihnen das einzige Kind, der Sohn, in schwarzem Samtkleide mit prachtvollem Kragen von Brüsseler Spitze. Wolf überkam jedesmal, wenn er auf dieses Bild sah und seine Augen zwischen den Eltern hin und her wanderten, ein ganz eigenes Gefühl, das er noch nicht zu deuten wußte, das er aber doch so ähnlich wie eine stumme Tragik empfand. Und dann war da noch ein anderes, noch unerklärlicheres Gefühl, das er erst viele Monate später verstehen sollte. Die Mutter liebte ihr Kind abgöttisch und war oft untröstlich, daß es durch sein vieles Kranksein schwer in seinen Aufnahmefähigkeiten war.

Direktor Spiegel hatte ihr auf ihre Anfrage Wolf Heß geschickt, und so kommt er nun jeden Tag in das vornehme Haus. Nun küßten die beiden die ihnen mit innigem Lächeln gereichte Hand, gingen in des Jungen Studierzimmer, und Wolf Heß ließ nun nicht locker, bis sein Schüler alles begriffen. Das war nicht immer leicht, doch er machte es wie einst, als er das erste Ackerland umpflügte: er preßte die Lippen zusammen, daß man nur einen Schnitt sah, und begann von neuem. Er suchte die Schuld stets in sich, schob sie seiner mangelhaften Erklärung zu, und weil er so tat, fand er auch jedesmal Mittel, es dem andern beizubringen.

Sah der kleine Gerhard, daß er sich wieder einmal arg unbeholfen gestellt, legte er den Arm um Wolf Heß' kräftige Schultern und bat: „Nicht wahr, du bist nicht böse, Wolf? Ich bin wieder gewaltig dumm gewesen.“

Wolf war eine vom Grund auf gutherzige Natur, und wenn der andere so redete, sagte er mit seiner vollen, festen Stimme einfach: „Die Schuld habe ich, Gerhard, ich habe es dir nicht gut erklärt.“ Hinter der Thür lehnte die vornehme Frau, und brennend heiß stieg es ihr bei seinen Worten ins Herz. Es war da im Laufe der Zeit, seit der einfache, hochgewachsene Bauernjunge mit seinen tiefen Augen und seinem harten Leben zu ihnen ins Haus gekommen war, etwas in ihr Wesen getreten, etwas, dessen sie sich nicht bewußt war und das sie sich auch nicht erklären wollte, vor dem sie auch eine ängstliche, seltsame Scheu zurückhielt, das aber ihrem einsamen, an inneren Freuden leerem Leben so unendlich wohl tat, wie dem sehnsüchtig in den Frühling harrenden Menschen-

herzen der erste tiefe Anfallschlag, und das sie immer wieder mit unwiderstehlicher Macht in die Nähe des schlichten Studenten zog. Tränen traten in ihre Augen, und es war ihr, als müsse sie hineingehen und — ach Gott im Himmel, was war denn das! Was da in ihr aufstieg, das durfte sie doch nicht! Das durfte sie ja doch nur ihrem Jungen tun! Aber hineingehen und dem andern die Hand aufs Haupt legen und leise, leise darüberstreichen, das durfte sie doch wohl? Sie würde es ja nur aus Dankbarkeit tun, nur weil er so gut zu ihrem Jungen war! — Wirklich nur aus Dankbarkeit? fragte da eine Stimme in ihr. War da nicht doch ein anderes? Eine Blutwelle stieg der schlanken Frau ins Gesicht, so heftig, so ungestüm, daß ihre zarten Finger, die auf dem Türpfosten lagen, zu zittern begannen.

Scheu sah sie sich im Raume um. Nicht denken, nicht weiter denken! Nein, nein, was da in ihr aufsteigen, was sich da zum Bewußtsein drängen wollte, das war ja nicht, das bestand ja nicht! Das war ja nur eine Laune des Blutes! — Was war eine Laune des Blutes? — Nichts, nichts! Wußte sie es denn, wußte sie es denn selbst! Das halt, dies Unbewußte, dies Angstigende und doch so unsagbar Beseligende —, diese Macht, die sie zwang, hier an der Türe zu stehen und zu lauschen —, nein, nicht zu lauschen: jedes seiner Worte einzuschlürfen, mit lechzender Seele in sich einzusaugen!

Eben lachte ihr Sohn drinnen hell auf: „Ach, das muß lustig gewesen sein, Wolf, wie du so vom Pferde geplumpst bist! Weißt du, wenn du bei mir bist, da ist das Lernen leicht und schön, da macht es mir Freude! Und da verstehe ich auch alles, Wolf!“

Wieder stieg der Frau draußen ein Gefühl auf, das ihr neuerlich die Tränen in die Augen trieb.

„Weißt du,“ fuhr es fort, „du solltest immer bei mir sein. Wenn du nicht hier bist, ist es nicht schön. Papa läßt sich gar nicht sehen, der ist immer in seiner Fabrik oder im Kaffee bei seinen Freunden. Und wenn er bei Tisch zu uns kommt, dann ist er mürrisch und redet kaum. Mama ist auch oft so traurig.“

„Wirklich, Gerhard, ist sie das? Weißt du, wenn sie traurig ist, dann solltest du immer zu ihr gehen, solltest vor ihr niederknien und so lange ihre lieben Hände streicheln und küssen, bis sie wieder froh ist.“ Die Frau hinter der Lüre bebte.

„Meinst du, Wolf, soll ich das tun?“

„Ja, Gerhard, tu das! Du mußt immer mit deiner ganzen Liebe um deine Mutter sein. Sie ist so schön und gut, du mußt immer Sonne in ihr Herz gießen!“

„Ja, gelt, meine Mama ist schön?“

„Gerhard, danke dem lieben Gott jede Stunde, daß er dir solch eine Mutter gab!“

„Du, Wolf, und gut ist sie, immer so lieb und freundlich, auch wenn Papa mürrisch ist. Ja, und weißt du, wenn du da bist, dann ist sie immer heiter, dann lacht sie auch.“

Weiter hörte die Lauscherin nichts, denn eine Welle war ihr so heftig vom Herzen aufwärts gestiegen, daß ihr Atem schwer und fliegend ging und ihr Busen sich heftig hob. Die Hände auf die Brust gedrückt, war sie hastig in ihr Damenzimmer geeilt und hatte sich dort auf den Divan geworfen. Regungslos, das Gesicht in die Kissen vergraben, lag sie lange Zeit, den Kopf von wirren,



zusammenhanglosen Gedanken durchdrast, von Gedanken, die, mochten sie noch so zusammenhanglos sein, doch nur einem Gegenstande angehörten, nach einem Gegenstande zielten: nach ihm, dem jungen, starken Menschen drüben, den das harte Leben gehämmert hatte. War es seine frische, starke Jugend, war es sein schweres Leben, das sie so leidenschaftlich zu ihm zog? Noch wußte sie es nicht. Noch wußte sie nur, daß ihr Junge recht hatte, daß sie nur lachen und froh sein konnte, wenn er ihr gegenüber saß und sie mit seinen tiefen Augen ansah.

Und dieser Gedanke machte sie doch wieder so unsagbar glücklich. War da doch seit Jahren in ihrer freudlosen Ehe, an der Seite eines kühlen, gefühlsarmen Menschen, nichts mehr, das ihr Wesen aufgewühlt, das es selig gemacht hätte. Und sie war doch noch so jung, hatte ja doch das Recht froh zu sein, zu lachen, hell zu lachen, daß der Klang ihrer Stimme durch die Zimmer tanzte. Oh, und sie hätte das Recht gehabt — ja, sie hätte noch zu ganz anderem das Recht gehabt! Beugend am ganzen jungen, schönen Leib hielt sie den Atem an. Sie meinte die Gedanken auf diese Art verschleichen zu können, und tatsächlich kam auch eine Art Erschöpfung über sie, die sie wieder rubig machte. Sie stand auf, trat an ihren Bücherkasten und nahm eines der neuen Bücher heraus, die ihr der Buchhändler vergangene Woche zur Ansicht geliefert hatte. Es war ein Band Gedichte, und sie fand da ein Herbstlied, dessen wiegender, tanzender Rhythmus sie derart entzückte, daß es wie ein Rausch über sie kam. Sie mußte es immer wieder lesen, bis sie es auswendig konnte. Und mit dieser Schönheit, die sie in sich getrunken, kam eine Freude, kam eine Feierlich-

keit über sie, die sie heiter und sorglos machte wie ein Kind.

So, die Hände noch um das Buch gelegt, lieblich in die Ecke ihres blumengeschmückten Divans geschmiegt, fanden sie Gerhard und Wolf, der gekommen war, sich zu empfehlen. Mit innigem Lächeln reichte sie ihm die Hand, die seine mit leisem Drucke umspannend.

Warm sahen ihm beide nach.

Herzlich schlang Gerhard den Arm um den Nacken seiner Mutter und lehnte seinen Kopf an ihre Wange. So blieben sie geraume Zeit. Und während sie dies Glück durchkostete, mußte sie von neuem an Wolf Heß denken und an seine Worte, die er zu ihrem Kinde gesprochen.

Um sechs Uhr, als die Glocken auf allen Türmen die Stunde verkündeten, eine immer nach der andern, stieg Wolf Heß die Wendeltreppe eines alten Giebelhauses herab, das dicht eingekleilt in der Hauptstraße lag. Nikolaus Hauke, Kolonialwarengeschäft, stand über den beleuchteten Schaufenstern, die die Front des Giebelhauses zierten.

Er atmete auf: Gott sei Dank, daß diese zweite Stunde vorbei war! „Der Bub ist ein ausgesprochener Esel,“ dachte Wolf, während er hinter den Scheiben Nikolaus Hauke hanterten sah. „Du tätest auch besser, den Buben hinter die Pubel zu stellen!“ Mit raschen Schritten ging Wolf Heß durch die vielen Menschen, die sich hier allabendlich zu einer Art Bummel zusammenfanden. Es war kühl, naßfeucht; von beiden Seiten der Straße sprangen ihm die grellen Lichter der Auslagen entgegen. Das tat weh. Er sehnte sich nach dem wohligen Dunkel der Ebene draußen. Als er das Stadttor durchschritten,

unfang es ihn. Kräftig Atem holend, ging er hinein in das Dunkel. Allmählich fing es leise zu nieseln an; dicke Nebel hatten sich auf das weite Feld gelegt. Der einsame Wanderer achtete es nicht; er hatte den Filzhut vom Kopfe genommen und sann vor sich hin. Unvermittelt richtete er sein Auge mit aller Schärfe in das dde, undurchdringliche Grau; gleichgültig darauf seinen Weg fortsetzend. Wie wohl die frische Luft tat! Und kein Lärm; Stille, wohlthätige Stille.

Mechanisch fuhr er sich ein paarmal über das Haar; es war naß. Wie angenehm das war! Als bade sich der Geist.

Endlich war er im Walde; keine fünf Schritte früher hatte er ihn gesehen. Wie drohende Schreckgestalten stehen die Bäume. Über Wolf Heß haben sie keine Gewalt. Erleichtert atmet er auf; ein Stück noch, und er ist daheim! Eine kurze Wegspanne noch, und er geht durchs Dorf, durch sein Dorf und tritt in Großmutter's Stube.

Ein Freudenschauer durchrieselt ihn.

Dann ist er im Dorf.

In der Straße ist es still; kein Mensch, kein Laut. Trübe Lichter blinken aus den schwitzenden Fenstern. „Es ist doch gut, daß ich ins Dorf komme,“ murmelt er; die nasseuchte Kälte war unter seinen Rock gekrochen.

Ah! Wie warm und freundlich es doch in Großmutter's Stube war! Und wie herzlich sie ihn empfing! Und alles schon gerichtet! So löffelten sie denn in voller Gemächlichkeit die dampfende, dicke Milchsuppe. Bei jedem Schluck wurde Wolf behaglicher und wärmer. Als sie endlich die Teller ausgeschöpft hatten — weit-

aushebende Bauerteller, von anderer Bodentiefe als die Teller in der Stadt, obendrein von Großmutter bis zum Rande gefüllt —, streckte Wolf die Füße wohligh in aller Länge unter dem Tische aus und sah die Greisin zufriedenen Schmunzelnd an, als sie eine mächtige Schüssel rauchender Kartoffeln auf den Tisch stellte.

Während sie hernach abräumte und das Geschir in die Küche trug, suchte er Feder und Linte hervor, legte Bücher und Hefte auseinander und begann zu arbeiten. Sie redeten wenig an den Abenden; Großmutter wußte, daß seine Schulkameraden alle längst die Aufgaben gemacht hatten und im Bette lagen, wenn er erst mitten in der Arbeit steckte.

So unterbrach sie ihn selten in seinen Studien, um so öfter aber blickte sie mit ihren guten, warmen Augen auf ihn. Wolf saß etwas vorgebeugt, die Ellbogen breit auf die Tischplatte gestützt und schrieb; deutlich hörte sie das Schleifen der eilenden Feder. Ruhig saß sie auf der Ofenbank und sah in sein ernstes, lichtbeschiedenes Gesicht. Und wie sie so darsaß, regungslos, die gefalteten Hände im Schoß, unverwandt auf ihren großen Buben blickend, kam sie jedesmal ins Denken, und all die Zeiten und Bilder zogen vorbei, die ihres Jungen Leben waren. Und Wärme stieg in ihrem Herzen auf, so heiß und ungestüm, daß sie am liebsten hineilen und ihn in die Arme hätte schließen mögen. Ja, ihr Junge! War er nicht ihre Freude, das Glück ihrer alten Tage? Mutterseelenallein stünde sie ohne ihn in der Welt! Da traten dann auch häufig zwei Gestalten vor ihr Auge, liebe kleine Mädchen, die saßen auf dem niederen Nachbarschindeldach und sangen; Barbara Heß strengte die Ohren

an, ja, und nun hörte sie deutlich das Lied: Ich ging im Walde so für mich hin ... Wie lieb das Klang! Großmutter war ganz verzückt. Und immer wieder Klang das Lied. Allmählich aber vertönte es, fern, immer ferner, und dann war es verloschen. Und mit dem Klange schwanden die Kindergesichter, und ihre sinnenden, verlorenen Augen ruhten auf dem Einzigen, das ihr ein hartes Leben gelassen.

Leise faltete sie die Hände und begann für ihn den lieben Herrgott zu bitten; und sie bat ihn, daß er ihr ihr Enkelkind auch weiterhin gesund und in Ehren erhalte und ihm gelingen lasse, was es unternehme.

Wolf legte die Hefte zusammen und trat zu ihr. So tat er jeden Tag. Ehe er die Bücher vornahm, mußte er Großmutter in die teuren Züge geblickt, mit ihr ein liebes Wort gewechselt haben. Einfache Worte waren es, Großmutter aber verstand, was er ihr dahinter verbarg. Sie fragte ihn, ob er wohl schon müde sei, er fragte sie, ob sie sich nicht zur Ruhe legen wolle.

„Gbi, Groußmuadda, blagt host d' as hoit goar nimma sou ruahi?“

Und sie mit lächelnder Miene: „Oha, Wolf, was denkst d' denn! Olti leit' hom an Kuarz'n Schlof; wonn a mi aa einileg', i fo voar Mittanocht jo dou' net schloffa.“

Und mit frischer Kraft geht er nun an die Arbeit. Beide Ellbogen aufgestemmt, die Fäuste an den Schläfen, so sitzt er über den Büchern.

Großmutter ist zur Maschine gegangen; nun surrt das Rad. Das einzige Geräusch. Manchmal steht Wolf auf und beginnt mit gesenktem Kopf durch die Stube zu

wandern; das macht er jedesmal nach größeren Abschnitten.

Wenn er Geschichte lernt, muß er Großmutter davon erzählen. Großmutter hört für ihr Leben gern Geschichte; und sie ist baß erstaunt, wie ihr Bub das alles so herunter sagt und weiß, und hat große Achtung vor ihm. Und er geht doch erst so kurze Zeit zur Schule! Was wird er da alles erst wissen, bis er am Ausgang steht! Nein, nein, Großmutter kommt aus ihrem Stolz gar nimmer heraus. Ob das am Ende gar hoffärtig ist? Ob das eine Sünde ist? Du lieber Gott, verzeih mir die Sünde, aber es ist ja um meinen Buben! Und dann sucht sie's in allen Enden, und sie findet nicht eher Ruhe, bis sie etwa sagt: „Du, Wolf, wie haast d'nn Brot auf lateinisch?“

Hat er ihr ein paar Wörter gesagt, die sie mit gespannten Sinnen aufnimmt, kann sie sich gar nicht genug verwundern, und Wolf muß ihr das eine oder das andere Wort in der wundersamen, merkwürdigen Sprache so lange hersagen, bis sie es auch weiß. Ein schalkhafter Zug legt sich um ihren Mund, wie sie das Wort spricht, und ihr Lachen klingt glücklich, wie das eines jungen Mädchens.

In diesen ersten Jahren klappt Wolf gewöhnlich um zehn Uhr herum die Bücher zu, bald darauf hört Großmutter Heß seine gleichmäßigen Atemzüge. Sie kann noch nicht einschlafen. Eine Weile muß sie noch sinnieren, und dann hat sie lange mit ihrem Herrgott zu reden.

Hernach schläft auch sie ein.

\*

Sonntagmorgen; draußen graut's, die Hähne krähen. Doch Barbara Heß kennt keinen Sonntag; sie ist das all ihr langes hartes Leben durch nicht gewohnt gewesen, Sonntags etwas zuzugeben; so steht sie leise auf. Wolf bleibt bis sieben liegen. Um halb acht läuten die Glocken zum Kirchgang.

Barbara Heß steht in vollem Sonntagsstaat in der Stube: weite, rauschende Röcke, eng anliegende Toppe, beides aus dunkelblauem, gestreiften Gradel, auf dem Kopf ein schwarzseidenes Tuch; ihre rosenkranzumschlungenen Hände halten das alte große Gebetbuch mit dem silbernen Kreuz. Auch Wolf pußt sein grauer Anzug fein heraus.

Nun gehe: sie beide in die Kirche. Feierlich rauschen die Röcke der Alten, feierlich sind ihre Züge. Auf der Straße begegnen sie einer Menge Menschen, die einzeln und in Gruppen zur Kirche eilen. Aus jedem Tor kommen sie: glattrasierte Bauern in schwarzem Sonntagsgewand, der Körper steil, die ungelentken Füße polternd auf den Boden setzend, hinterdrein die Bäuerinnen, gepußt, dick und breit oder hohlbrüstlig mit ausgemergeltem Gesicht, die knochigen Finger ums Gebetbuch gekrallt.

Dort und da ein schneeweißer Altenteiler mit scharfgeschnittenem Kopf, ein altes Bauernweiblein mit zahnlosem, murmelndem Munde, den Rücken gekrümmt, als hätte sie etwas verloren, daß sie nun suchte, bis der Tod sie davon erlöst. Auf dem Kirchenplatz stehen in langen Reihen die Burschen, lachend und schwäzchend, die Pfeife im Maul, die Fäuste in die Hosentaschen vergraben, und mustern die Kirchengänger, über den einen oder den andern dumme Witze machend. Mitten unter ihnen

Dietrich Fork, der Spasmacher. Dietrich Fork, der Abkömmling jenes alten Dieter Fork, der mit Napoleon gegen Rußland zog. Er ist ein toller Kerl, alle Taschen voll Witz und Unsinnigkeiten. Sie haben ihn die Spottbrossel getauft und freuen sich die ganze Woche, ihn Sonntag am Kirchplatz zu finden, woselbst er nach stundenlangem Frühgang aus den Bergen einlangt. Den ganzen Sonntag sitzt er hernach mit den Burschen im Wirtshaus, und vor seinem spizen, scharfen Witz sind nicht einmal die Bauern sicher. Spät abends steigt er auf einsamen Pfaden in die Berge, um wieder eine ganze Woche lang die blanke, gierige Art in die Stämme zu schlagen.

In seiner Nähe stehen Karl Schnellinger, Jochen Nihl und Klaus Löffler. Die beiden Bauernsöhne halten innige Kameradentreue mit Schnellinger, dem Knecht. Klaus Löffler hat soeben gefragt, ob es wahr wäre, daß Franz Ruz auf ein großes Schiff als Kellner gegangen sei.

Jochen Nihl bestätigt es: „Boagestern hot ma da Ulti 'n Briaf zoagt, wiar i weg'n meine Schtieft unt' g'west bi! Ear is z'lezt in Hamburg g'west; va do hot a si auf an groß'n Dzeandompfa vadunga, der bis auf Indien und Japan foahrt.“

„Do schau ma her! Biar weit si der Kloani Ruz in d' Wldt außi traut,“ wunderte sich Löffler.

„Woarum, er is oirwei a aufg'weckt's Büarschl g'west,“ warf Schnellinger ein, „dear find't si schou duarchi duarchs Leb'n.“

Zimmer mehr Menschen strömen indessen der Kirche zu; von allen Seiten, aus vielen Dörfern kamen sie heran, um das Wort Gottes zu hören.



Wolf Heß, der mit seiner Großmutter in die Kirchengasse einbog, sah von weitem in der Burschenschar seine drei Freunde. Herzlich tauschten sie Grüße. Alle Augen der Burschen waren mit einem Male auf ihn gerichtet. Es lag etwas wie große Achtung und Bewunderung in ihnen über diesen eigenstarken Weg, den der einstige Knecht des Schäferbauern gewählt hat und mit festen Fäusten hält, und doch auch etwas wie Neid daß er, der Häuslerbub, anders sein wollte wie sie. Alle sahen auf ihn, aber keiner redete ein Wort; als er aber durch das Kirchentor schritt und ihnen den Rücken zeigte, fiel plötzlich wieder das Wort, das einer von ihnen erfunden: „Da Bauarnschudent!“ Lachend drehten sich alle dem Sprecher zu.

Der riesenhafte Jochen Nihl wandte sich mit zornig knurrender Stimme an sie: „Mocht's eahm's noch, wonn's- ds in engare Schäd'ln einbringts!“

Mochte Jochen Nihl sich seines Freundes, auf den er äußerst stolz war, noch so annehmen, der Name blieb ihm all die Jahre; und bald leise, bald laut konnte man es hören das Wort: da Bauarnschudent.

Vom Turm begann es zu läuten. Die Straßen hatten sich geleert, nur dort und da eilte noch ein verspäteter Kirchengänger herbei.

Bloß die Burschen rührten sich nicht vom Platz vor der Kirche. Was ging sie die Predigt an! Brauchten sie überhaupt eine Predigt? Das war etwas für alte Weiber!

„Da Pfoarra fo ma goar nôt sou schen predinga, daß i eahm einigeh!“ meinte Dietrich Fork; und der Ansicht waren sie alle. So blieben sie, bis drinnen die Messe

begann, dann schoben sie sich in langer Reihe, die Hüte auf die Brust gedrückt, zwischen den andächtigen Mädchen und Mägden durch. Es kam jedesmal zu argem Gedränge, doch da die Mädchen weder den Standort wechselten, noch sich beklagten, ist anzunehmen, daß sie es gern hatten.

In einer Seitenbank der hinteren Reihe saß Barbara Heß mit ihrem Enkelsohne. Die Hände fromm gefaltet, den Blick mit jenem unerschütterlichen Glauben auf den Altar gerichtet, vor dem selbst der Spott des ärgsten Freigeistes Einhalt tun muß, so saß sie da, unbeweglich, ganz bei ihrem Herrgott.

Oben setzte die Orgel ein; leise, allmählich anschwellend, bis die wohlthönende getragene Weise in rauschenden Akkorden über die Häupter der Andächtigen floß. Vorn, zu beiden Seiten hinter dem Abendmahlgitter, fielen die Kinder mit ihren hellen, reinen Stimmen ein, dort und da begleitet von einer Bäuerin oder einer Arbeiterfrau. Am Altar brannten die Lichter und brachten ihn in wunderbares Leuchten. Wie ein Heiliger stand der ehrwürdige Pfarrer; ja, er, Johannes Gött und Martin Löns, sie hatten beide jung da angefangen im Dorf. Lange Jahre schon dienen sie ihrem Herrn: der eine am Altar, der andere an der Orgel.

Wolf Heß sitzt andächtig in seinem Stuhl, die Augen auf den Altar gerichtet. Seine Sinne nehmen mit kindlicher Hingebung die erbauende Feier in dieser einfachen Dorfkirche auf, in der alles sein Scherflein beiträgt und unentbehrlich ist: die weißen Haare des Priesters, die flackernden Lichter, der erhebende Gesang der Kinder, Martin Löns' Orgelspiel, jedes alte, fromme Weiblein —

ja sogar die schlimmen Burschen, die erst nach der Predigt ins Gotteshaus schieben und drängen. —

Den Vormittag nach der Kirche verwendet Wolf Heß zur Beendigung seiner Aufgaben.

Um die Fausenzeit geht er zu Martin Ldms ins Schulhaus. Jeden Sonntag ist er hier Gast. Und darauf ist er stolz. Und die beiden lieben, alten Leute freuen sich herzlich, wenn er zu ihnen in die Stube tritt. Wolf muß von den Professoren berichten, was er die Woche durch gelernt, und er ist dabei freimütig, wie wenn er zu Hause wäre. Nach dem Kaffee geht er mit Ldms ein wenig über Land oder sie setzen sich zu einer Partie Schach.

Die Sonntagabende gehören seinen Freunden; nach dem Abendbrot treffen sie sich unten am Dorfplatz, wo der alte Brunnen unter den großen Linden unermüdlich plätschert. Dort und da lehnt eine Magd beim Tor, geht ein Mann mit schwerem Gang seiner Heimstätte zu. Hunde schlagen an, Lichter blinken und wandeln. Die Straßenlaternen flammen auf. Aus einem Hofe tönt Rufen. Im oberen Ort singen ein paar Burschen; lallend, sie werden schon genug haben für heute. Es wird eine helle, kalte Vollmondnacht.

Alle vier wandern sie das Dorf hinaus, der Student, der Knecht und die beiden Bauernsöhne. Es liegt jenes Zwielicht draußen, wie es in Nächten ist, wo es nicht dunkel werden kann und der Mond noch nicht über den Bergen ist.

Die Gräser glänzen feucht.

Immer dunkler wird das Dorf; zu einem schwarzen Ballen verschwimmen Gehöfte und Laternen. Heiter plau-

bernd marschieren sie Arm in Arm den Weg hinaus, den Wolf täglich zu gehen hat. Beim Pestkreuz biegen sie in die Straße ein, die im Bogen durch die Felder wieder zurück zu den dunkeln Bergen und diese hinab in ein langgezogenes Thal führt. Hier liegt das Dorf Steinerweg.

Aus der Heurigenschenke tönt ihnen lustige Musik entgegen, die schnarrenden, langgezogenen Töne einer Ziehharmonika, dazu Getramp und helles Lachen. Lustig treten sie ein; vier große, stämmige Burschen. Sofort richten sich die Augen der tanzenden Dirnen auf sie. Während sie sich an der Wand entlangschieben, um zu den Tischen zu gelangen, zupft ein pralles, hellblondes Mädchen Wolf Heß am Armel; ihre Augen blitzen, dann suchen ihn fortwährend ihre Blicke bei jeder Drehung. Mit kreischendem Lachen schlägt eine andere Jochen Nihil im Vorbeidrehen auf die Schulter; Jochen Nihil ruft ihr etwas nach, gell lacht sie auf. In einer Ecke finden sie noch einen Tisch. Der Wirt grüßt sie mit herzlichem Händeschütteln; sie sind da alte vertraute Gäste. Plärrend setzt die Musik aus. Ein paar Bauernsbühne treten auf die Freunde zu und begrüßen sie kameradschaftlich. Das blonde Mädchen stellt sich keck zu ihnen. Klaus Köpfler sagt etwas, das ist stark; wie Kofse wiehern die Burschen.

Die Musik beginnt wieder. Die Burschen klatschen in die Hände und suchen die Mädchen; auch die Eggendorfer Buben sind aufgesprungen. Die Blonde sieht Wolf Heß mit heißen Augen an. Da nimmt er sie in seine Arme und dreht sie im Kreise. Immer rascher wird der Tanz, immer inniger preßt sie den Arm um ihn. Wolf Heß versteht sie; er weiß, sie mag ihn leiden. Er drückt sie

fest an sich, fühlt ihren atmenden weichen Körper und steht ihr tief in die Augen. Die flackern auf wie zwei helle Lichter. Ein tiefes, brennendes Rot kommt in ihre Wangen. Wolf schaut in den Knäuel tanzender Paare und sieht, wie Jochen Nihl sein Mädchen im Tanze küßt. Es ist seine Liebste und er darf das. Sie haben schon manchmal auf ihn gewartet nach dem Heimgang der Mädchen. Da muß Wolf in den Schäferhof zurückdenken und an die leidenschaftlichen Stunden in Margrets Kammer. Nach ihm war ein fremder, älterer Knecht auf den Hof gekommen. Er hätte es nie gedacht, daß sich Mädchensinn so rasch ändern kann: drei Wochen nachher war der Knecht in ihrer Kammer gewesen. Es war ja wahr, er war kein einziges Mal mehr zu ihr gekommen; er wollte es auch nicht. Sie würde ihn nur im Lernen behindert haben. Und dann waren sie sich zu viel gewesen; er würde sie vielleicht nimmer losgeworden sein. Aber der fremde Knecht! Es ärgert ihn doch. Fest schloß er das Mädchen an seine Brust und flüstert ihr etwas ins Ohr. Darauf sieht sie ihn mit verzehrendem Blick an. Den ganzen Abend tanzte er mit ihr. Jochen Nihl zwinkerte ihm zu: Klaus Köffler war nimmer da; auch das Mädchen war fort. Sie zahlten und gingen. Die Bauern hatten schwere Rausche; auch die Burschen mußten langsam und laut reden. Einschläfernd wimmerte die Ziehharmonika. Karl Schnellinger nahm Abschied und machte sich heim durch die mondhelle Nacht.

Wie Wiesel kamen sie geschlichen, die beiden Mädchen. Und ihr Blut war so heiß, wie das dieser Liere.

Als Wolf Heß Schlag eins das mondhelle Dorf hinunterging, fand er draußen zwischen den uralten

Linden seine Freunde. Zusammengekauert hockten sie auf dem Gebetschemel vor dem großen Christuskreuz.

Lachend machten sie sich auf den Heimweg.

Am Himmel stand das leuchtende, flimmernde Sternengeheer. Der Mond goß sein zauberhaftes bläuliches Licht auf die kalte starre Erde. Draußen in den Feldern begannen sie zu singen. Als sie ins Dorf kamen, schlugen ein paar Hunde an.

## X.

**W**olf Hess ist das vierte Jahr auf der Schule. Im Frühjahr ist er zwanzig geworden. Seit gestern sind Ferien; er sitzt nun im Dorf ohne Stunden und Freitische. Da arbeitet er wieder wie all die andern Jahre bei den Bauern. Heuer hat er sich auf dem Mühlhofs verbungen. Und seine Faust schwingt die Sense, führt den Pflug wie einst. Wenn er so draußen steht auf dem Roggenfelde, in hohen Stiefeln, hemdärmelig, und im weiten Schwunge Schwade um Schwade des goldenen Kornes umlegt, da sähe ihm keiner an, daß er an der Stufe des Obergymnasiums steht, seinen Homer zu lesen vermag wie nicht bald einer und sein Vorzugszeugnis dabei in der Schublade hat.

Hoch und leicht schwingt seine Faust die rauschenden Garben auf den Erntewagen.

Morgen läßt er lustig die Rösser traben und holt eine Fuhr Grünklee heim.

Tagelang steht er auf der Lenne oder führt den Pflug durch das Stoppelland.

Zwischendurch liest er manches schöne Buch, das ihm

Professor Pokorny mit in die Ferien gab; besonders Goethe. Seit jeher ist ja Lesen Wolfs Leidenschaft. Tage verbrütet er über naturwissenschaftlichen Werken.

Daheim sitzt Barbara Heß an der Maschine und ist fleißig von früh bis spät.

Jede Woche aber, am Donnerstag, ist er in der Stadt drinnen bei Frau von Bergh zu Tisch geladen.

\*

Sofie von Bergh stand am Fenster ihres Damenzimmers, das Gerhard die Hufschelstube nannte, und ordnete Blumen in Vasen. Sie war ganz in Weiß gekleidet, trug eine weite, den halben Arm freilassende Bluse, deren tiefer Ausschnitt von einem ungemein kostbaren Spitzenkragen umrandert war, dessen Enden von einer hübschen, auf schwarzen Samt gestickten Perlenbroche zusammengehalten wurde. Schuhe und Strümpfe waren ebenfalls weiß. Das schwere, reiche Blondhaar trug sie in hochgestecktem Knoten, der ihrem zarten Gesichte, das von leiser Röthe überhaucht war, noch mehr Schmalheit verlieh.

Sie war gerade zuvor aus dem Blumengarten gekommen, wo sie Rosen geschnitten hatte, und war nun bemüht, sie mit Fingern zu stecken, die so viel Geschick darin verrieten, daß die Blumenfreundin sofort zu erkennen war.

Als die Rosen geordnet waren, trug sie sie selbst in das Speisezimmer hinaus und stellte sie auf den Mittagstisch, an dem der livrierte Diener eben die letzten Anordnungen traf. Der runde Tisch war mit einer prachtvollen Leinendecke aus feinsten Richelieuarbeit bedeckt,

einem Rosenmuster, das an den vier Ecken von Engeln durchbrochen war, die auf ihren Köpfen volle Fruchtkörbe trugen. Die Servietten und ein wundervoll gearbeitetes Mittelstück trugen dasselbe Blumenmuster. Die Teller, feinstes Meißner Porzellan, von einer Weiße, daß sie den ersten Schnee in Schatten gestellt hätten, trugen eine überaus feine, goldgefaßte Randverzierung in zartem Blau, während die vier Weingläser, die bei den Gestecken standen, auf ihren schlanken, hohen, prunkvoll geschliffenen Stengeln wie rubinstrahlende Gralskelche glühten. Neben jedem glitzerte ein Trinkglas, hell wie Bergkristall, mit einem ungemein zarten Muster geziert.

An den beiden Enden des Mittelstückes prangten nun die beiden Vasen mit der reichen Fülle der tiefroten Louis quatorze.

„Haben Sie zwei Flaschen Wein kalt gestellt, Konrad?“ wandte sie sich an den Diener, der eben die hohen Lederstühle zurechtshob.

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Und vergessen Sie nicht, heute auf der Terrasse den Kaffee zu servieren. Es ist ein so schöner Tag, da trinken wir ihn draußen.“

Der Diener machte eine stumme Verbeugung.

„Doch wo ist Gerhard? Ich habe ihn den ganzen Vormittag seit dem Frühstück nimmer gesehen.“

„Er war erst nach der Stadt gegangen und ist nun Herrn Heß entgegen.“

Frau von Bergh neigte sich tief über die Rosen.

Geräuschlos verließ der Diener das Zimmer.

Die junge Frau sah eine Weile sinnend auf den Mittagstisch, rückte noch etwas an den schweren Silber-



bestecken zurecht und ging dann in den gelben Salon, der seinen Namen nach den goldgelben Seidentapeten und den Überzügen der Fauteuils und Ruhebänke trug, die kunstvoll angeordnet den Raum schmückten. Die Vorhänge und ein großer Teppich, der das ganze Zimmer umspannte, waren von derselben Farbe. Die zwei sonnenumflossenen Fenster, in deren Umrahmung sich die Nebenwildes Weines wiegten, führten Duft von Linden und Rosen in den Salon.

An den Wänden befanden sich kostbare Bilder, Originale, darunter mehrere Thoma und Waldmüller, eine bezaubernde Regenbogenlandschaft Kaspar David Friedrichs, zwei Marées und ein Böcklin: heitere Tritonen in schelmischem Wasserkampf.

In der Fensterecke, nach dem Speisezimmer zu, stand auf dunkeln Sockel ein leuchtender Marmor, ein nackter Adorant, dessen hoch zum Lichte gehobene Hände leise vom Reflektlicht des Fensters umspielt wurden. Mehr nach der Lüre zu stand ein niedriger, breiter Bücherkasten, der die auserlesensten Werke der neueren Lyrik und Dramatik enthielt, ebenfalls wie alles andere von der äußerst kunst sinnigen Frau eingerichtet, denn der Fabrikant hatte für alle ästhetischen Dinge wenig Verständnis.

Ein Auflagetisch, auf dem die neuesten Nummern der hervorragendsten Zeitschriften lagen, und zwei wahre Prunkstücke von Glaschränken, die die reizendsten Porzellans und Terrakottas enthielten, manche von fabelhafter Kostbarkeit, bildeten den Abschluß in dieser ungleich harmonischen Einrichtung.

Sofie von Bergh hatte sich auf der Ruhebank unter

dem Fenster beim Adoranten niedergelassen und träumte, den Arm auf die Lehne und das Haupt auf die schmale, beringte Hand gestützt, unbeweglich vor sich hin. Seltzam, wie es einer Frau ihres Standes geschehen konnte, daß sie mit solcher Liebe an dem jungen, einfachen Studenten hing! Ja, ja: es war Liebe, innige, leidenschaftliche Liebe, die sie für ihn im Herzen trug, die sie so mächtig zu ihm zwang, daß es gar manchmal des Aufgebotes all ihrer Kraft bedurfte, um der Gefahr zu entrinnen. Warum aber, wenn sie das wußte, wenn es so weit mit ihr stand, daß diese Liebe zur Gefahr werden konnte, warum machte sie kein Ende? Noch war es ja leicht, noch war ja nicht das geringste vorgefallen. Noch wußte der schmucke Jüngling nichts von der Wärme ihres Herzens für ihn. — Wirklich, wußte er wirklich noch nichts?

War es nur Zufall, daß der aus den einfachsten Verhältnissen kommende Mensch ihr Blumen brachte Tag um Tag, und daß er, um ihr auch winters Freude machen zu können, Eriken und Edelweiß in seiner Stube zog? Und war es wirklich nur Zufall, unbewußtes Drängen seines Innern, daß er jedesmal, wenn sie hier allein oder draußen im Park auf der stillen Bank hinter dem Weiher saßen, ihre Hand suchte, sie mit leise bebenden Fingern lieblosste und wieder und immer wieder an seine Lippen führte? Ja, er hatte noch kein Wort gesprochen, aber sagten ihr seine Hände, sagten ihr die Blumen, sagten ihr vor allem nicht seine Augen alles? Die Augen, oh, diese Augen! Wie tiefschwarz konnten die werden! Und was war es für eine wonnige, selige Lust dann, in diese Augen zu schauen. Oh, sie hätte

seinen Kopf zwischen ihre Hände nehmen und immerfort in diese Augen sehen mögen! Ja, erst hatte sie sich zu betören gesucht, hatte sie sich einreden wollen, daß all dies nur Mitleid mit dem armen Menschen wäre, weil er gar so hart und schwer in seinem Leben zu kämpfen gehabt. Doch ihr Herz hatte sich nichts vormachen lassen! Ihr Herz hatte es besser gewußt. Sie liebte ihn, sie liebte seine Jugend, seine Stärke, sein scheues, zartes, unausgesprochenes und doch so beredtes Werben.

Ins vierte Jahr ging dies nun, und sie hatte sich schon manchmal selbst verraten, wie gut sie ihm war. Wie lange noch und es konnte geschehen. Ach, mochte geschehen, was geschehen mochte, sie konnte, sie konnte nicht von ihm lassen! Kann die Blume von dem Triebe lassen, nach dem Lichte zu steigen? Und wer, wer schilt die Blumen darob? Er war ihr Licht, er gab ihrer hungern- den, einsamen Seele die Fähigkeit zu blühen, in diesem leeren Hause blühen zu können! War dieser Gedanke nicht Sünde gegen Gerhard? Nein, nein! Ihn liebte sie ja mit allen Banden der Mutterliebe. Aber sie war doch auch Weib, war Weib und obendrein ein junges, starkes, gesundes Weib! Aber eben darum war die Gefahr groß. Doch nein, er hielt sie ja so hoch, er liebte sie ja so rein und keusch, daß er nie diesen zarten Schleier zerreißen würde. Oh, sie wußte es genau, daß er ängstlich besorgt war und wie sie in heißem, hartem Kampfe sich bezwang, ihrer Liebe das Schönste, das Höchste nicht zu rauben: dieses Unberührte, dieses Duftende, dieses Märchenweben der Seelen.

Und mit diesem Bewußtsein kam eine Sicherheit über sie und ein tiefes Glücksgefühl, daß sie hell lachen konnte,

als sie jetzt an ihre letzte Begegnung dachte. Es war vergangenen Samstag gewesen, und da sie Donnerstag vielen Besuch, Gäste ihres Mannes, bei Tisch gehabt hatte, weshalb es Wolf vorgezogen, nicht zu kommen, war ihr das Wiedersehen bis zum nächsten Donnerstag zu lang gewesen; und in plötzlicher Sehnsucht nach ihm hatte sie einspannen lassen und war die Ebene hinaus dem Walde zugerollt, der das stille Dorf verbarg, in dem sie ihn irgendwo zu schauen hoffte. Es war bereits spät am Nachmittage gewesen, und als ihr Gefährt kaum aus dem Walde gefahren war, hatte ihn ihr suchendes Auge schon gefunden, wie er barhäuptig und hemdärmelig auf dem Felde stand und in weitem, festem Schwunge Schwade um Schwade des goldenen Kornes mähte, das zwei Frauen hinter ihm mit Sicheln zusammenlegten. Wie hatte dies Bild sie entzückt! Sie hatte dem Kutscher Befehl gegeben, anzuhalten und sich nicht satttrinken können an diesem Bilde starken Schaffens. Erst als das Gespann in seiner Nähe war, hatte er es gehört. Was hat er für Augen gemacht, als er sie mit einem Male so dicht neben ihm sah! Was war das für ein tiefes, sattes Leuchten gewesen, das in ihnen lag! Mit der Sense in der Hand war er auf ihren Wagen gekommen und hatte ihr die Hand gereicht. Und wie die zwei Weiber standen und gafften! Ach, es war zu schön gewesen. Sie hatte ihn gefragt, ob er nicht müde sei, und er hatte verneint und mit seinem tiefen, warmen Blick gesagt, daß er ja immerfort an sie gedacht hätte. Aufjubeln hätte sie mögen, als er ihr dies so schlicht und treu gestanden.

Im Dorfwirthshaus hatte sie dann auf ihn gewartet.

„So Sorge ich also für des Lebens Prosa,“ sagte er aufstehend, und Wolf Heß mit freundlichem Lächeln die Hand reichend, setzte er fort: „während Sie und meine Frau der Poesie des Lebens die Stunden weihen werden.“ Eine leise Röthe stieg in die Wangen des Studenten, die jedoch dem Fabrikanten entging, da er sich eben über seine Frau neigte, um sie auf die Stirn zu küssen, die ihm aber auch entgangen sein würde, wenn er Wolf ins Gesicht gesehen hätte.

Nachdem die drei noch eine Weile plaudernd beisammengesessen waren, machte Gerhard den Vorschlag, Kahn zu fahren. Der ziemlich große, an seinen Ufern dicht mit Schilf bewachsene Teich lag hinten im Park, ganz umschlossen von Jahrhunderte alten, mächtigen Ahorn-, Buchen- und Eichenbäumen. Seine Ungepflegtheit gab ihm ein ungemein romantisches Aussehen, so daß man sich fern in einem tiefen, verschwiegenen Walde wähnen konnte. An einen riesigen Ahornstamm gekettet, lag das schlanke Boot auf dem regungslosen Spiegel tiefgrünen, schattenüberhushchten Wassers. Bewegungslos stand das saftgrüne Schilf, dessen Schäfte noch tief unter dem Wasser sichtbar waren. Zauberaugen gleich lagen die weißen, blendenden Blüten der Wasserrose auf der kühlen Flut. Nur eine Schar sorgloser Mückenlinder spielten ihren Gaukelreigen unter dem untersten, über das Wasser hängenden Aste des Ahorns. Alle waren von der Märchenstimmung dieses Parkwinkels so gefesselt, daß sie erschreckt auffuhren, als Knapp vor ihnen eine Schar Wildenten aus dem Schilf aufflog. Mit lärmenden Flügeln strichen diese über den Teich, ließen sich aber einen Steinwurf entfernt wieder auf das Wasser niederfallen,

mit gemächlichen Ruderschlägen ihrer roten Füße der nächsten Schilfinsel zusteuern. Geräuschlos ruderte Wolf den Kahn um den Teich, immer im Schatten der mächtigen Baumkronen, die ein paar Bootslängen breit das Ufer säumten. Draußen, in der Mitte, lag die Sonne auf der spiegelhellen, gleißenden Fläche und streute eine Flut flimmernder, tanzender Lichter und Strahlen nach allen Seiten. Lautlos zog schräg über die blinkende Fläche eine Brut winziger Entenküchlein, geführt vom Muttertier; die Lichtfülle der Reflexe war um ihre Leiber in hellem Aufruhr; leise und lang zitterten sie ihrem Kielwasser nach. Traumhaft verschwand der liebe Zug im verschwägerten Grün einer Schilfzunge.

Wolf Heß zog die Ruder ein. Unmerklich glitt das Boot vom Ufer ab. Lautlos sahen die drei bald auf sich, bald auf das stille, schlafende Wunder um sie.

Nichts regte sich. Kein Lüftlein ging; klar und azurblau stand der Himmel. Steil über ihnen zogen zwei große ballige Wolken; weiß wie Milch. Pfeilartig schossen dann und wann stahlgänzende Schwalben durch den warmen Äther. Klirrend schraubte sich eine gläsernde Libelle an den Träumern vorbei. Hoch oben in der Luft ertönte der Schrei eines Weihs. Leise hob Wolf Heß den Kopf und bohrte die Augen in das flimmernde, flirrende Licht. Wie ein schwarzer Punkt zog der scheue Vogel durch das Luftmeer.

Mit einem Male begann weiter drinnen im Park ein Pürol zu pfeifen; schmelzend und süß. In wohliger Müdigkeit lauschten sie seinem Sang. Eine lange Zeit ging sein Lied. Die im Boot hatten die Augen halb geschlossen und träumten. Sie merkten nicht, daß sie

leise ins flutende Licht hinausgetrieben waren; sie spürten nur eine wohlige, milde Wärme, spürten es und wurden es sich doch nicht bewußt. Und wie ein Traum zog es jetzt vor Wolfs halbgeschlafenden Geist: er saß wieder im gefährlichen, schwankenden Waschtrog und hinter ihm Klaus Löffler. Fort, immer fort ging's, vorbei an fernem, fremden Ländern. Doch diesmal galt die Fahrt einer schönen Frau.

Sofie von Bergh lag bequem hingestreckt auf der breiten schrägelehnigen Bank. Die Sonne hatte ihr ein leuchtendes Goldgeschmeide aufs Haupt gezaubert. Gerhard war hinten am Steuer eingeknickt.

Behutsam beugte sich Wolf über den Rand des Bootes und pflückte Wasserrosen; eine ganze Blütenbank lag an der Längsseite des Rahmes. Mitten im lautlosen Abblößen der weißen Sterne gewahrte er einen gewaltigen Karpfen, der ihn mit großen, runden, ein wenig blöden Augen anglockte. Regungslos stand der Fisch zwischen den grünen Algen. Unverwandt hatte das Tier seine Augen auf den Pflückenden gerichtet. Als er die Hände voll Blüten hatte, streute er sie mit vorsichtigen Fingern der schönen Frau in den Schoß. Sinnend, den Kopf in die auf die Knie gestützten Hände gestemmt, blickte er unverwandt in ihre edeln, feingeformten Züge. Und es überkam ihn eine unbändige Sehnsucht, sich über sie zu beugen, ihren lieblichen Kopf zwischen seine Hände zu nehmen und einen langen Kuß auf ihre Lippen zu pressen. Es war so still, so stumm ringsum; auch der Pireol hatte längst sein Lied geendet. Unwillkürlich wandte er den Blick zur Seite. Groß und mahnend, wie es Wolf schien, waren die Augen des Fisches auf ihn ge-

richtet. Da strich er leise über seine heiße Stirn. Ein tiefer Atemzug entrang sich seiner Brust. Dann starrte er weiter mit aufgestühtem Kopf auf die angebetete, heißgeliebte Frau. Und wieder, wie in so vielen Stunden schon, grübelte er über das eine: die heilige Scheu, die er vor dieser Frau hatte, er, der so manches heißblütige Mädchen in verschwiegenen Nächten an seine Brust gepreßt. Und er wußte, daß es nicht der Standesunterschied war. Er fühlte deutlich, daß es den in der Liebe nicht gab. Und er wußte so klar, wie gut die Ruhende ihm war. Ja, er wußte längst, daß sie ihm mehr wie gut war, daß auch sie von derselben Leidenschaft ergriffen war wie er, daß sie ihn suchte, sich nach ihm sehnte, daß sie in seiner Nähe aufblühte und duftete wie eine volle, schwere Blume.

Warum aber brach er dann das letzte Hindernis nicht, warum riß er nicht an sich, was so sehr nach seiner Brust, nach seinem Herzen begehrte? Eine Blutwelle stieg ihm so jäh in die Schläfen bei dem Gedanken, das geliebte Weib in seinen Armen zu halten, daß er am ganzen Leibe zu beben begann und sein Atem schwer und stoßend ging. Hart drückte er die Handflächen über die flimmernden Augen. Warum also, warum tat er es nicht? Vielleicht wartete sie darauf, wartete schon seit Monden, und er, er war der Lölpische, der Dörfische. Der Gedanke beschämte ihn. Hatte sie ihm nicht schon hundertmal durch Mienen und Bewegungen gezeigt, daß ihr ganzes Herz ihm gehöre, daß er es nur zu nehmen brauche? Warum nahm er es nicht?

Ja, hatte er es denn nicht ohnehin genommen? Desafß er dies Herz nicht ohnehin fester, inniger, wie wenn er



das Weib in heißem Sinnenrausche an sich gerissen hätte?

Was könnte ihnen denn die Liebe dann mehr sein, was könnte sie ihnen denn an himmlischen, herrlichsten Wundern hernach noch geben? Wo bliebe dann all das zauberhaft Süße, wonnig Webende, das in diesem stummberedten Zueinanderblühen ihrer Seelen lag!

Was hätte es dann noch auszusprechen, in zartester, sinnigster Weise anzudeuten gegeben?

Das war dann ein heißes Nehmen und Geben ohne das frühlingsduftende Weben ihrer Herzen. Das war dann Herbst, Erfüllung, wunschloses, sattes Genießen. Er aber wußte, wie schön dieser Liebesfrühling war! Wie seine makellose Reinheit alles noch einmal so innig verschönte, verklärte — wie es jede Stunde zu einer unvergänglichen, ewigen machte.

Sollte er sich und ihr dieses Paradies rauben? Sollte er sie beide hinausstoßen auf jene Erde, wo sie sich fremd werden mußten, weil das, was sie sich gaben, Sünde war?

Sollte er mit derben Fäusten in das keusche Blütenwunder tappen und es vernichten?

Mit verzehrenden Blicken betrachtete er die Ruhende. Nein, nie und nimmer! Er wollte sich selbst nicht sein Heiligstes rauben, wollte sich nicht einsam machen — wollte vor allem diese einsame Frau nicht um das Wunder ihres Herzens bringen.

Da schlug sie die Lider auf, und ihr erster Blick fiel warm und sonnig auf ihn, und es lag eine Innigkeit und Trautheit in dessen Tiefe, die nur zu unverhüllt verriet, was das Herz erfüllte. Leise senkte sie das Haupt und

sah das Blumenwunder in ihrem Schoß. Da wurde ihr Gesicht hell, daß es wie eine Verklärung auf ihm lag. Lange saß sie so und starrte auf die Blüten, dann reichte sie ihm mit seltsam verschleierte Augen die Hand. Und Wolf Heß ergriff diese Hand, beugte sich über sie und hielt in langem Kusse seine Lippen darauf gepreßt.

Auf seinem Haupte aber lag eine weiche, lieblosende Hand.

Und da hob der Pirol wieder zu pfeifen an, so wonnig, so süß, daß es den beiden Menschen war, als ob sie losgeldöst wären von allem Irdischen und zeitlos auf einem Märchensee trieben, auf der Insel der Seligen. Und wieder glitt lautlos die Brut gelbwolliger Wildentlein, geführt vom Muttertier, aus dem Schilf und zog mit emsigen Ruderschlägen über den blanken Spiegel des Teiches.

Nach der Pause, die man unter dem Schatten einer riesigen Linde eingenommen, unter deren stammstarken Ästen, die bis auf den Boden hingen, ein blühweißer Kaffeetisch und ebensolche Stühle standen, und die Schokolade und Kuchen geboten hatte, nahm Gerhard von ihnen Abschied, um sich ins Musikzimmer zu begeben, wo der Klavierlehrer Professor Haybal auf seinen Schüler wartete.

Seine Mutter und Wolf Heß saßen noch eine Weile beisammen, worauf sie einen längeren Spaziergang durch den Park unternahmen, dabei aufs lebhafteste in eine pflanzenbiologische Erdörterung vertieft, der Frau von Bergh mit dem wärmsten Interesse folgte. Später war das Gespräch unvermittelt auf die Geschichte der Familie ihres Hauses gekommen, und während sie ihm von ihren

Brüder und ihrer eigenen Kinderzeit erzählte, hatten sie langsam, und ohne darauf zu achten, den Park verlassen, und noch immer von ihrer Familie erzählend, besonders von einem Onkel mit Namen Kaspar Heinrich, der zur Zeit der Freiheitskriege tapfer gekämpft und auf dem Schlachtfelde gefallen, und von dem sie einstens bei der Durchwühlung uralter, schwerverstaubter und mit Spinnegezen überzogener Truhen eine Unmenge kostbarer handschriftlicher Briefe und ein ganzes Bündel Lieder nebst einem Tagebuch gefunden hatte, waren sie die Treppe hinaufgestiegen und durch die große offene Halle schreitend in den Salon getreten, wo sie sich dicht nebeneinander in zwei weichen Fauteuils niederließen.

„Ja, sehen Sie, das muß ein ganz seltener, kostbarer Mensch gewesen sein,“ fuhr die junge Frau lebhaft fort.

„Aus allen seinen Schriften, die das leidenschaftlichste Wesen verraten, atmet doch wieder so viel Weichheit, so viel zarter, fast frauenhafter Sinn, daß ich mir vorstelle, dieser Kaspar Heinrich müsse nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein ungemein beglückender Mensch gewesen sein. Es erhellt dies auch aufs schönste aus den Briefen, die er an seine Eltern schrieb, besonders an seinen Vater, an dem er mit abgöttischer Liebe zu hängen schien, und der ihm so nahe stand wie der engste Freund. Daß dies Verhältnis zwischen Vater und Sohn tatsächlich über die gewöhnlichen Grenzen hinausging, erhellt allein aus den bloßen Unterschriften in den Briefen des Vaters, die nie anders gezeichnet sind wie: Dein treuer Freund Karl Klaus. Daß auch die Briefe der Eltern, in der überwiegenden Mehrzahl die Briefe des Vaters an den Sohn,

erhalten sind, das machte mir bei der aufmerksamen Lektüre dieses Briefwechsels den besonderen Reiz aus. Es scheint auch nicht ein Blättchen verloren gegangen zu sein, denn nirgends fiel mir eine augenfällige Lücke auf.

Beide aber, Vater wie Sohn, teilen sich in ihren Briefen so restlos alles und jedes mit, daß man aus diesem Briefwechsel nicht nur ein klares Bild ihrer Wesensart und der breitesten Familiengeschichte bekommt — manche Stellen lesen sich buchstäblich wie eine alte Chronik —, sondern auch die frischeste, anschaulichste Zeitgeschichte, wie sie so warm und individuell wohl selten gezeichnet wurde.“

Wolf Heß, der mit größter Anteilnahme ihren Worten gelauscht hatte, konnte sich nicht enthalten, ihr zu sagen, daß er diese kostbaren Familienpapiere zu gern sähe.

„Das sollen Sie auch, Wolf,“ fuhr die Erzählerin lebhaft fort, und sich rasch erhebend, trat sie mit ihm an den weiten Bücherschrank, schloß ein eingearbeitetes Kästchen auf, dessen zahlreiche Fächer von oben bis unten mit vergilbten, durch verschiedene Schleifen verschürzte Papierbündel vollgestopft waren, nahm das in der obersten Ecke heraus und die Masche lösend, setzte sie sich in den Stuhl, der neben der Bibliothek stand, während Wolf Heß, den Arm auf die Rückenlehne gestützt, sich dicht zu ihr niederbeugte. So, den obersten Brief, ein mit Wasserflecken überzogenes, von zierlichen, ausgebleichten Schriftzeichen bedecktes Papier auseinanderfaltend und zu dem über sie Gebeugten hebend, erklärte sie: „Das ist der älteste Brief, den ich vorfand. Er berichtet dem Vater von der Ankunft des Sohnes in der kleinen Universitätsstadt, von den ersten Eindrücken des fremden Lebens in

ihr, von seinen Mietleuten — der Beschreibung nach zwei alten, echten Biedermeiergestalten, die leider Gottes in diesen Tagen so arg verschwunden sind —, von seiner Stube und seinem ersten Spaziergang.“

Die Köpfe nahezu Wange an Wange, vertieften sie sich in den ausführlichen, ungemein anschaulichen Bericht des jungen Juristen, der immer wieder von Worten der Zärtlichkeit und Einschüßeln über die vermutlich zu Hause vorgehenden Dinge unterbrochen war. Nachdem die beiden mit wärmster Theilnahme den Brief gelesen hatten, nahm Frau von Bergh das nächste Schreiben auf, an dem Wolf sogleich, sowohl am Format des Papiers, wie an den festen, markigen Buchstaben merkte, daß er aus der Hand des Vaters stammen mußte. Die junge Frau bestätigte dies auch sofort, indem sie sagte: „Eigentlich hätte ich ja vielleicht die Briefe des Vaters und des Sohnes getrennt ordnen sollen. Doch da in diesem Briefwechsel nur ich häufig und mit Vorliebe lese, mir aber scheint, daß einer zum andern gehört, wie das Licht zur Sonne oder wie der Klang zur Glocke, so habe ich mich nicht entschließen können, die Briefe anders zu ordnen als so, wie einer den andern ergab.“

Wolf nickte stumm, die Augen unverwandt auf die ausgeprägte, mit festen Schnörkeln verzierte Schrift gerichtet.

„Seltsam, die Schrift hat etwas an sich, das mir die Vermutung aufdrängt, der alte Herr sei viel mit Säbel und Kommandowort umgegangen!“

Überrascht hob sie den Kopf zu ihm auf.

„Wahrlich, da haben Sie recht, lieber Wolf,“ rief sie lebhaft aus, „und ich bin seltsam überrascht, daß Sie das fühlten!“

Ja, der Alte war als Leutnant mit Kaiser Josef II. gegen die Türken gewesen und hat auch hernach, als die französische Revolution ausbrach, noch in Italien mitgethan gegen General Bonaparte. Dort unten hat er einen Schuß ins Bein bekommen, und weil er von nun an kriegsuntauglich war — er hinkte seitdem —, hat er sich ganz auf seine Güter zurückgezogen, mit heiligem Haß im Herzen gegen die Franzmänner, aber mit trotzigem Mut und fester Kraft seine Güter bebauend und alles Volk in weitem Umkreise führend.

Es ist ungemein fesselnd, die Briefe aus Deutschlands ärgster Schmach an seinen Sohn zu lesen. Es stehen Sätze darunter von solch herber Trefflichkeit und markiger Kürze, durchhaucht von so viel glühender Liebe zum deutschen Volke, daß es wohl begreiflich ist, wie da dem Jungen in der fernen großen Stadt das siedendheiße Herz in lodernden Versen überfließen mußte.

„Sehen Sie,“ sie beugte sich leise vor und legte die Hand auf eines der Bündel, „dies hier enthält seine Freiheits- und Kampflieder, keines gering, manche aber von geradezu wunderbarer Kraft und Größe! Und dies hier,“ sie zeigte neuerlich auf einen mit schwarzweißer Schnur umschlossenen Pack, „enthält den fiebernd lebendigen Briefwechsel vom Jahre 1812. Der Alte ahnt schon, noch ehe die große Armee über der Beresina ist, was kommen wird, er verkündet in nahezu prophetischen Worten dem Sohne das Korsengeschick und schreibt ihm immer wieder, daß ihres Volkes Freiheitsstunde nahe sei, und er gerüstet sein möge, um freudigen Herzens mit hinaus-zuziehen, wenn der Tag angebrochen.

Bald darauf kehrt Kaspar Heinrich heim, und die

weiteren Geschehnisse und wichtigen Gespräche mit seinem Vater finden wir gewissenhaft in seinem Tagebuche aufgezeichnet, das er dicht beschrieben aus der Universitätsstadt brachte. Sein letztes Wort darin ist: Morgen geht's in Gottes Namen aus dem Elternhause dem Feind entgegen. Der HERR geb uns den Sieg und die Wiederkehr!"

Frau von Bergh langte ein dickes, ganz in den Stoff eines Messgewandes gehülltes Buch herab, löste die Bänder der mit Silber- und Goldblumen bestickten Seidenhülle auf und entnahm ihr ein abgegriffenes Tagebuch, mit ehrfürchtigen Fingern die Seiten wendend, bis das hinterste Blatt vor ihnen lag, auf dem unter jenen letzten Sätzen des Sohnes von der Hand des Vaters geschrieben die Worte standen, die ohne zu klagen doch so deutlich den herben Schmerz des Alten und seine mannhafteste Art wiedergaben: „Der Herr hat den Sieg gegeben! Kaspar Heinrich fürs Vaterland gefallen am 25. August 1813. Amen.“

Eine tiefe Feierlichkeit war über die beiden gekommen, und lange sannnen sie stumm über diesem ernststen schwer-sagenden Blatte.

Später erzählte Wolf Heß von ihrem Dorfhelden Dieter Fort, der anno 1812 mit Napoleon wider die Russen gezogen war und sich auf furchtbare Art durch die eissigen Schneefelder Rußlands und Polens geschlagen hatte, indem er den vor Hunger und Entbehrung zusammengebrochenen Soldaten den Todesstoß gegeben und sich seinen Tornister mit ihrem Fleische gefüllt hatte, und wieder eine Weile hernach erzählte er ihr von seinem eigenen harten, schweren Leben, von seinem Ringen und

Aufwärts wollen, von all seinen einsamen, bitteren Stunden.

Mit bebendem Herzen fühlte er, wie sie seine Hand nahm und streichelte, und als er ihr nun mit überwallendem Herzen sagte, daß Licht und reine Freude erst über ihn gekommen sei, seit er um sie sein dürfe, seit ihre sorgende, milde Hand auf ihm liege, drückte sie die seine leise an ihre weiche, warme Wange.

Das überwältigte den einfachen Menschen derart, daß er neben ihr auf die Knie sank, ihre Hände mit innigen Küssen bedeckte und plögllich den Kopf hebend ihr mit einem Blick, wie man ihn im tiefsten, gläubigsten Gebet zur Madonna richtet, die Worte entgegenstammelte: „Ich habe Sie so unsagbar lieb!“

Diese Worte jedoch, die so tief aus seinem Herzen stiegen, vor allem aber seine dunkeln Augen, in denen ein wundersamer, unnennbarer Schimmer lag, bekamen solche Macht über ihr Wesen, daß sie, gänzlich zum liebenden, hingebenden Weibe werdend, sich eben über ihn beugen und ihn auf seinen Mund küssen wollte, als im selben Augenblicke Stürmisch die Thür aufging und Gerhard hereintrat. Frau von Bergh zuckte leise zurück, soviel nur, als nötig war, um sich in zwanglose Lage zu bringen, Wolf aber hatte sich unauffällig zu einem der untersten Regale gebeugt und ein Buch herausgezogen, mit dem er sich erhob.

Als Wolf Heß nach dem Nachtmahl durch den lauen Abend heimwanderte, mußte er immerfort an jene letzten Augenblicke ihres Alleinseins denken, die ihnen, besonders der angebeteten Frau, zur Gefahr hätten werden können, und indem er sich ausmalte, wie leicht es hätte



geschehen können, daß der Fabrikant über die Schwelle getreten wäre, begann sein Herz derart zu schlagen, daß ihm das Blut in den Ohren sott. Und er gelobte sich hoch und teuer, die geliebte Frau nie mehr in solche Gefahr zu bringen.

Sofie von Bergh aber lag allein im Schlafzimmer und weinte bitterlich.

## XI.

**P**rofessor Dr. Hugo Dworzak steht hinter dem riesigen Experimentiertisch, umgeben von einer Anzahl Retorten, Gerüsten, Glasgefäßen der absonderlichsten Formen, Schläuchen, Flaschen mit Säuren, Gashähnen und was der Dinge noch sind, die ein Chemieprofessor zu seinen Experimenten vonnöten hat. Er ist eifrig damit beschäftigt, die notwendigen Chemikalien und Geräte für die kommende Stunde zu richten.

Wie ein Hüne steht der Alte zwischen Tafel und Auf-  
lagetisch. Er ist der größte Herr des Lehrkörpers; sein weitspuriger Gang ist ungeschlacht, seine linke Seite hängend. Sein Gesicht, in dem unter mächtig buschigen Brauen zwei kleine Auglein von ausgesuchter Rabenschwärze blinzeln, ist von einem kurzgehaltenen, graumelierten Vollbart umrahmt. Diese Haarbewachsung setzt sich hinter den Ohren in einem schmalen Kranze, der schüchtern um den Nacken verläuft, fort.

Auf dem gänzlich kahlen Schädel trägt er stets eine schwarze, frempenlose Kappe, wie man sie auf Reisen trägt; doch ob er diese oder seinen Straßenhut auf dem Haupte hat, stets bleibt hinten ein Stück der Glaze

frei, das eine fatale Ähnlichkeit mit der Mondfichel hat. Seine Stimme war im Laufe der langen Jahre durch all die Gas- und Säuredämpfe so verdorben, daß sie rauß und schnarrend klang — bei Gott, wie ein Blechhaken! Wenn er diese dröhnende Stimme erschallen ließ, die große Ähnlichkeit haben mochte mit dem Schlachtgebrüll der Zimbern und Teutonen, welche Annahme unterstützt wurde durch seinen ungefügen Körper und sein runzeliges, härbeißiges Gesicht, konnte man wohl heillose Angst bekommen vor dem Riesen. Und Angst hatten sie auch alle vor ihm, nur jemand nicht, und dieser Jemand waren seine Schüler. Denn mochte er sich noch so aufbäumen, die Augen noch so rollen und die Stimme erdröhnen lassen, daß die entfernteste Eprouvette in ihrem Gestell erzitterte, keiner von ihnen fürchtete ihn; denn hinter all diesen rauhen Außerlichkeiten verbarg Chemieprofessor Dr. Hugo Dworzak ein Herz, das so golden, so warm mitfühlend, so weich und gütig war, daß es keinen Schüler je an der Anstalt gab, der ihn nicht mit ganzer Seele geliebt hätte.

Es kann sich kein Mensch erinnern, daß er jemals einen Schüler hätte durchfallen lassen. Immer und immer wieder nahm er die Unglücksraben vor, schüttelte und rüttelte sie so lange, bis beim engmaschigsten Sieb doch endlich ein Körnlein hängen blieb. An dies Körnlein klammerte er sich dann mit beiden Händen, versuchte ihm mit der Wärme seines Herzens durch schnelle Reimung größeren Umfang zu verleihen, sprach dem Schüler selbst die Verteidigungsrede — und ließ ihn durch.

Dieser Mann mit diesen seltenen Gaben wartete also nun auf die nächste Klasse; soviel er wußte, war es die

fünfte. Er hatte auch nicht lange zu warten, kamen sie lachend und Grimassen schneidend angestürmt, bei der Erklletterung der theatral ansteigenden Sitzreihen ein deraartiges Gepolter vollführend, daß Professor Dworzak den Kopf hob. Das war das erste. Sie kannten ja das ganze, sich stets gleichbleibende Einleitungsprogramm. Der Lärm in den Bänken dauert fort. Da raffte sich der Riese zusammen: „Ruhe, ihr Lumpenhunde!“

Keiner rührte sich. Es ist, als wäre die Klasse erstorben. Triumphierend schaut Dworzak ringsum. Er hat ein paar einleitende Worte gesprochen und will die leztgelernte Formel an die Tafel malen. Er hat sich kaum umgedreht, als irgend einer halblaut sagt: „Der Mond geht auf.“

Blitzschnell fährt der Alte herum, mit einem Gesicht, das ein Heer Feinde in die Flucht treiben müßte, schaut einen Augenblick mit durchbohrendem Blick auf das Auditorium, um aus den Mienen zu erkennen, wer der Ruchlose war. Dann bricht er los, daß es nur so zittert: „Ruhe! Ruhe, sage ich!“

Und bemerkend, daß ein paar Kläglich würgen, andere das Lachen überhaupt nicht verbeißen können: „No, wird's! Ihr dummen Hunde! Könnt ihr sonst nichts, als über euren Professor lachen?“

Über euren Professor braucht ihr nicht zu lachen, das ist so ein gescheuter Kerl, aber ihr seid dumm wie die Nacht!“

Schon glaubt er allgemeine Zerknirschung wahrzunehmen; da erspäht sein Auge Foglar.

„Foglar! Was schaust du mich denn so blöde an? Rede!“

Foglar will mit aller Mühe das Lachen unterdrücken und bestreiten, daß er dumm ausschäue, doch der Professor plagt wieder los: „Was, du schaust nicht dumm? Ich aber sog dir, du schaust laudumm! So, setz dich, dummer Junge.“ Der hat sich noch nicht einmal gesetzt, fährt er ihn schon wieder an: „Nicht wahr, du bist dumm?“

Foglar wußte genau, wie die Rolle weiter ging, was er zu sagen hatte. Er neigte den Kopf, tat niedergeschlagen und nickte.

Da legte sich ein breites, behagliches Lächeln um das liebe Greisengesicht. Er hatte einem gesagt, daß er dumm sei; das glich jede Erregung in ihm aus. Beide Arme — Professor Dworzak würde sagen, die beiden vorderen Extremitäten, mit besonders ziehender Betonung des *d* — auf die Tischplatte stemmend, maß er mit glücklich blinzelnden Augen, wobei jedes Fältchen seines arg durchpflügten lebernen Gesichtes ins heiterste Lächeln geriet, die ganze Klasse, ließ den Blick mit dem sonnigen Behagen des Siegers auf sein Opfer zurückgleiten und meinte:

„No olso, siehst du, du bist dumm. Scháme dich! Ober ich hob's jo gleich gewußt, daß du dumm bist.“

Und wieder aufpolternd, als schlänge er in ein Blechhäfen: „Sog' nein, wenn's nicht wahr ist!“

Aber der Schüler war gänzlich in sich zusammengebrochen. Das mußte einen Stein erweichen.

„So, setz dich! Und daß ihr mich nicht mehr ärgert! Ich bin fromm wie ein Lamm,“ und nun schwoll seine Stimme wie Donner an, „ober wenn ihr mich reizt, werd' ich wild wie ein brüllender Löwe!“

Es wäre anzunehmen gewesen, daß alles in Anbetracht der fürchterlichen Gefahr, die sich einem durch solche Perspektiven aufstaut, in Angst erstarrte. Dem Armen ist es aber nie anders ergangen wie dem seelensguten, ewig geduldigen Religionsprofessor Jandraschitz, der der Klasse nie den Rücken zeigen oder auch nur die Nase in seinen Taschenkatalog stecken durfte.

Professor Dworzak hatte die Formel noch nicht zu Ende geschrieben, als einer, es war Petermann gewesen, Grunzlaute ausstieß.

Das alte Spiel; nur etwas ärger; und mit brüllender Stimme hinauf zu den Galerien: „Wer hot meine Stimme nochgehmt? — Der soll sich melden!“

Pause.

„Meldet er sich nicht? — Ich wäre nicht so feig; oder ist dos nicht feig?“ Seine Augen suchen Widerspruch.

„Ich froge nochmol: Wer hot meine Stimme nochgehmt? Der soll sich melden, wenn er sich traugt! Do glogen sie jetzt, die dummen Buben. Ist dos nicht feig, Heß? Was sogst du? Hd?“

Petermann! Was versteckst du dich denn! Honzatko, rück weg, der Mensch braucht deinen Rücken! — So. So, Petermann, du lochst jo! So, sog', was gibt es denn do zu lochen? Oh, du Missetäter, dos worst sicher du, der mich nochgehmt hot! Sog' jo, wenn du dich traugt!“ —

Und sich an die andern wendend, wie er es in solchen Fällen gewohnt war, denn er tat sich viel darauf zugute, alles in vorhinein zu wissen: „Paßt auf, jetzt werdet ihr sehen, wie er nein sogt; jetzt wird er gor noch unschuldig

tun und sich entrüsten, daß der Professor so etwas sagen kann. Am Schlusse wor's gor ich! Hohohoho."

Und nun sollte der Beweis der Richtigkeit seiner Rede erbracht werden.

„Also, Petermann, worst du's?"

Professor Dr. Hugo Dworzak neigte seinen Oberkörper vor wie ein zum Stoß ausholender Bulle. Lautlose Stille.

„Sawohl, Herr Professor!"

Der Alte sieht ihn eine Weile an, als verstünde er ihn nicht. Der Mund öffnet sich und redet kein Wort. Wie soll einer auch sprechen, wenn er sprachlos geworden ist! Die ganze Klasse verharrt in schwülem Schweigen. Das ist die Gewitterschwüle vor dem Sturm. Petermann steht steil wie eine Tanne. Professor Dworzak ist noch immer sprachlos. Aber er kann wenigstens wieder denken. Ja, was war denn das nur mit dem Petermann! Das ging ihm ja ganz gegen das schöne Programm! Was wollte denn der Kerl? Er sollte doch leugnen, sollte sich wehren wie ein Berserker. Dann hätte er gerungen mit ihm. Oh, es wäre ein herrlicher Ringkampf geworden! Und er hätte sicher gesiegt; hätte sicher recht behalten. Hernach hätte er die wunderbarste Philippika an ihn, und die Klasse im allgemeinen, gewußt. Aber der junge Fant gestand. Das hob ihn ja pfeilgerade aus dem Sattel!

So mußte er denn unbarmherzig herunter zur Prüfung.

Na, natürlich wußte Petermann nichts! Wie sollte das auch anders sein, hatte er doch den Graubart wild gemacht!

Frage um Frage stellte er; endlos schien seine Geduld.

Bei jedem Versagen begannen seine tausend Fältchen zu lachen. Er weidete sich daran, wie etwa ein Tiger, der sein Opfer in den Pranken hält, sie öffnet und sie immer wieder über dem nach Rettung suchenden Geschöpf zusammenschlägt. Dabei wird er unheimlich ruhig. Nachdem er so viele der verwickeltesten Fragen an den Delinquenten gestellt, daß diesem ganz wirr im Kopfe wird, spricht er in aller Gelassenheit, jedes Wort in die Länge ziehend: „So, setz' dich — fünf!“

Doch Petermann schien gar nicht gewillt, von seinem Platze zu scheiden. „Halt!“ rief Professor Dworzak, vom Kataloge aufsehend; Petermann stand wie eine Mauer. In den Galerien atemlose Spannung. Nun mußte ihre Zeit bald kommen. „So, jetzt sog' mir, host du heute was gekonnt?“

„Nein, Herr Professor.“

Petermanns Augen sahen so treuherzig als er nur konnte. Das war unumgänglich notwendig.

„Richtig! — Gut. Dos ist die erste Froge, die du mir richtig beantwortet host. Hohohoho.“

Das Blechhäfen tönte in den selbstgefälligsten Akkorden.

„So, jetzt sog' mir, worum host du deinen Professor nochgehmt? Sog' mir dos.“

Der Angeredete beugte das Haupt; die Erkenntnis ist zu schwer: „Weil ich ein dummer Kerl bin.“

Da legt es sich wie Sonnenschein um den struppigen Mund des Alten. Und in den höchsten Akkorden:

„Siehst du, du host es errotet! Stimmt!“ — Und sich an die Klasse wendend: „Hob' ich ihm gesagt, daß er ein dummer Junge ist, oder hot er dos selbst gesagt?“

„Selbst, selbst! Er hat es selber gesagt!“ tost, gröhlt,

jauchzt, quietscht, heult und lärmt es nun wirt und ohrenzerreißend von den Galerien herunter. Und wie auf Kommando begannen sie die auf den Fußboden bereitgelegten kantigen Bleistifte mit den Schuhsohlen in Bewegung zu setzen. Heil! Wie das rumpelte und rumortel! Wie das polterte und donnerte, wie fern heraufziehendes Gewitter! Wie Indianer gebärdeten sie sich in den Bänken.

Doch dem Alten gefiel dies Töhlen und Tosen, in welches die angerufene öffentliche Meinung überging, und das er ganz seinem feinen Witz zuschrieb.

Wenn des Alten Gesicht so recht behaglich breit war und der Lärm sich immerhin so weit gelegt hatte, daß man einen Menschen halbwegs verstehen konnte, wandte sich der Professor wieder an den Examinanten: „Sog', host du's jetzt gehöört?“

„Ja, Herr Professor!“

„Hob' ich dich geschimpft?“

„Nein, Herr Professor!“

„Also, was bist du?“

„Ich bin ein dummer Bub!“

„So — gut! Zweite Froge richtig beontwortet. Was willst du für eine Note?“ Und sich sofort wieder an die Klasse wendend: „Soll ich ihm einen Fünfer geben?“

„Nein, nein! Krrrrr! Huhuhu! Nein, nein! r—r—r—r — hohoho! — Er hat ja zwei Fragen gewußt!“ —

Und an den Schüler sich gewandt: „Sog', was verdienst du?“

Mit hohler Stimme aus der tiefsten Tiefe der zermürbten Seele: „Einen Fünfer, Herr Professor!“

„Dritte Froge beontwortet,“ gröhlt das Häfen.



Und sturzhast, mit rollenden Augen: „Bin ich ein guter Mensch?“

„Ja, Herr Professor sind ein edler, guter Mensch!“

„Das will ich glauben!“ Und während er vor Selbstgefälligkeit und Zufriedenheit strahlt, nimmt er den Blei, mit dem er zuvor die riesige Fünf in die Luft geschrieben, und sagt: „So, vier — abtreten!“

Das letzte Wort riesig in die Länge ziehend, weil er dabei in aller Behaglichkeit die Bier in den Katalog zeichnete.

Eine solche oder ähnliche Szene spielte sich jede Stunde ab. Er war nichts wie Liebe und Güte, der alte Graukopf. Und doch konnten sie alle was bei ihm, und was die Hauptsache war, er war den Schülern heller Sonnenschein — und Mensch.

Es ist kein einziger unter den vielen, die durch seine Hand hinaus ins Leben gegangen sind, die ihm nicht ein schönes, unauslöschliches Gedenken bewahrt hätten.

\*

Es war gegen Ende der fünften Klasse, als man den alten, freundlichen Finanzrat Giffingen zu Grabe trug. Wolf Heß schritt mit im Trauerzug und weinte laut, als der Sarg in die Grube sank. Ein väterlicher Freund war ja von ihm gegangen. Der Tod des alten Herrn brachte eine kleine Veränderung in das Leben des Studenten. Die alte Frau wollte nicht allein bleiben und zog zu ihrer verheirateten Tochter in die Residenzstadt.

Direktor Spiegel ließ ihn zu sich in die Kanzlei rufen und versprach ihm einen neuen Freitisch für die Montage. Wolf Heß dankte herzlich und lehnte ab. Er dachte an

die Progrei der Vorks, die ihm jede Speise verbitterte, an die Heuchelei und Schönmacherei bei Freys, denn er hatte längst erkannt, daß sie dem Direktor damit nur die Augen auswischen wollten, um ihren dummen, faulen Sohn vorwärts zu kriegen, und daß er ihnen nichts anderes sei als ein unangenehmes Übel, das man ertragen müsse, bloß des Vorteils willen; er sah die hochnassige Advokatensgattin, die auf der Straße geflissentlich seinen Gruß übersah, die Portionen so klein bemas, daß er jedesmal hungrig von seinem Tischchen ging, und während seiner Anwesenheit stets jenen unwilligen Zug um Mund und Nase trug, als bereite ihr seine Gegenwart Schmerzen.

Wolf hatte lange darüber nachgedacht, was bei ihnen, da sie ja drei Mädchen hatten, der Grund sein könnte; er hat es nie finden können. Die wahre Ursache aber war, daß die Direktorsfamilie und die Bezirkshauptmanns in der Stadt sozusagen die Gesellschaft machten, und es von beiden abhing, ob man in ihren Kreisen Eingang fand oder nicht. Um sie scharte sich die vornehme Welt der Stadt, und da mußte man dabei sein. Aus diesem Grunde hatten sie vor Jahren den Schüßling des Direktors aufgenommen.

All das Bedrückende, Niederschlagende war Wolf Heß in den ersten Jahren weniger aufgefallen. Er, der einfache Landmensch, war ja so unbeholfen gewesen, hatte zu viel mit sich selbst zu tun gehabt, um das zu merken.

Nun aber war ihm alles klar geworden, er durchschaute das Ränkespiel, all die Kleinlichkeiten der Stadtmenschen und fand, daß sie nicht besser wären wie die auf dem Dorfe. Und als ihm die Erkenntnis vollauf

wurde, es war an einem Heimgang vor nahezu einem Jahre, lachte er höhnisch in die Sommernacht. Von dieser Stunde ging er mit einem gewissen Troß in ihre Häuser; doch wie lange, so fiel dieser Troß, der sie verachten lernen ließ, wieder jäh in sich zusammen, einem Gefühl grenzenloser Traurigkeit weichend. Die Mittagstische in diesen Häusern wurden für ihn zu Stunden nicht endender Demütigung; und Wolf Heß litt darunter, wie ein Mensch nur immer leiden kann, der bis ins Innerste frei ist. Wenn er die Schwellen ihrer Häuser betrat, war es ihm, als packte ihn eine Faust im Nacken und drückte ihn zu Boden.

„Gnadenbissen, Gnadenbissen,“ dachte er fortwährend, in dessen er sich zwang, sie hinunterzuwürgen. „Doch nein, nicht einmal Gnadenbissen! Diese Menschen würden dich von ihren Tischen jagen, wollten sie nicht Vorteil daraus ziehen.“

Als läge ein großes Vergehen auf ihm, so schlich er hernach aus ihren Häusern. Erst wenn er wieder unten stand auf der Straße, löste sich der Alp; bis auf jenes dumpfe hartnäckige Magen, das ihn nie verließ.

In jener Zeit war es, daß Wolf Heß, als er rauchend auf der uralten Futterkiste bei seinem Freunde, dem Knecht, saß, sagte: „Du woast nbt, wiar i di um dein Tischploh bei Lorenz Winter beneid!“

Als er an jenem Abend nach der Unterredung mit dem Direktor auf dem Heimweg war, sagte er sich: „Nein, so kann es nimmer weitergehen! Das ertrage ich nicht länger. Ich will es bis zu Beginn der Ferien noch aushalten; die kurze Spanne noch. Dann aber soll's aus sein!

Aus, aus für immer! —

Oh, wie Erlösung fühle ich es jetzt schon!

Und muß ich jeden Tag trockenes Brot essen, ich will es mit Freuden essen! Wie freue ich mich, heuer wieder am Tische Jakob Nihls sitzen zu können. Da ist Biederkeit und Einfachheit — und auch Herz! Der alte Nihl hat mich selbst letzten Sonntag nach dem Kirchgang angerebet: wenn ich heuer auch wolle, es wäre Arbeit genug. — Wie freue ich mich, mit ihnen schaffen zu können! Das soll mich wieder froh machen, froh und frei, frei, frei! —

Und dann beginne ich ein neues Leben! Ich will heute abend, wenn ich heimkomme, mit Großmutter darüber reden; die gibt mir sicher recht.“

Wolf Heß schritt aus, daß der Staub nur so um seine Füße wirbelte.

Abends erzählte er ihr alles, und wie er die lange Zeit durch gelitten habe. Es war das erstemal seit den fünf Jahren, daß er zu ihr klagte.

Großmutter Heß hatte die Hände in den Schoß gelegt und aufmerksam zugehört. Als Wolf zu Ende war, sah sie eine Weile mit mitleidigem Blick auf ihren Jungen, dann sagte sie ernst und bestimmt:

„Darma Woifl! Woarum host d' ma denn dds nödt friaba g'fugt! Liaba a truckas Schtikarl Brot, ols dd Snod' va solchane Leit.“

## XII.

„**K**ommen Sie heute nach Ihren Stunden zu mir,“ sagte die Witwe Bork, die seit vier Monaten ihren Mann verloren hatte, beim Mittagstisch; „ich hätte mit Ihnen zu sprechen.“

Wolf Heß versprach zu kommen und ging.

Den ganzen Nachmittag mußte er denken, was die Frau ihm zu sagen hätte. Es war ihm wohl aufgefallen, über einen Monat ungefähr mochte es her sein, daß sie viel gesprächiger, ja geradezu herzlich zu ihm war; auch gab sie ihm die besten Stücke heraus und lächelte ihn dabei immer so eigen an, daß er den Blick senken mußte. Sie hatte ihn auch gefragt, ob er rauche und ihm schon manches Päckchen Tabak zugesteckt. Wolf dachte: die Frau hat ein gutes Herz; früher war sie nicht so zu mir; so war also der Mann, der dicke Fettwanst, der Geizhals.

In der letzten Zeit war ihm aber doch dieses Lächeln sonderbar vorgekommen, dieses Lächeln, das so ganz anders war wie früher. Es war ihm, als läge etwas Forberndes, Verlangendes darin.

Auf jeden Fall wollte er kommen. Er hatte den Mittagstisch im Borkschen Hause beibehalten, da das proßige Benehmen ja nicht ihm gegenüber als Abwehr zur Schau getragen wurde, sondern eben die Eigenheit dieser Familie war. Er durfte also nicht unhöflich sein. Die ganze Zeit aber konnte er sich eines eigentümlichen Gefühles nicht erwehren.

Nachmittags beim Kaffee wurde er von Frau von Bergh für den morgigen Abend ins Theater eingeladen. Wolf war darüber nicht wenig glücklich. Als er das erstemal mit ihr und ihrem Gemahl in der Loge gefessen und dem Spiel gelauscht hatte, man hatte Shakespeares Othello gegeben, war er so trunken gewesen vor Begeisterung, daß er gar nicht sah und hörte, daß Berghs bereits aufgestanden waren, um zu gehen. Er sah nicht, wie sich unten im Parkett die Stühle leerten, er starrte nur immerfort

auf den Vorhang, als müsse ihm dieser neue, ungeahnte Wunder enthüllen.

Seither luden sie ihn häufig ein, mit ihnen zu kommen.

Wolf schwamm im Glück. Fast hätte er vergessen, zu Witwe Vork zu gehen. Mit einem seltsamen Aufbruch des Blutes stieg er die hölzernen Stufen der alten Wendeltreppe hinauf. Als Wolf in den Salon trat, dessen lichtbraune, breitauslegende Biebermeiermöbel und Bilder in mächtigen goldenen Rahmen den Raum mit einer gutbürgerlichen Behaglichkeit erfüllten, erhob sich die dicke Frau vom Divan und forderte ihn auf, neben ihr Platz zu nehmen. Sie trug ein langes, schlafrockähnliches Kleid aus schwarzer, dünner Halbside, um Nacken und Brust einen Schal geschlungen.

Wolf Heß setzte sich und blieb stumm. Im Raume herrschte jenes angenehme Halbdunkel, das die grellen Farben nimmt und alles in jenes Dämmer verwebt, das so wohlthätig auf die Nerven wirkt. Aus tiefen Schatten leuchtet ein Glas, glänzt die Kante eines Möbelstückes, schimmert das Lichtbündel eines Goldrahmenschranks. Es liegt eine seltsame Nacht in dieser Stunde. Wolf fühlte es mit innerer Erregung. Auch die Witwe schien nicht gleich das Wort zu finden. Dann aber begann sie das Gespräch mit der Bemerkung, es wäre schön von ihm, daß er nicht vergessen hätte zu kommen, dabei legte sie flüchtig ihre warme Hand auf die seine, die ruhig auf seinem Knie lag, und daß sie sich sehr darüber freue, denn seit sie allein wäre, sei ihr oft unsäglich einsam zumute. Der Student schwieg; mit dem sicheren Instinkt des Mannes fühlte er, wo sie hinaus wollte. Einen Augenblick lehnte sich etwas in ihm auf, dann aber war

es der Neugier gewichen, abzuwarten, was dieses Weib in'stande wäre.

Die Kaufmannswitwe erkundigte sich nun mit eigentümlichem Stimklang nach diesem und jenem aus seinem Leben und sagte dann: „Sie haben die Mittagstische bei Frey und Grünstein aufgegeben?“

Wolf nickte.

„Darf ich den Grund wissen?“ forschte Frau Dorf weiter, sich dichter zu ihm setzend.

Wolf Heß sagte ihr in kurzen, klaren Worten. Dabei fühlte er deutlich die Wärme ihres weichen, schwellenden Oberschenkels, der den seinen fast nur wie zufällig, aber beharrlich berührte. Gerade aber dieses anscheinend ungewollte, jedoch so viel Absicht verratende, Verbindung erhaltende Berühren ihrer Körper hatte etwas so eigentümlich Prickelndes, daß Wolf wie gebannt regungslos neben ihr saß mit wildem, zu den Schläfen aufwärts stürmendem Blute.

„Da haben Sie recht!“ hörte er sie durch das Singen seines Blutes sagen. „So garstige Menschen!“ Und sich dichter zu ihm neigend, als ob sie ihn trösten müßte ob des ihm widerfahrenen Unrechtes, wobei ihr ganzer Körper sich eng an den seinen schmiegte, legte sie ihm die Hand auf die Schulter, wieder mit jenem Lächeln, das etwas zu begehren schien, nur diesmal heßter, die Frage an ihn richtend: „Fühlen Sie sich an meinem Tische auch unbehaglich?“

Wolf spürte deutlich den warmen Atem ihres hübschen, frischen Gesichtes, dessen dunkle Augen mit einem heißen Feuer die seinen suchten. Den Kopf hebend und den letzten Damm von Beklemmung brechend, sah er ihr

Kurz und unruhig in die Augen und verneinte mit einem gezwungenen Lächeln

„Ja, Sie Armer!“ rief sie und tat dabei so aufgeregt, als wisse sie nicht, daß sich ihr voller Arm um seine Schultern lege, „da haben Sie ja jetzt dreimal die Woche keinen Mittagstisch!“

Wolf spürte ihre volle, üppige Brust an seinem Arm. Er saß unbeweglich; aber seine Sinne waren in mächtigem Aufruhr. Das alte, gesunde, starke Bauernblut war in ihm lebendig geworden, und sein Kochen ließ ihn für einen Augenblick Frau von Bergh vergessen und seine große, schöne, reine Liebe. Dem Druck nicht nur standhaltend, sondern ihn fest erwidern, nickte er nur zu ihrer Frage.

Die Witwe verweilte ein paar Augenblicke dicht gedrängt an dem Studenten, als lauere sie, was er tun würde, dann, als sie seinen Druck verspürte, sagte sie: „Ich finde es so heiß herinnen. Das Mädchen hat wieder einmal närrisch den Ofen überladen,“ und riß den Schäl mit einem Ruck herunter.

Wolf Heß zuckte leise zusammen; er traute seinen Augen nicht. Aus tiefster Entblöpfung leuchtete ihm das Weiß ihrer schamlos zur Schau gestellten üppigen Brüste entgegen. Tiefe Schatten lagen im dämmerigen Raume; es war mollig warm; die Funken knisterten im Kamin. Wolf Heß stieg mit einem Male das Blut in den Kopf; in seinen Ohren sauste es, als brause der Schneesturm über die Felder. Alles in ihm war Kampf, war Loben. Rote Lichter stiegen vor ihm auf, die das Dämmer des Raumes noch dunkler, die das Weiß der wogenden Brüste noch weißer machten. Und er wollte sie eben an sich



reißen, um seinen Kopf in ihren vollen Busen zu drücken, als die Worte mit gierig keuchendem Klange an sein Ohr drangen:

„Sie können all Ihrer Not ein Ende machen, lieber Herr Heß, wenn Sie wollen!“ Dieses häßliche Keuchen erweckte ihn. Und mit einem Male stand die hohe, herrliche Gestalt der geliebten Frau vor ihm in der edeln, schlanken Reinheit ihres Leibes, er sah deutlich den innig liebenden Blick ihres schönen Kopfes, und es war ihm, als ob ihre Augen mit leisem Vorwurf auf ihn gerichtet wären. Da verspürte er einen tiefen, widerlichen Ekel; es war ihm, als hätte er eine plöbliche Übelkeit im Magen, und etwas in seinem Innern schrie: Verkauf' dich nicht, verkauf' dich nicht um ein Mittagessen an das schamlose Weib!

Mit einem Ruck befreite er sich aus ihrer Umarmung, und mit bebender, empörter Stimme, in die auf einmal die unter einem Glassturz stehende kostbar gebaute Empireuhr ihren lauten Takt schlug, schleuderte er ihr entgegen: „Sie irren sich, Frau Vork! Ich bin ein armer Mensch, aber ich verkaufe mich nicht um sieben Mittagstische!“

Ehe Frau Vork sich so weit erholte, um Worte zu finden, war Wolf Heß hinaus und die Stiegen hinunter.

Wie erstarrt saß die Frau auf dem Divan. Unerbittlich takte die Uhr an ihr Ohr, und sie empfand das Takteln wie Hohn. Erst eine geraume Weile, nachdem seine Schritte auf der Treppe verklungen, fand sie ihre Beherrschung wieder.

„So ein unverschämter Mensch!“ plägte sie dann in ihrer Erregung los, „ja, was dachte der denn eigentlich?“

Was glaubte der denn eigentlich?! Für wen hielt mich denn der?! Solches Gefindel ist wirklich nicht wert —“ doch mit traurigem Kopfschütteln unterbrach sie jäh den Satz. Nein, nein, sie wollte den schmucken Jungen nicht beschimpfen, sie wollte sich nichts vormachen, sich nicht selbst betören! Ihr gesunder Leib hatte nach seiner Jugend geschrien, und er hatte sie nicht gemocht! Er war von ihr gegangen, und sie war allein, beschämt, verlassen, verschmäht. Sie war wohl zu weit gegangen, war zu rasch gewesen, hatte ihn wohl erschreckt und ihn nun verloren, für immer verloren. Und mit einem Male überfiel das gesunde, starke Weib ein Weinkrampf, daß es ihren ganzen Körper schüttelte.

Wolf Heß stampfte draußen auf der Landstraße durch den hohen Schnee. Unaufhörlich fielen dicke Flocken auf ihn. Hut und Schultern waren ganz weiß, ebenso die Brust bis hinunter zu den Knien. Eisig kalt war die Nacht, und pfeifend schlug ihm der Wind die scharfen Flocken ins Gesicht; doch er spürte es nicht, seine Erregung war zu groß. Ein tiefes Glücksgefühl durchrieselte ihn immer wieder. Fort und fort hörte er die Worte des greisen Professor Bachinger: Bleiben Sie sich selber treu! Und immer wieder war es ihm, als ob eine ungemein zarte Hand liebevoll über seine Wange strich. —

Und er jauchzte hinaus in den eisigen Sturm und das tolle Schneetreiben: „Ja, ich bin mir treu geblieben! Ich habe mich nicht verkauft, verkauft! Nein, nicht verkauft!“ Plätschend trieb ihm der Sturm eine dicke Schneeflocke auf die Wange. „Ich nehm' es als einen Kuß von dir, du hohe, herrliche Frau!“ rief er, sich stadtwärts wendend und mit der Hand winkend. Dann

stapfte er weiter. Der Sturm sprang wie verrückt um ihn und schlug ihm seine nassen Pranken ins Gesicht. —

Es kamen harte Zeiten für Wolf Heß. Er hat Hunger und Kälte kennengelernt. Besonders den Hunger. Er hat jahrelang, mit Ausnahme der beiden Freitische bei seinen Lehrern, kein warmes Mittagessen in seinen Magen bekommen. Wie zwei Lichtinseln waren diese Tage in dem Meer seines Elends, seiner Dürftigkeit. Aber er war nicht unzufrieden; er hat nie gemurmelt. Und hat auch nie davon ein Wort zu Frau von Bergh gesagt.

Wenn seine Mitschüler aus der Klasse stürmten und zu ihren vollen Tischen eilten, holte er sein Brot hervor, bestrich es mit Schmalz oder aß ein Stück Speck dazu. Bedachtsam schnitt er Stück um Stück vom Brote, recht klein, damit er die Freude des Essens länger empfände. Eine Weile war der Hunger zufrieden, dann aber begann er zu nagen und seine spitzen Krallen in die Innenseite des Magens zu schlagen. Was war das bißchen Essen für einen Körper, der von sechs Uhr früh bis vier Uhr nachmittags nichts Warmes bekam; noch dazu nach stundenlangem Marsche! Angstlich blieb er über die Mittagspause in der Klasse. Er war einmal, nachdem er sein Brot verzehrt hatte, durch die Gassen gegangen und an einem Gasthose vorbeigekommen, hinter dessen Fenstern Leute aßen. Ein verlockender Duft von Speisen war ihm plötzlich in die Nase gestiegen und hatte sein Hungergefühl so aufgepeitscht, daß ihm sehr übel geworden war.

Wie freute er sich in jenen Jahren auf das Abendbrot!

Oh, Großmutter war gut, die kannte seinen ausgehungerten Magen! Ganze Berge rauchender Kartoffeln,

ganze Schüsseln Kraut oder Kohl verschlang er. Barbara Heß saß daneben und freute sich.

Nun kam er vor Mitternacht nie ins Bett. Die Oberklassen des Gymnasiums stellten ernste Anforderungen an die Schüler, besonders an ihn, den Klassenersten! Dazu kam, daß er sich vor halb neun nie zur Arbeit setzen konnte.

Stunde um Stunde brütete er über den Büchern, übersetzte griechische und lateinische Texte, memorierte Geschichte, saß über den Atlas gebeugt und zermarterte sich immer wieder aufs neue den Kopf, bis er die schweren physikalischen Gesetze und deren Berechnung verstand.

Großmutter lag längst im Bette, das Auge unverwandt auf ihren Enkelsohn gerichtet — Stundenlang. Sie konnte nicht einschlafen. Nicht, daß sie seine Studierlampe daran gehindert hätte, aber sie hätte es nicht über sich gebracht, zu schlafen, wenn ihr Liebstes, Einziges wachte und sich mühte. Und weil sie ihm bei seinen schweren Arbeiten nicht helfen konnte, so wachte sie mit ihm.

Manchmal drehte sich Wolf nach ihr um, da schloß sie dann rasch die Augen und stellte sich schlafend. Es kam häufig vor, daß er mit leisen Zehen zu ihrem Bette geschlichen kam und lange Zeit wie versonnen in ihre lieben Züge blickte. Es war dann herzlich schwer für Großmutter, nicht aus der Rolle zu fallen.

Setzte er sich sichtlich erleichtert wieder an den alten morschen Tisch, den sie schon von ihrer Mutter übernommen hatte, faltete sie leise die Hände und betete für ihn. Kein Laut durchbrach die Totenstille der Stube, kein Ton drang von der Straße herein. Längst lag das Dorf im tiefen Schlaf.

Es war in den ersten Tagen des Monates März, als Großmutter Heß abends zu ihrem Enkel über Schüttelfrost klagte. Sie legte sich zeitlich nieder, aber es fror sie auch im Bette. Wolf war immer auf dem Weg zwischen Studiertisch, Ofen und Bett; so oft er der Alten ein warmes Tuch brachte, lächelte sie ihn an; so war es etwas besser.

Als er am nächsten Morgen zur Schule ging, bat er sie, liegen zu bleiben, fütterte die Geißen, molk sie und machte sich auf den Weg, nachdem er einen Sprung zur Nachbarin gemacht und sie gebeten hatte, mittags nach der Kranken zu sehen. Als er schon vor der Türe war, kam er nochmals zurück und trug ihr heilig auf, liegen zu bleiben.

Es war das erstemal die ganzen sechs Jahre, daß Wolf Heß nicht mit allen seinen Gedanken beim Unterrichte war. Fortwährend eilten sie in das kleine, stille Haus draußen im Dorfe. Und immer wieder beschlich ihn eine leise Unruhe und merkwürdige Bangnis. Er konnte nicht erwarten, bis es zwölf Uhr war. Dem Direktor fiel seine Unruhe bei Tisch auf.

„Was ist Ihnen, Heß?“ wandte er sich mit herzlichster Anteilnahme an ihn.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, aber meine Großmutter ist krank und liegt allein zu Hause.“

Direktor Spiegel und seine Frau zeigten sich sehr besorgt und baten ihn, sich nur gleich auf den Heimweg zu machen.

Er war noch keine Viertelstunde gegangen, als ihn Klaus Löffler einholte, der in der Stadt verschiedene Eisenbestandteile gekauft hatte. Wolf Heß saß auf, und

Klaus Löffler trieb die Pferde, daß der Schnee unter ihren Hufen flog. Noch während der Fahrt sprang Wolf ab und lief die Dorfstraße hinauf. Eine unbegreifliche Angst jagte ihn. Als er nach Hause kam, lag Großmutter auf der Erde und redete irr. Sinnlose Worte waren es vom Lernen und Nichtsterbenkönnen, weil eine Krone abginge. Wolf krampfte sich das Herz zusammen, als er das alte Mütterchen so hilflos am Boden liegend fand, die zerzausten, schneeweißen Flechten im Staube. Er kniete vor ihr nieder und rief sie. Sie sah ihn mit starren Augen an und kannte ihn nicht.

„Jou, oba dd Goaß! Bluatigi Mülli; jo, dd gonzi Mülli bluati!“ Ihn beim Arm packend und rüttelnd: „Hörst, bluati, bluati!“ Angstlich barg sie den Kopf an seiner Schulter.

Wolf flossen die Tränen über die Augen, als er das arme, liebe Weiblein wie ein Häuflein Elend ins Bett trug. Er zog ihr die Schuhe aus und legte auch seine Tuchent auf ihr Bett.

Für eine Weile lag sie still, ihre Augen bekamen etwas Lauerndes, dann schrie sie auf: „Duart, duart hengt s! Siagst d' as? Duart, duart om Bam!“ Dann mit leiserer Stimme: „Siacht 's nôt, siacht 's nôt; wia ma dds nôt seg'n ko!“ Wieder laut und schreiend: „Weard'ts ausloss'n! Löst 's 'hn aus! Dear hot's nôt datränk! Dds is jou mei Woifl!“

Wild um sich schlagend, als würde sie raufen: „Ausloss'n! Dds is mei Woifl! Den tuast d' ma nôt fuart! Hundschondarm, vafluachta! Ausloss'n, ausloss'n, sog' i!“ —

Wolf mußte sie krampfhaft niederhalten. Seine

Schläfen tobten, als wollten sie springen. Die Zähne schlug er in die Lippen, daß das Blut hervorquoll. Es war ein grenzenloser Jammer! Da begann die Fiebernde wieder zu sprechen, flüsternd, hastig: „Is a fuart? Is a fuart?“

„Jou, Groußmuadda, a is schou fuart!“

„Wos sogst d'? Fuart?“ Lauernnd legte sie den Kopf in die Seite.

„Jou, Groußmuadda!“

„Groußmuadda? — Bear bist d' d'nn?“ Fremd und starr richtete sie die Augen auf ihn.

„Groußmuadda, jou, kennst d' mi nôt? I bi da Wolf! Da Wolf bin i!“ Und ganz gleichgültig und tonlos plötzlich: „Ja, du bist da Wolf? No jou. Is recht, daß d' do bist.“

Die Kranke wurde immer stiller und ruhiger und schien dann eingeschlafen. Es mußte eigentlich mehr ein Zustand hoher Ermattung und Bewußtlosigkeit sein, denn sie scharrte und krampfte fortwährend mit den Fingern in der Luchent. Wolf lief rasch ins Nachbarhaus und bat die Frau, herüberzukommen und bei der Kranken zu bleiben, bis er vom Doktor zurück wäre. Die Frau war sofort, mit der Bereitwilligkeit, die Dorfleute eigen ist, einverstanden, und so stürmte er die Straße hinunter, das Dorf hinaus, den Föhrenwald hindurch und hinüber in den Marktflecken, der in der Nähe des Waldes lag, dreiviertel Stunden von der Straße weg, die Wolf täglich zu gehen hatte.

Der Doktor ließ sofort einspannen, besorgte die nötige Medizin und fuhr mit ihm hinaus ins Dorf.

Sie fanden die Kranke schweißübergossen, fahl und

todesmatt. Sie hatte die Augen offen und erkannte Wolf sofort. Ein müdes, schwaches Lächeln kam in ihre wächsernen Züge. Wolf eilte auf sie zu und streichelte über ihre Wange. Der Arzt trat ans Lager, richtete eine freundliche Frage über ihr Befinden an die Greisin und nahm die Untersuchung vor. Sein Gesicht wurde immer ernster.

„Wie alt ist die Frau?“ fragte er, sich halb nach Wolf drehend.

„Sechzig Jahre war sie kürzlich, Herr Doktor.“ Der schüttelte den Kopf und untersuchte weiter. Sich aufrichtend, meinte er: „Die Frau hat kerngesunde Organe, das ist ein Glück!“ Und dann Wolf mit in die Küche nehmend: „Es steht sehr schlecht; ich muß Ihnen das sagen. Die arme Frau hat sich furchtbar verköhlt und hat nun eine höchst gefährliche Entzündung; dazu das hohe Fieber: 41 Grad.“ Mit einer drehenden Handbewegung: „Wir müssen auf ihre wunderbar gesunden Organe vertrauen; nur die können ihr helfen.“

Wolf war es, als ob sein Leben zu Ende ginge, es schien ihm plötzlich, als ob alles in ihm kalt und tot würde. Der Arzt fuhr fort: „Bewachen Sie sie genau; Sie müssen natürlich von der Schule zu Hause bleiben. Geben Sie ihr die Medizin, so wie ich sagte, machen Sie die Eisbeutelumschläge — alles andere steht in Gottes Hand.“ Hierauf verabschiedete er sich mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen.

Mit wankenden Schritten trat Wolf an das Lager seiner Großmutter. Er dankte der Frau und sagte ihr, daß sie gehen könne. Nun war er allein mit der Todkranken. Er setzte sich dicht an ihr Bett und sah immer-



fort in ihre bleichen, matten Züge. Sie hatte die Augen geschlossen. So verging Viertelstunde um Viertelstunde; eine regungslose Starre schien über beide gekommen. Nur seine Gedanken waren nicht ruhig.

Was hatte der Doktor gesagt? Keine menschliche Hilfe? Großmutter kämpft mit dem Tode! Drei Tage mußte sie kämpfen. Wenn sie die dritte Nacht überlebt, hat sie gesiegt. Den Tod besiegt, den Tod ...

Großmutter, du darfst nicht sterben, hörst du! Hörst du, Großmutter! Du darfst nicht! Du bist mein Einziges auf der Welt! Vater, Mutter, ich habe sie beide nicht gekannt; beide sind sie von mir gegangen.

Nun willst auch du gehn, Großmutter? ...

Nein, nein, du gehst nicht! Du darfst nicht! Hörst du, Großmutter, du darfst nicht! Du mußt bei mir bleiben! Halt aus, Großmutter, halt aus! Drei Tage! ...

Hund, verfluchter, ich hau dir die Schädelfrage ein! Stehst du etwa schon an ihrem Bett? Er springt auf, schlägt wie wütend mit den Fäusten durch die Luft. — Dann sich über die Ermattete neigend: Gott, wie totenbleich das Gesicht ist! ... Es kann doch noch nicht zu Ende gehen!? Oder ist es schon zu Ende? — Sich entsetzt über die regungslos Daliegende beugend: Gott sei Dank, sie atmet! Großmutter atmet! ... Ja, schlaf, Großmutter; stärke dich im Schlaf ... Du darfst ihm nicht Gewalt geben über dich! Du darfst nicht! ... Du großer Gott da oben, zu dem ich bete, den ich mir in heißen Stürmen erkämpft, du Gott des Lichts, du Gott der Schönheit, du ewige, weltumspannende Macht — hilf, hilf!! — Es geht um mein Leuerstes, hörst du!

Schlag dem tückischen Gefellen die hohle Hirnschale ein, wenn du nicht willst, daß ich auch dich hasse, mich von dir wende ... Doch nein, nein, nein; es ist ja nicht möglich, es kann nicht sein! Und ruhiger werdend: Was rede ich da. Was sagte der Arzt? Großmutter's Organe sind stahlgesund ... Dann wird sie es auch aushalten.

Großmutter hat schon schwere Dinge in ihrem Leben überstanden. Sie wird auch das zwingen. Ja, ganz bestimmt. Tiefe Dämmerung kriecht in die Stube. An der Hofthür kratzt die schecklige Katze; er steht leise auf und läßt das Tier herein. Mit vorsichtigen Pfoten kommt es zum Bett und schnurrt.

Die Kranke schlägt die Augen auf.

Wolf beugt sich zu ihr: „Groußmuadda?“

Sie sieht ihn mit fragenden Blicken an.

„Is da hiagt beffa, Groußmuadda?“

Sie nickte mit schwachem, müdem Lächeln.

„Hoft g'schlofa! Gdi, dds is guat?“ Er redete auf sie ein, so begütigend in Wort und Miene, wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Alle Sorge ist vergessen, seit die guten Augen auf ihn blicken.

„Gdi, Groußmuadda, und hiagt nemma a Medizin? Daß d' hold g'sund wiarst, gdi?“ Und nickte ihr mit frohen Augen zu.

Die liebe Greis'n lächelte wieder und versucht sich aufzurichten.

„Bleib nuar lieg'n! Ndt onschtrenga, Groußmuadda! I hülf da schou auf!“

Es wird Abend und es kommt die Nacht. Eine lange, nicht endenwollende Nacht! Und Wolf sitzt am Bette der in wilden Fieberphantasien mit dem Tode Ringenden.

Die Arme schreit, tobt, weint, lacht. All das Wechselnde, vom gepeinigten Schmerz bis zum läppischen, kindlichen Lächeln, ist so grauig, schaurig, daß Wolf sich einigemal scheu in der düster durchleuchteten Stube umsieht. Aus dem dunkeln Ofenloch phosphoreszieren zwei funkelnde Lichter.

Alle Abschnitte des Lebens kommen ihr in den Sinn, alle Gestalten, die in ihren einfachen Weg traten. Dann tut sie kindisch und will ihr weißes Kleid von der Mutter. Sie will das weiße Kleid, und sie will es! Dann duckt sie sich zusammen, als wollte sie sich verstecken, flüsternd und gurgelnd, so daß Wolf kein Wort verstehen kann.

Ein tiefes, brennendes Weh hat sich um die ganze Seele des einsamen Studenten gelegt. Wie leid ihm die arme Großmutter in ihrer Hilflosigkeit tut! Dazu die fürchterliche, peinigende Gewißheit: Der Tod steht bei ihr. Herr im Himmel, laß sie nicht unterliegen! redet er vor sich hin. Laß sie mir! Erhalte sie mir am Leben! ... Du weißt, sie ist mein Einziges; ich habe nur sie. Laß uns noch ein Stück Weg zusammen gehen! Nein, nein, ich darf es nicht ausdenken, daß sie da unten in der Grube läge und ich nie mehr das gute Gesicht sähe. Was soll hernach mit mir werden? Einsam, einsam ... Rings um mich fremde Menschen ... Ach, es sind ja doch alles fremde Menschen, wenn Großmutter nimmer ist.

Warum muß das gerade über uns kommen? Warum, warum, warum? — —

Haben wir noch immer nicht genug mitgemacht?

Sind wir noch immer nicht arm genug? ... Doch wer ist diesem Scheusal zu arm? ... Der holt sich ja sogar

das Kind aus dem Mutterleib der verlausten Zigeunerin, die nichts hat wie ihren Straßengraben! ...

Wie fürchterlich still es in der Stube ist! So unheimlich still! Totenstill ... Wo kommt nur diese Stille her? ... Unwillkürlich sieht er sich im Raume um. Unheimlicher als früher starren die zwei funkelnden Lichter aus dem finsternen Ofenloch auf ihn. Auffahrend: Verdammtes Teufelsvieh, du sollst mich nicht erschrecken! Zum Teufel will ich dich jagen! Sich aber anders besinnend und wieder sagend: Nein, nein, bleib nur hinten, du bist ja doch nur ein Vieh, bist was Lebendiges, und alles Lebendige tut mir so not, ja so not. Sein irrender Blick fällt aufs Fenster: Wie die Nacht mit toten, hohlen Augen hereingloht, ganz tot. Wie scheußlich das ist! Ich bin doch nicht feig sonst, aber das vertrag ich nicht, das halt ich nicht aus. Zum Fürchten ist das. Ich will rasch hin und den Vorhang vorziehen. Erleichtert zum Bett zurückkehrend: So, jetzt gloh, jetzt gloh herein, du blöde Nacht; jetzt gaff dir die hohlen Augen aus! Das Kältegefühl verläßt seinen Rücken. Erleichtert beugt er sich über die Regungslose. Gott sei Dank! Großmutter schläft. Ich spüre deutlich ihren Atem ... Aber diese Stille, diese unheimliche Stille! Wo kommt denn nur diese Totenstille her! Liegen wir denn in der Totenkammer, sind wir denn gestorben? Aber ich höre ja mein Herz! Ja, das Pochen und Schlagen ist mein Herz. Oder hämmert man den Sarg zu? Du Narr, du Narr du, willst du verrückt werden? Greif doch auf die Brust. Ja, Gott sei Dank, ich spür's, es ist das Herz! Ja, es ist das Herz, was ich da klopfen höre ... Was — was aber ist das? Ich höre ein leises, feines Klingen

in der Luft ... Soll das etwa vom Wezen einer Sense kommen!? — Er lauscht mit angehaltenem Atem; die Pulse seiner Schläfen hämmern zum Springen ... Immer noch der Klang! Der furchtbare Klang! ... Brauchst du die Sense so scharf! Hast du so viel gemäht, du Nimmersatt? ... Hör auf zu dengeln, sag ich dir! ... Oder gilt das auch mir? Näh zu! Wenn du mir die nimmst, kannst du auch mich treffen!

Wolf ist aufgestanden und hat sich mit seinem ganzen Oberkörper über die Kranke gebeugt; es ist, als ob der sie schützen wollte. Da plötzlich durchdämmert es ihn. Er geht zur alten Schwarzwälderuhr und zieht sie auf. Schnarrend kreischen ihre Räder, steigen ihre Gewichte. Das gleichmäßige Getick der Uhr fällt nun die Stube. Es wird ihm förmlich wohl und leicht, als er das gleichmäßige Geräusch hört. Mit einem frohen Ausdruck im Gesicht reibt er sich lebhaft die Hände.

Er horcht. — Hab' ich dich jetzt vertrieben, du schleicher Gesell!? ... Wie neues Leben durchpocht es die Stube ... Herrgott, gib auch der da neues Leben, wie ich es der Uhr gab! Es fällt dir nicht schwerer als mir ... Leg ihr die Hand auf die Stirne, und sie ist gerettet ... Willst du noch mehr Leid von mir? Hab' ich zu wenig gehungert, zu wenig gefroren? Hab' ich zu viel schöne Stunden gehabt? ... Ja, ich hab' zu viel gehabt an reichen, schönen Stunden! Es ist wahr. Nimm sie, nimm sie mir alle! Lösche sie durch dreifaches, hundertfaches Leid aus, nur laß mir die Großmutter! ... Du machst mich sonst irr. Ich müßte dich sonst hassen, müßte dich lassen! Doch, nein, nein! Was rede ich! Du hilfst, du wirst sicher helfen! ... Ich habe mich von

den andern und dir getrennt und habe dich wieder gefunden in heißen, schweren Kämpfen. Nur größer, viel, viel größer, leuchtender ... Weshalb ließeſt du mich zu dir finden, wenn du mich nun wieder hinausstoßen willſt?

So redet Wolf Heß mit ſeinem Gott. —

Als der Morgen zu grauen begann und mattes Licht durch die Vorhänge dämmerte, zog er ſie zurück und löſchte die Lampe aus. Es war, als ob die Todkranke das neue ſpärliche Tageslicht fühlte; ſie ſchlug die Augen auf und war wieder klar bei Sinnen. Gegen die Frühe zu kam die Nachbarin, erkundigte ſich nach der Kranken und moki die Geißen. Nach dem Eſſen wollte ſie wiederkommen. Kurze Zeit darauf trat Martin Edns in die Stube. Mit tiefem Ernſt hörte er Wolfs Mitteilungen an, ihn ergriffen in ſeine Arme ſchließend. Lange verblieb der Schulmeiſter, Wolf Heß' Hand unverwandt in der ſeinen haltend.

Mittags kam Frau Edns, brachte eine gute, nahrhafte Suppe für die Kranke und ein ausgiebiges Mittaggeſſen für den Enkelſohn. Sie ließ es ſich nicht nehmen, bei der Kranken zu bleiben und drängte Wolf ſo lange, bis er ſich hinlegte, um ſich auszuruhen. Er ſchlieff denn auch bald in vollen Zügen.

Nach der Pauſe trat der greiße Seelſorger in die Stube, tröſtete die Kranke, redete ihr Mut zu und ſagte ihr, daß er es ſich nicht hätte verwehren können, ſeine brave Kirchengängerin zu beſuchen. Bald nach ihm erſchien der Arzt. Er redete eine Weile mit Wolf und ging.

Draußen ſenkte ſich der Abend herab; Wolf Heß ſaß wieder am Bett, Stunde um Stunde.

Kurze Zeit nach dem Gebetläuten kam Karl Schnellinger, so leis es ihm mit seinen schweren Stiefeln möglich war; in die Stube. Bald darauf fanden sich auch Jochen Nihl und Klaus Löffler ein. Da saßen sie nun alle um das Bett, die Hüte in den Händen und redeten kein Wort. Immer nur sahen sie in das totenfahle Gesicht der alten Barbara Heß, die ihnen einst so viele Geschichten erzählt hatte, als sie noch kleine Buben gewesen waren. Dort auf der Ofenbank war sie gefessen, und nun lag sie im Bett und mußte die stärkste Arbeit machen: mit dem Tode kämpfen.

Später kamen wieder die Phantasien; ärger als gestern; es war fürchterlich. Karl Schnellinger wollte mit seinem Freunde am Bette wachen. Er aber sagte ihnen, sie möchten heimgen. Da standen sie auf und schlichen mit gesenkten Köpfen durch die Tür. —

Und es kam die dritte Nacht. Am Nachmittag war der Doktor wieder dagewesen. Beim Fortgehen hatte er gesagt: „Nun gilt's. Gott steh' ihr bei! Wenn sie diese Nacht überlebt, ist sie gerettet!“

Wolf saß am Lager und starrte vor sich hin. Den ganzen Abend war die Schwerkranke ruhlos. Fortwährend arbeitete sie mit den Händen, fortwährend zischte und tuschelte ihr Mund.

Wolf ließ keinen Blick von ihr. Er dachte nur immer: nun gilt's. Sonst dachte er nichts. Unbeweglich starrte er in ihre Züge.

Und dann kam es. Wie eine Rasende rang sie mit dem Tode. Die Fäuste schlug sie ihm in die hohlen Augenhöhlen, immer wieder entwand sie den Körper seinen Griffen. Stundenlang kämpfte sie so mit ihm.

Immer wieder schlich er sich an sie heran, wollte er sie an sich reißen, immer wieder entrang sie sich seinen Knochenarmen.

Wolf stand über sie gebeugt und blutete aus tausend Wunden. Ein tiefer, wühlender Schmerz war in ihm, so arg, daß er nach und nach förmlich das Bewußtsein für ihn verlor. Nur seine Augen sahen noch, seine Ohren hörten noch, seine Hände halfen noch — alles andere war starr, starr, totenstarr.

Plötzlich schlug die Uhr —: Fünf.

Wolf hörte die Schläge erst, als sie längst verklungen waren.

Fünf, fünf, ging es in seinem ausgehöhlten Kopfe. Eine Stunde mehr auf Morgen! Eine Stunde! Eine Stunde! Großmutter! ... Er kam nicht zu Ende. Die Greisin schrie auf, daß er bis ins Mark erstarrte. Tot hingen ihm die Arme vom Leibe. Er konnte sie nicht heben. Er hatte ja überhaupt keine Arme mehr! Er konnte sich auch nicht rühren.

Da erstarb das Schreien; der Körper, in dem noch jede Faser in Aufruhr lag, war platt.

Einen Augenblick stierte Wolf Heß die Regungslose an, dann ging es wie ein Schlag durch ihn: tot! aus, aus!

Er stürzte sich über sie und horchte. Hatte er den hellen Wahnsinn im Schädel? Die Tote da atmete ja! Schwach, schwach, aber er verspürte es doch deutlich. Er griff sich an den Kopf, starrte sie an, beugte sich wieder über sie. Ja, sie atmete, atmete!

War er denn nur verbert!? Er hatte sie doch zuvor sterben sehen!? Mit Wucht schlug er seine Faust auf die



Bettkante. Schneidender Schmerz durchzuckte die Hand. Wolf sah die Hand an; sah, wie sich die weiße Stelle mit rosigem Blute füllte. Er spürte es, er fühlte den Schmerz. So mußte er doch bei Sinnen sein! Dann mußte aber auch —. Er wagte es nicht auszuwenden; er riß die Tuchent weg und legte seine Hand in die Herzgrube. Deutlich verspürte er leise Schläge.

Durch die Fenster sah der blasse Morgenschein. Da sprang Wolf Heß auf, warf die Arme in die Luft und wollte schreien, stürzte zur Thür, riß sie hastig aus dem Schlosse, stürmte in den dichtbeschnittenen Obstgarten hinaus und rüttelte an den Bäumen, daß sie knackten und ganze Berge Schnee auf ihn fielen; lief wieder hinunter, in den Schuppen, und schlug die Art in den Holzstoß, daß sie bis an das Gehäuse darin versank.

Eine Freude hatte ihn gepackt, die ihn beinahe närrisch machte. Am ganzen Leibe durchrüttelt vor Glück und Entspannung eilte er zur Geretteten zurück.

Als die Nachbarin eine Stunde später mit Frau Löns in die Stube trat, fanden sie Wolf Heß über der Großmutter liegend, beide mit tiefen Zügen ruhig atmend.

\*

Als der Mai kam, das junge Gras leuchtete und all die lieblichen Frühlingsblumen blühten, konnte Großmutter nimmer im Bette liegen. Zu mächtig zog sie der Frühling mit seinem Vogelgezirp in die Sonne.

Wolf Heß atmete erldst auf, als die noch ein wenig schwache Greisin das erstemal in den Garten ging. Bei jedem Strauche, jedem Baume blieb sie stehen, besah Knospen und Blätter und hatte kindliche Freude daran.

Zu jedem Blümchen beugte sie sich nieder, jeden Vogel wollte sie in ihre müden Hände nehmen und streicheln.

Wie ein Alp fiel es von Wolfs Brust. Es waren harte Monate gewesen; Monate drückender, bleierner Sorgen. Großmutter zu Hause krank, allein, ohne Verdienst, und er selbst außerstande, den ganzen Haushalt für sie beide zu bestreiten, wollte er nicht die Schule arg vernachlässigen. Da war es denn wie eine Erlösung gewesen, daß die beiden lieben Lehrersleute ihm so edelmütig unter die Arme gegriffen und für die gänzliche Verpflegung der Kranken gesorgt hatten. Und auch er hatte jedesmal einen reichlichen Abendisch gefunden, wenn er nach seiner Tagesarbeit in die Stube getreten war. Aber es war da noch immer eine Menge von Dingen gewesen, für die er hatte aufkommen müssen: Kleie für die Geißen, Futter für die Hühner, Medikamente, die der Arzt verschrieb, ferner die Visiten und was es sonst an Kleinigkeiten im Haushalte gibt.

Wolf hatte mehr Stunden gegeben und war für alles aufgekommen. Der Kranken hatte er kein Wort davon gesagt. Ebenso mußte er den fürsorglichen Fragen Frau von Berghs so geschickt auszuweichen, daß diese keine Ahnung von der drückenden Bürde hatte, die auf ihm lastete. Es wäre ihm unmöglich gewesen, von der geliebten Frau Geld anzunehmen.

Als die Alte wieder das erstemal bei der Maschine saß, meinte sie zu Wolf: „Hiagt muaß i wohl 's Radl fest renna loss'n, daß ma wieda auf Gleich kemman.“

Der tat gleichgültig, er nickte nur. Beugte sich gelegentlich über das Reißbrett und zog mit spitzem Blei eine Punktlinie an dem Dreieck in die Konstruktion.

fort in ihre bleichen, matten Züge. Sie hatte die Augen geschlossen. So verging Viertelstunde um Viertelstunde; eine regungslose Starre schien über beide gekommen. Nur seine Gedanken waren nicht ruhig.

Was hatte der Doktor gesagt? Keine menschliche Hilfe? Großmutter kämpft mit dem Tode! Drei Tage mußte sie kämpfen. Wenn sie die dritte Nacht überlebt, hat sie gesiegt. Den Tod besiegt, den Tod ...

Großmutter, du darfst nicht sterben, hörst du! Hörst du, Großmutter! Du darfst nicht! Du bist mein Einziges auf der Welt! Vater, Mutter, ich habe sie beide nicht gekannt; beide sind sie von mir gegangen.

Nun willst auch du gehn, Großmutter? ...

Nein, nein, du gehst nicht! Du darfst nicht! Hörst du, Großmutter, du darfst nicht! Du mußt bei mir bleiben! Halt aus, Großmutter, halt aus! Drei Tage! ...

Hund, verfluchter, ich hau dir die Schädelfrage ein! Stehst du etwa schon an ihrem Bett? Er springt auf, schlägt wie wütend mit den Fäusten durch die Luft. — Dann sich über die Ermattete neigend: Gott, wie totenbleich das Gesicht ist! ... Es kann doch noch nicht zu Ende gehen!? Oder ist es schon zu Ende? — Sich entsetzt über die regungslos Daliegende beugend: Gott sei Dank, sie atmet! Großmutter atmet! ... Ja, schlaf, Großmutter; stärke dich im Schlaf ... Du darfst ihm nicht Gewalt geben über dich! Du darfst nicht! ... Du großer Gott da oben, zu dem ich bete, den ich mir in heißen Stürmen erkämpft, du Gott des Lichts, du Gott der Schönheit, du ewige, weltumspannende Macht — hilf, hilf!! — Es geht um mein Leuerstes, hörst du!

Schlag dem tückischen Gefellen die hohle Hirnschale ein, wenn du nicht willst, daß ich auch dich hasse, mich von dir wende ... Doch nein, nein, nein; es ist ja nicht möglich, es kann nicht sein! Und ruhiger werdend: Was rede ich da. Was sagte der Arzt? Großmutter's Organe sind stahlgesund ... Dann wird sie es auch aushalten.

Großmutter hat schon schwere Dinge in ihrem Leben überstanden. Sie wird auch das zwingen. Ja, ganz bestimmt. Tiefe Dämmerung kriecht in die Stube. An der Hofthür kratzt die schecklige Katze; er steht leise auf und läßt das Tier herein. Mit vorsichtigen Pfoten kommt es zum Bett und schnurrt.

Die Kranke schlägt die Augen auf.

Wolf beugt sich zu ihr: „Groußmuabba?“

Sie sieht ihn mit fragenden Blicken an.

„Is da hiazt beffa, Groußmuabba?“

Sie nickte mit schwachem, müdem Lächeln.

„Hoft g'schlofa! Gdi, dds is guat?“ Er redete auf sie ein, so begütigend in Wort und Miene, wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Alle Sorge ist vergessen, seit die guten Augen auf ihn blicken.

„Gdi, Groußmuabba, und hiazt nemma a Medizin? Daß d' bold g'sund wiarst, gdi?“ Und nickte ihr mit frohen Augen zu.

Die liebe Greis'n lächelte wieder und versucht sich aufzurichten.

„Bleib nuar lieg'n! Ndt onschtrenga, Groußmuabba! I hülf da schou auf!“

Es wird Abend und es kommt die Nacht. Eine lange, nicht endenwollende Nacht! Und Wolf sitzt am Bette der in wilden Fieberphantasien mit dem Tode Ringenden.

Die Arme schreit, tobt, weint, lacht. All das Wechselnde, vom gepeinigten Schmerz bis zum läppischen, kindlichen Lächeln, ist so grauſig, ſchaurig, daß Wolf ſich einigemal ſcheu in der düſter durchleuchteten Stube umſieht. Aus dem dunkeln Ofenloch phosphoreszieren zwei funkelnde Lichter.

Alle Abſchnitte des Lebens kommen ihr in den Sinn, alle Geſtalten, die in ihren einfachen Weg traten. Dann tut ſie kindiſch und will ihr weißes Kleid von der Mutter. Sie will das weiße Kleid, und ſie will es! Dann duckt ſie ſich zuſammen, als wollte ſie ſich verſtecken, flüſternd und gurgelnd, ſo daß Wolf kein Wort verſtehen kann.

Ein tiefes, brennendes Weh hat ſich um die ganze Seele des einſamen Studenten gelegt. Wie leid ihm die arme Großmutter in ihrer Hilflosigkeiſt tut! Dazu die fürchterliche, peinigende Gewißheit: Der Tod ſteht bei ihr. Herr im Himmel, laß ſie nicht unterliegen! redet er vor ſich hin. Laß ſie mir! Erhalte ſie mir am Leben! ... Du weißt, ſie iſt mein Einziges; ich habe nur ſie. Laß uns noch ein Stück Weg zuſammen gehen! Nein, nein, ich darf es nicht ausdenken, daß ſie da unten in der Grube läge und ich nie mehr das gute Geſicht ſähe. Was ſoll hernach mit mir werden? Einſam, einſam ... Rings um mich fremde Menſchen ... Ach, es ſind ja doch alles fremde Menſchen, wenn Großmutter nimmer iſt.

Warum muß das gerade über uns kommen? Warum, warum, warum? — —

Haben wir noch immer nicht genug mitgemacht?

Sind wir noch immer nicht arm genug? ... Doch wer iſt dieſem Scheuſal zu arm? ... Der holt ſich ja ſogar

das Kind aus dem Mutterleib der verlausten Zigeunerin, die nichts hat wie ihren Straßengraben! ...

Wie fürchterlich still es in der Stube ist! So unheimlich still! Totenstill ... Wo kommt nur diese Stille her? ... Unwillkürlich sieht er sich im Raume um. Unheimlicher als früher starren die zwei funkelnden Lichter aus dem finsternen Ofenloch auf ihn. Auffahrend: Verdammtes Teufelsvieh, du sollst mich nicht erschrecken! Zum Teufel will ich dich jagen! Sich aber anders besinnend und wieder sagend: Nein, nein, bleib nur hinten, du bist ja doch nur ein Vieh, bist was Lebendiges, und alles Lebendige tut mir so not, ja so not. Sein irrender Blick fällt aufs Fenster: Wie die Nacht mit toten, hohlen Augen hereingloht, ganz tot. Wie scheußlich das ist! Ich bin doch nicht feig sonst, aber das vertrag ich nicht, das halt ich nicht aus. Zum Fürchten ist das. Ich will rasch hin und den Vorhang vorziehen. Erleichtert zum Bett zurückkehrend: So, jetzt glog, jetzt glog herein, du blöde Nacht; jetzt gaff dir die hohlen Augen aus! Das Kältegefühl verläßt seinen Rücken. Erleichtert beugt er sich über die Regungslose. Gott sei Dank! Großmutter schläft. Ich spüre deutlich ihren Atem ... Aber diese Stille, diese unheimliche Stille! Wo kommt denn nur diese Totenstille her! Liegen wir denn in der Totenkammer, sind wir denn gestorben? Aber ich höre ja mein Herz! Ja, das Pochen und Schlagen ist mein Herz. Oder hämmert man den Sarg zu? Du Narr, du Narr du, willst du verrückt werden? Greif doch auf die Brust. Ja, Gott sei Dank, ich spür's, es ist das Herz! Ja, es ist das Herz, was ich da klopfen höre ... Was — was aber ist das? Ich höre ein leises, feines Klingen

in der Luft ... Soll das etwa vom Wegen einer Sense kommen!? — Er lauscht mit angehaltenem Atem; die Pulse seiner Schläfen hämmern zum Springen ... Immer noch der Klang! Der furchtbare Klang! ... Brauchst du die Sense so scharf! Hast du so viel gemäht, du Nimmersatt? ... Hör auf zu dengeln, sag ich dir! ... Oder gilt das auch mir? Mäh zu! Wenn du mir die nimmst, kannst du auch mich treffen!

Wolf ist aufgestanden und hat sich mit seinem ganzen Oberkörper über die Kranke gebeugt; es ist, als ob der sie schützen wollte. Da plötzlich durchdämmert es ihn. Er geht zur alten Schwarzwälderuhr und zieht sie auf. Schnarrend kreischen ihre Räder, steigen ihre Gewichte. Das gleichmäßige Getick der Uhr füllt nun die Stube. Es wird ihm förmlich wohl und leicht, als er das gleichmäßige Geräusch hört. Mit einem frohen Ausdruck im Gesicht reibt er sich lebhaft die Hände.

Er horcht. — Hab' ich dich jetzt vertrieben, du schleicher Gesell!? ... Wie neues Leben durchpocht es die Stube ... Herrgott, gib auch der da neues Leben, wie ich es der Uhr gab! Es fällt dir nicht schwerer als mir ... Leg ihr die Hand auf die Stirne, und sie ist gerettet ... Willst du noch mehr Leid von mir? Hab' ich zu wenig gehungert, zu wenig gefroren? Hab' ich zu viel schöne Stunden gehabt? ... Ja, ich hab' zu viel gehabt an reichen, schönen Stunden! Es ist wahr. Nimm sie, nimm sie mir alle! Lösche sie durch dreifaches, hundertfaches Leid aus, nur laß mir die Großmutter! ... Du machst mich sonst irr. Ich müßte dich sonst hassen, müßte dich lassen! Doch, nein, nein! Was rede ich! Du hilfst, du wirst sicher helfen! ... Ich habe mich von

den andern und dir getrennt und habe dich wieder gefunden in heißen, schweren Kämpfen. Nur größer, viel, viel größer, leuchtender ... Weshalb ließeſt du mich zu dir finden, wenn du mich nun wieder hinausstoßen willſt?

So redet Wolf Heß mit ſeinem Gott. —

Als der Morgen zu grauen begann und mattes Licht durch die Vorhänge dämmerte, zog er ſie zurück und löſchte die Lampe aus. Es war, als ob die Todkranke das neue ſpärliche Tageslicht fühlte; ſie ſchlug die Augen auf und war wieder klar bei Sinnen. Gegen die Frühe zu kam die Nachbarin, erkundigte ſich nach der Kranken und moki die Geißen. Nach dem Eſſen wollte ſie wiederkommen. Kurze Zeit darauf trat Martin Ldms in die Stube. Mit tiefem Ernſt hörte er Wolfs Mittheilungen an, ihn ergriffen in ſeine Arme ſchließend. Lange verblieb der Schulmeiſter, Wolf Heß' Hand unverwandt in der ſeinen haltend.

Mittags kam Frau Ldms, brachte eine gute, nahrhafte Suppe für die Kranke und ein ausgiebiges Mittaggeſſen für den Entkelſohn. Sie ließ es ſich nicht nehmen, bei der Kranken zu bleiben und drängte Wolf ſo lange, bis er ſich hinlegte, um ſich auszuruhen. Er ſchlieſt denn auch bald in vollen Zügen.

Nach der Pauſe trat der greiſe Seelſorger in die Stube, tröſtete die Kranke, redete ihr Mut zu und ſagte ihr, daß er es ſich nicht hätte verwehren können, ſeine brave Kirchengängerin zu beſuchen. Bald nach ihm erſchien der Arzt. Er redete eine Weile mit Wolf und ging.

Draußen ſenkte ſich der Abend herab; Wolf Heß ſaß wieder am Bett, Stunde um Stunde.



Kurze Zeit nach dem Gebetläuten kam Karl Schnellinger, so leis es ihm mit seinen schweren Stiefeln möglich war; in die Stube. Bald darauf fanden sich auch Jochen Nihl und Klaus Köffler ein. Da saßen sie nun alle um das Bett, die Hüte in den Händen und redeten kein Wort. Immer nur sahen sie in das totenfahle Gesicht der alten Barbara Heß, die ihnen einst so viele Geschichten erzählt hatte, als sie noch kleine Buben gewesen waren. Dort auf der Ofenbank war sie gesessen, und nun lag sie im Bett und mußte die stärkste Arbeit machen: mit dem Tode kämpfen.

Später kamen wieder die Phantasien; ärger als gestern; es war fürchterlich. Karl Schnellinger wollte mit seinem Freunde am Bette wachen. Er aber sagte ihnen, sie möchten heimgehen. Da standen sie auf und schlichen mit gesenkten Köpfen durch die Tür. —

Und es kam die dritte Nacht. Am Nachmittag war der Doktor wieder dagewesen. Beim Fortgehen hatte er gesagt: „Nun gilt's. Gott steh' ihr bei! Wenn sie diese Nacht überlebt, ist sie gerettet!“

Wolf saß am Lager und starrte vor sich hin. Den ganzen Abend war die Schwerkranke ruhlos. Fortwährend arbeitete sie mit den Händen, fortwährend zischte und tuschelte ihr Mund.

Wolf ließ keinen Blick von ihr. Er dachte nur immer: nun gilt's. Sonst dachte er nichts. Unbeweglich starrte er in ihre Züge.

Und dann kam es. Wie eine Rasende rang sie mit dem Tode. Die Fäuste schlug sie ihm in die hohlen Augenhöhlen, immer wieder entwand sie den Körper seinen Griffen. Stundenlang kämpfte sie so mit ihm.

Immer wieder schlich er sich an sie heran, wollte er sie an sich reißen, immer wieder entrang sie sich seinen Knochenarmen.

Wolf stand über sie gebeugt und blutete aus tausend Wunden. Ein tiefer, wühlender Schmerz war in ihm, so arg, daß er nach und nach förmlich das Bewußtsein für ihn verlor. Nur seine Augen sahen noch, seine Ohren hörten noch, seine Hände halfen noch — alles andere war starr, starr, totenstarr.

Widlich schlug die Uhr —: Fünf.

Wolf hörte die Schläge erst, als sie längst verklungen waren.

Fünf, fünf, ging es in seinem ausgehöhlten Kopfe. Eine Stunde mehr auf Morgen! Eine Stunde! Eine Stunde! Großmutter! ... Er kam nicht zu Ende. Die Greisin schrie auf, daß er bis ins Mark erstarrte. Tot hingen ihm die Arme vom Leibe. Er konnte sie nicht heben. Er hatte ja überhaupt keine Arme mehr! Er konnte sich auch nicht rühren.

Da erstarb das Schreien; der Körper, in dem noch jede Faser in Aufruhr lag, war platt.

Einen Augenblick stierte Wolf Heß die Regungslose an, dann ging es wie ein Schlag durch ihn: tot! aus, aus!

Er stürzte sich über sie und horchte. Hatte er den hellen Wahnsinn im Schädel? Die Tote da atmete ja! Schwach, schwach, aber er verspürte es doch deutlich. Er griff sich an den Kopf, starrte sie an, beugte sich wieder über sie. Ja, sie atmete, atmete!

War er denn nur verbert!? Er hatte sie doch zuvor sterben sehen!? Mit Wucht schlug er seine Faust auf die

Bettkante. Schneidender Schmerz durchzuckte die Hand. Wolf sah die Hand an; sah, wie sich die weiße Stelle mit rosigem Blute füllte. Er spürte es, er fühlte den Schmerz. So mußte er doch bei Sinnen sein! Dann mußte aber auch —. Er wagte es nicht auszubedenken; er riß die Tuchent weg und legte seine Hand in die Herzgrube. Deutlich verspürte er leise Schläge.

Durch die Fenster sah der blasse Morgenschein. Da sprang Wolf Heß auf, warf die Arme in die Luft und wollte schreien, stürzte zur Thür, riß sie hastig aus dem Schlosse, stürmte in den dichtbeschnitten Obstgarten hinaus und rüttelte an den Bäumen, daß sie knackten und ganze Berge Schnee auf ihn fielen; lief wieder hinunter, in den Schuppen, und schlug die Art in den Holzstock, daß sie bis an das Gehäuse darin versank.

Eine Freude hatte ihn gepackt, die ihn beinahe närrisch machte. Am ganzen Leibe durchrüttelt vor Glück und Entspannung eilte er zur Geretteten zurück.

Als die Nachbarin eine Stunde später mit Frau Löns in die Stube trat, fanden sie Wolf Heß über der Großmutter liegend, beide mit tiefen Zügen ruhig atmend.

\*

Als der Mai kam, das junge Gras leuchtete und all die lieblichen Frühlingsblumen blühten, konnte Großmutter nimmer im Bette liegen. Zu mächtig zog sie der Frühling mit seinem Vogelgezirp in die Sonne.

Wolf Heß atmete erldst auf, als die noch ein wenig schwache Greisin das erstemal in den Garten ging. Bei jedem Strauche, jedem Baume blieb sie stehen, besah Knospen und Blätter und hatte kindliche Freude daran.

Zu jedem Blümchen beugte sie sich nieder, jeden Vogel wollte sie in ihre müden Hände nehmen und streicheln.

Wie ein Alp fiel es von Wolfs Brust. Es waren harte Monate gewesen; Monate drückender, bleierner Sorgen. Großmutter zu Hause krank, allein, ohne Verdienst, und er selbst außerstande, den ganzen Haushalt für sie beide zu bestreiten, wollte er nicht die Schule arg vernachlässigen. Da war es denn wie eine Erbsung gewesen, daß die beiden lieben Lehrersleute ihm so edelmütig unter die Arme gegriffen und für die gänzliche Verpflegung der Kranken gesorgt hatten. Und auch er hatte jedesmal einen reichlichen Abendtisch gefunden, wenn er nach seiner Tagesarbeit in die Stube getreten war. Aber es war da noch immer eine Menge von Dingen gewesen, für die er hatte aufkommen müssen: Kleie für die Geißen, Futter für die Hühner, Medikamente, die der Arzt verschrieb, ferner die Visiten und was es sonst an Kleinigkeiten im Haushalte gibt.

Wolf hatte mehr Stunden gegeben und war für alles aufgekommen. Der Kranken hatte er kein Wort davon gesagt. Ebenso wußte er den fürsorglichen Fragen Frau von Berghs so geschickt auszuweichen, daß diese keine Ahnung von der drückenden Bürde hatte, die auf ihm lastete. Es wäre ihm unmöglich gewesen, von der geliebten Frau Geld anzunehmen.

Als die Alte wieder das erstemal bei der Maschine saß, meinte sie zu Wolf: „Hiagt muaß i wohl 's Radl fest renna loss'n, daß ma wieda auf Gleich kemman.“

Der tat gleichgültig, er nickte nur. Beugte sich gelegentlich über das Reißbrett und zog mit spitzem Blei eine Punktlinie an dem Dreieck in die Konstruktion.

Keinen Augenblick hob er den Kopf. Nachdem die Alte eine Weile emsig genäht, fuhr sie, die Arbeit wegliegend, fort: „I muafß dou' an Sprung zan Greisla umi mocha, daß a si a weng g'buld't!“

Als die Lür ins Schloß fiel, sprang Wolf lustig auf und eilte ans Fenster. Mit lachendem Gesicht sah er der Greisin nach, wie sie die Straße hinunterging. Froh rieb er sich die Hände. Immer wieder lachte er leise auf. So stand er spähend, bis er die Großmutter wieder den Weg heraufkommen sah. Von weitem bemerkte er die tiefe Rührung, die in ihren geliebten Zügen stand. In überquellender Freude schlug er sich auf den Schenkel und kehrte eilig zum Tisch zurück. Als die Lür aufging, war er so tief in seine Arbeit versunken, daß er gar nicht zu hören schien. Die Alte stand mit bewegten Zügen an der Lür, dann aber kam sie mit jäh hervorbrechenden Tränen auf ihren Einzigen zu, und ihn um den Hals nehmend, sagte sie nur immer unter bebendem Schluchzen: „Woif, dds host d' für mi to! No, i donk da aa schdn dafür, Woif!“ Mehr brachte sie in ihrer Rührung nicht heraus.

Wolf war glücklich.

„Hiagt hob' i nuar 'n Dokta,“ sagte sie nach einer Weile, als sie wieder an der Maschine saß. „I ko da nót sog'n, wia glückli i bi, daß i nuar auf oa Seit'n z' denka brauch'! Du bist a guada Bua, Woif!“

Da konnte er nicht an sich halten; er drehte sich behaglich um, beide Hände in den Taschen: „Da Dokta wiard 's Göld nót o'nehma!“ Es wurde ihm ganz heiß, wie er das sagte.

Die Alte hielt inne, legte die Hand aufs auslaufende

Kad und sah ihn ungläubig an: „Da Dokta wiard 's nôt o'nehma?“

„Na.“

„Dôs kon i nôt glaub'n; da Dokta valongt-sei Soch'.“

„Sou, oba wonn 's schou zohlt wa!“

„Schou zohlt?“ Die Alte sieht ihn verständnislos an.

„Wonn d' Soch' zohlt wa, kon a s' nimma valonga!“

„Jo, wonn! Oba wear soll s' d'nn zohlt hom?“

Da lachte Wolf hell auf und spielte seinen Trumpf aus: „No, wear d'nn aa? — Da Bauarnschstudent!“

Barbara Heß konnte sich fürs erste nicht erheben; als sie aber die Bewegung wieder erlangte, lief sie auf ihren lachenden Enkelsohn zu und bedeckte ihn mit endlosen Küssen. Lange weinte sie still in seine Brust.

Als er die Weinende so in seinen Armen hielt, war ihm, als wäre all das Harte, Schwere der letzten Wochen ausgeldscht aus seinem Herzen.

„Hagt woaß i, woarum's d' holbi Nacht' long aufg'seff'n bist,“ sagte sie mit schluchzender Stimme. „Wagblt da 's Good, Woifl! Wagblt da 's Good! Da Heargood wiard ma schou nou' a poar Jahr! geb'n: daß i da 's recht wagblt'n fo!“ —

An diesem Tage wollte bei beiden die Arbeit nicht recht vorstatten gehen; immer wieder hatten sie sich etwas aus ihren übervollen Herzen zu sagen.

Wolf war glücklich, wie er es selten war. Aber wenn er so die Landstraße dahinschritt, kamen sie wieder alle auf leisen Sohlen, die Sorgen, und schritten mit.

Da war einmal sein Anzug! Wenn er ihn auch peinlich rein hielt, er war an allen Ecken abgeschabt und begann bereits fadenscheinig zu werden. Wie lange noch,

und die Kleidung zeigte von weitem seine Dürftigkeit. Und wo einen neuen hernehmen? Alles Geld war aufgebraucht.

Doch da war noch eine andere Sorge, eine viel tüchtichere, härtere: die Frage um seine Zukunft. Die ganzen früheren Jahre war ihm der Gedanke nicht gekommen, nun, wo er dem Ende der Schulzeit nahe rückte, war sie da, plötzlich über Nacht, wie das Unheil kommt. Und wollte er sich auch anfangs gegen sie wehren, es war vergebens: um so hartnäckiger kam sie wieder.

Früher, als er am Anfang der Studien gestanden, als er Knecht gewesen und hernach auf der Schule, hatte er sich mit freudigem Herzen gefragt: Was bringt mir das Studium? Nun, wo es dem Ende zu ging, fragte er: Wohin führt es mich?

Lernen, lernen, das war es gewesen, was ihn vom Pfluge getrieben, was ihn so manche Nacht heiß beschäftigt hatte, denn der Drang nach Wissen war von jeher unbändig in ihm. Und als er hernach auf die Schule gekommen war, hatte er seine Studien, seine Mühen und eine neue Welt gefunden. Und dieses alles war so mächtig gewesen, daß er sich ihm ganz hingeeben hatte, daß er ganz in ihm lebte, weil es ihn bis oben füllte.

Als er aber älter geworden und sich immer mehr herausgearbeitet hatte aus dieser Welt, voll neuer und seltsamer Eindrücke, die brandend um seine Seele schlugen, als er immer höher gestiegen und sein Blick über große Weiten gelaufen war, da hatte er das Land gesehen, das hinter ihm lag und das Land, das vor ihm sich dehnte.

Und da kam das Furchtbare: er begann sich mit immer

größerer Sehnsucht in die Sonnenfelder zurückzusehnen, die er verlassen, er sah mit immer größeren Sorgen und Ängsten in das düstere, öde Dunkel, das sich vor ihm öffnete, und das nun der Pfad seines Lebens werden sollte.

Er kam sich vor wie ein sorgloser Waldvogel, der sich eines Tages vermessen hatte, in die Stadt zu fliegen; nun saß er gefangen im Häusermeer und mußte dableiben sein Leben lang.

Frei war er gewesen, von Kind auf war er in den Feldern gestanden, die Sonne ober ihm, bunte Wiesen um ihn, und die winkenden Berge hatten herniedergesehen auf seine schöne, starke, freie Arbeit.

Das alles liebte er, das alles war so eng mit ihm verkettet, daß es ihm schien, als wäre es sein Leben selbst.

Und nun, der unselige Drang nach Wissen hatte ihn hinausgelockt aus dem Frieden des Dorfes mit seiner Arbeit in Sonne, Regen und Wind, hatte ihn weit fortgeführt von dem Sonnenlande, an dem er mit jeder Lebensfaser hing, und würde ihn wohl dereinst verbannen in irgend eine düstere, freudlose Aktenstube einer lärmenden, grauen Stadt, in der er untergeordnete Arbeit leisten mußte, öd und geistlos sein Leben lang. Ein armer Gefangener, ein lebenslänglicher Sträfling, schuldig geworden durch den Drang nach Wissen, das er höher geschätzt wie Pflug und Freiheit.

Das waren nun die Sorgen, die unerbittlich an ihm nagten, ihn bei Tag und Nacht beschlichen und ihm alle Freude nahmen. Da er aber keinen Ausweg sah, warf er sich mit noch größerer Leidenschaft auf seine Studien. Während die andern an ihren Schulbüchern haften blieben,



ging er weit über diesen engen Rahmen hinaus und sammelte Kenntnisse, die selbst seine Professoren verblüfften.

Saß er über den Büchern, und hatte sein heller Geist neue, köstliche Schätze erobert und in sich aufgenommen, so ging es wohl wie ein seliger Glücksausch durch ihn, und er sagte sich, daß Wissen das Höchste sei und man ihm alles opfern müsse: Freiheit, Heimat und Licht, weil es einen heller erleuchte, wie das Licht der Sonne den auf dem Felde stehenden Knecht, weil es den gebundenen Geist entfessele und ihn mit Schwingen versehe, die ihn hoch emportragen über den einfältigen Alltagsmenschen, und weil das Wissen erst die echte Heimat bringe, das herrliche, sich stets weiter dehnende Geistesland.

So kam er wohl stets eine Zeitlang hinweg, besonders wenn draußen Schnee lag und alles tot schien; wenn aber die Märzwinde zu drausen begannen, die Wiesen ihre grünen Blumenröcke antaten und Bäume und Sträucher im frischen Grün ihres zarten Laubes standen, kam es wieder so mächtig über ihn, daß er ganz elend wurde.

Ich kann nun schon einmal nicht aus meiner Haut, begann er zu grübeln. Ich bin ein Bauer, habe Bauernblut in meinen Adern; das schreit nach der Scholle. Es ist ja Mord an meiner Seele, wenn ich mich wirklich in eine Kanzlei sperrete. Ich verstehe es nicht, daß es Menschen gibt, die sich freiwillig in diese Gefängnisse schleppen lassen. Denn was haben diese Berufe mit dem freien Flug des sehnsüchtigen Geistes nach Lichtland zu tun? Sind die Bureaus etwa Stätten, die diesen Flug fördern? Nein, tausendmal nein! Sie ermüden ihn in

der jahrzehntelangen gleichförmigen Treitmühle des Alltäglichen, machen ihn siech und klein. Am Ende gar kleinlich! Herr, bewahre mich davor, laß mich einen Weg finden, der mich hinausführt in die Freiheit! Ich will kein stumpfer Knecht werden! Und ich müßte es werden, denn in der wenigen Zeit, die mir bleibt, ist der abgetödete, durch die Eintönigkeit verödete Geist nimmer voll jener Frische, die man braucht, sich an das Höchste zu wagen. Und schließlich, wodurch unterscheidet sich denn solch ein Beruf von der Arbeit des Landmannes?

Brotberufe sind sie beide, und es ist die Frage, wer der Glücklichere ist: der Landmann oder der Beamte. Beide haben ihre Arbeit zu tun, und sind ihre Seelen hell, so ist der Bauer froh und glücklich, der Schreibmensch aber voll Leiden und Sehnsucht.

Wenn Jochen Nihl einst als Bauer Sonntags über die Felder geht und das wogende Korn sieht, wird er den Hut vom Kopfe nehmen und sagen: Herr, ich danke dir, du hast alles gut bestellt, ich bin zufrieden, ich bin wunschlos. Und woher kommt dies Glück, das in seinen Sorgen ebenso liegt wie in seinen Freuden? Davon kommt es, daß dies Sichfreuen und -sorgen um sein Eigenstes geht, um seinen Besitz, der seinem Stamm, der seinem Geschlecht gehört! Wenn aber ich einst als Beamter Sonntags die Altentube fliehe und draußen stehe in der segenschweren Gotteswelt, habe ich nichts als tote Altten, die nichts mit meiner Seele zu schaffen haben, leer wird mein Herz sein und voll blutender Sehnsucht. Und dies kommt, weil ich heimatlos bin, weil ich mich von der Scholle getrennt habe und nun ewig Arbeit verrichten muß, die keinen Teil an meinem Herzen hat, die nur Pflicht ist

und fremd von mir geht, wie sie zu mir gekommen ist. Dies ist mein Gram; denn es liegt in des Menschen Natur, sich zu freuen und zu sorgen, wie es in ihr liegt, zu erwerben und das Erworbene zu hegen.

Ihn macht deshalb die Arbeit reich und glücklich, mich macht sie arm und elend. Wenn Jochen Nihl den Pflug führt, ist er zufrieden; das ist sein Ziel, und das hat er gelernt. Wenn ich aber einst an einem Aktentisch sitze, war das nicht mein Ziel, deshalb kann ich nie zufrieden werden, werde ich immer elend sein. Was Jochen Nihl gelernt, in dem lebt er, was ich gelernt und was mich nun mächtig treibt: der Drang nach Wissen, dem darf ich nicht all meine Kräfte leihen, wie Jochen Nihl seiner Arbeit, sondern muß ihn zurückdrängen, muß ihn fesseln, und nur manchmal, in seltenen, vielleicht gedrückten Stunden, darf ich ihm einen Flug erlauben. Und dies Leben soll ich wählen?

Nein das tue ich nicht! Ich kann es einfach nicht! Eher werde ich nach Beendigung der Gymnasialstudien wieder Knecht. Warum nicht? Bin ich dadurch etwa gesunken? Bin ich dann weniger? Mir ist es fast, als könnte ich da nur steigen. Ein Knecht war ich, ein Knecht werde ich wieder; wo wäre da der Verlust? Ganz im Gegenteil wäre es großer Gewinn, denn mein Geist ist frei geworden, und wenn ich hinter dem Pfluge gehe, kann ich ihn steigen lassen, weit in alle Höhen, wie die Lerche steigt, die zum Lichte will. Und habe ich früher als Knecht Zeit gefunden, zu studieren, werde ich es dann und später als Bauer nur noch mehr können. Gottlob! ich bin vernünftig genug, um zu wissen, daß der Rock, den ich trage, nur das Außerliche meines Menschen

ist, daß sein Wert aber nicht davon abhängt, wie mein Rock aussieht, sondern von der Entwicklung meiner Seele, von der Harmonie in mir. Und ich bleibe frei, frei, frei! Gott! wie glücklich, wie erlöst bin ich, daß mir der Entschluß kam! Nun hat alle Not ein Ende. Was habe ich mich abgequält! Doch, Gott sei Dank, nun habe ich den Weg, den ich gehen will, den ich gehen muß! Wie entsetzlich war das freudenleere Dämter, das ich seit so langer Zeit immer vor Augen hatte, wenn ich an die Zukunft dachte, und jetzt ist es mir, als ginge ich in Sonnenland. Herrgott, wie wird das schön werden! Ich sehe mich schon über die Sterzen des Pfluges gebeugt, ober mir in den Lüften rauscht der uralte Reptilvogel Archäopterix, da unter meinem Acker liegen vielleicht die riesigen Skelette der Ichthyosaurier, meine Ohren glauben das Branden des Meeres zu hören, das in Urzeiten an unsere Gebirge schlug, und in alles Rauschen hinein klingt das Tosen der Völkerkämpfe durch all die Jahrhunderte, von den mächtigen Perser- und Ägypter-kämpfen bis hinauf zu den Schlachten bei Gravelotte und Sedan. Anders weiß mein Auge die Blumen zu betrachten, und leise durch die duftenden Blüten klingt der herrliche Schatz der Poesie, den ich so liebe. Mit aller Macht will ich mich die zwei letzten Jahre noch über die Studien machen und dann soll's wieder zurück ins Dorf, in die Felder, die Freiheit!

Dieser Entschluß kam ihm an einem sonnigen Maienabend, als er durch die Ackerbreiten heimwärts wanderte.

Und die Zeit ging dahin. Wolf Heß war froh und glücklich; wenn ihn mittags der Hunger quälte, dachte er an die reichliche Abendmahlzeit, die ihm Großmutter vorsezen würde; wenn er sich nach der Schule mit schwachköpfigen Schülern herumplagte, dachte er an die freien Halbtage, die er genießen wollte; und wenn er abends bei den Büchern saß und die Uhr längst Mitternacht geschlagen hatte, dachte er an seine frohe, schöne Zukunft und machte sich mit neuem Eifer über die Arbeit. Dazu war Großmutter gesund und frisch wie in ihren besten Jahren. Das Kostbarste aber, das sein ganzes Leben durchwärmte, und unter dem jede Faser seines Wesens sich öffnete und wuchs, wie die Knospen eines Fliederstrauches unter den Strahlen der Sonne, war die hohe Liebe, die er für die geliebte Frau im Herzen trug, und die er längst ebenso innig erwidert fühlte.

Wolf ist in der letzten Klasse; seit vierzehn Tagen. Doch das Studium fällt ihm nimmer so leicht wie früher. Schon die ganzen Ferien hat er es verspürt, und nun wird es immer ärger. Es ist ein hartnäckiger, stechender Schmerz im linken Ohr, der ihm fast täglich Kopfschmerzen bereitet, derart, daß Wolf häufig die Lampe auslöschen und sich niederlegen muß. Die Ferien durch hat er es weniger beachtet; nun aber, wo er wieder Nacht um Nacht bei strenger geistiger Arbeit sitzt, wird ihm der hartnäckige Schmerz im Ohr so zur Last, daß er voll tiefer Besorgnis ist.

Frau von Bergh fällt die Abgespanntheit seiner Züge

auf, und auf ihre sorgende Frage teilt er ihr seinen plötzlichen Kummer mit. Daraufhin klingelt sie dem Diener, gibt Auftrag, den Kutscher einspannen zu heißen, und fährt mit Wolf zu ihrem Arzt. Die Untersuchung ergibt, wie sie richtig ahnte, eine Mittelohrentzündung der gefährlichsten Art, so daß Dr. Sauer zu einer sofortigen Operation rät. Es ist das zweitemal in seinem Leben, daß Wolf Heß für einen Augenblick den Verstand zu verlieren glaubt, so wirbelt es in seinem Kopfe. Operieren, ins Spital, hämmert es fort und fort in seiner Hirnschale, während sie wegfahren.

Es steht also schlecht, und das obendrein gerade jetzt im Jahr der Reifeprüfung! Er hört kaum, was die liebende Frau zu ihm spricht, fühlt es kaum, daß sie immerwährend seine Hand liebkost. Sie versucht seine trüben Gedanken zu verschrecken, verspricht, für ihn im Spital zu sorgen, und bringt es durch ihre trostreichen, warmen Worte, aus denen tiefste Liebe spricht, schließlich so weit, daß Wolf wieder ruhiger wird. Sie bittet ihn, gefaßt zu sein, bis die Antwort auf die Anfrage Dr. Sauer aus der Ohrenklinik des Allgemeinen Krankenhauses zurück ist, und sich nicht unnötig Sorgen zu machen, da ja alles gut gehen würde. Was habe ihm Dr. Sauer doch gesagt? Solche Operationen würden unzählige gemacht, und sie gelängen fast immer.

Als aber Wolf draußen allein durch die herbstliche Flur ging, kamen sie doch wieder, die trüben Gedanken, und eine große Dagnis überfiel ihn. Er war nicht umsonst ein Kind des Dorfes; und so hatte das Wort Operation für ihn ebenfalls den schrecklichen Klang, den es für den Dörfler hat, und gegen das er sich so lange wehrt, als

er nur kann. Wolf mußte ein paar Fälle im Dorf, in denen die Bauern sich lieber hingelegt hatten zu sterben, ehe sie sich hätten operieren lassen. Er nun sah ja den Segen ein, den die Chirurgen in die Welt gebracht, aber wo das Wort nun so dicht an ihn selber trat, wurde ihm bang und unheimlich. Und so kamen ihm die düstersten Bilder: Operation auf Leben und Tod, monatelange Krankheit und die Schulverschämnis! Würde er da überhaupt heuer noch an die Reifeprüfung denken können? Dann aber tuschelte gleich wieder eine noch ärgere Sorge: wer weiß, brauchst du an die Reifeprüfung überhaupt noch denken! Und es erschien die bittere Angst vor dem Tode. Dem Tode, den er so haßte. Vielleicht waren seine Tage schon gezählt; eine Woche noch, fünf Tage oder gar nur vier, und man trug ihn hinaus aus dem Operationsaal, starr und kalt, und versenkte ihn irgendwo, fern der Heimat, in die Erde. Seine Augen liefen in großem Jammer über das Land, das er so liebte, das seine Heimat war. Wie lange noch, und ich sehe das alles vielleicht das letztemal! Das letztemal; wie furchtbar das Wort ist. Dort, dort liegt das Dorf. Wie traut es im Abendfrieden grüßt! Da bin ich aufgewachsen, da hab' ich meine Kindheit verlebt. Ach, wie das schön war, als kleines Kind! Nur Großmutter und ich; wir beide ganz allein, ganz für uns. Und wie wohligh es war, wenn wir in heißen Sommernächten auf dem Boden im Heu lagen. Die Sterne glänzten durch die Ritzen, und leise hörte man das Schlurfer der Kägen. Und dann kamen die Freunde! Erst Karl Schnellinger und hernach die andern: Jochen Nühl, Klaus Edffler, Franz Nuß. Wo mag Franz Nuß sein!

Der ist wohl wieder in Indien oder gar in Südamerika. Der sieht die Welt und lebt. Sie alle leben, und ich soll vielleicht bald hinunter zu den Toten! Ach, wär ich doch noch einmal ein Kind! Da hätte ich wieder Jahre des Glückes vor mir; so sind es vielleicht nur mehr Tage, Tage!

Wie schön das Dorf dort liegt! So viel Frieden. Da drinnen, ja, da habe ich arglose Jahre des Glückes gelebt — und nun? Soll ich denn wirklich auf all das schon zurückschauen müssen, als ein Scheidender? Herr, ich bin noch so jung! Laß mich noch leben, leben! Lu's meiner alten Großmutter zuliebe! Warum hast du sie gesunden lassen? Damit sie mit weißen Haaren an meinem Sarge steht? Mit tränenleeren Augen Abend um Abend im Winkel kauert und wartet, bis der Tod sie aus ihrer Einsamkeit erlöst? Nein, das kann nicht dein Wille sein! Fort, fort mit den argen Gedanken! Ich sehe zu schwarz, es wird ja wieder alles gut werden; ich werde froh und gesund heimkommen. Warum soll ich's nicht überstehen, wo es so viele überstanden haben? Wenn's nur schon morgen wäre, wenn nur morgen schon die Antwort käme! Die Lage des Harrens werden das Furchtbarste sein. Und die Großmutter, die Großmutter?

Im Dorf hörte er zu grübeln auf.

Als sie beim Abendbrot saßen, fiel der Alten nur zu deutlich seine Bedrücktheit auf, so sehr er sie auch verbergen wollte; und da ihm auf ihr besorgtes Fragen hin das Herz überquoll, erzählte er ihr alles. Wie begann die alte Frau zu jammern! Operation, das heißt in den sicheren Tod gehen. Das war überhaupt der Tod! Sie fühlte, daß sie ihren armen Jungen trösten sollte und



war selbst so voll des Kammers, daß Wolf sie trösten mußte. Und das gab ihm die Fassung, machte ihn ruhig, und ließ ihn Worte des Trostes finden, die seiner eigenen bangen Seele wohl taten.

So hörte Barbara Heß allmählich zu weinen auf. Seine Worte hatten ihr wohlgetan, auch sah sie, daß er sich durch sie sichtlich beruhigt hatte; in ihrem Innern jedoch war sie voll der großen Not. Sie hoffte aber, daß es ohne Operation gehen würde. Bis zum letzten Augenblick wollte sie das hoffen. War sie nicht seine Großmutter?

Schon am dritten Tage gab ihm Sofie von Bergh das an ihren Arzt gerichtete Schreiben. Es enthielt die Nachricht, daß der Kranke Montag im Spital einzutreffen hätte; bis dahin würde ein Bett im Krankensaal frei werden. Wolf war beklommen. Hatte er auch die Antwort heiß herbeigewünscht, um dieser schrecklichen Ungewißheit ein Ende zu machen, so packte ihn die Nachricht jetzt doch, die diesem Warten ein festes Ziel setzte.

Wolf dankte Frau von Bergh, dann nahm er Abschied von ihr und Gerhard. Der gute Junge warf sich an seinen Hals und brach in helle Tränen aus. Auch seine Mutter war sehr bewegt; ihre schönen Augen schimmerten glashell, überhaucht von einem Tränenflor. Mit vibrierender Stimme, wie man sie hat, wenn man die aufwallende Gemütsbewegung niederkämpfen will, bat sie ihn noch, mit ihr in den Salon zu treten. Hier gab sie ihm zwei Briefe, deren einer für den Leiter der Klinik, Professor Stefan Krieg, bestimmt war, während der andere ihm gehörte. Wie zwei Kinder, die gemeinsame Dangunis zueinander zwingt, saßen sie eng beieinander auf

dem Diwan. Wolf starrte mit trüben Augen und vor- geneigtem Oberkörper vor sich hin. Stumm hörte er all ihre lieben, bewegten Worte an, und wie ein Sonnen- strahl in dunkler Nacht durchfuhr es seine bange Seele, als sie mit lieblosender Hand mehrmals über sein Haupt fuhr. Er hob den Kopf und sah sie tief mit seinen dunkeln Augen an, die sie so sehr an ihm liebte. Und ihre Hand nehmend, sagte er abgerissen mit leiser Stimme: „Wenn mir etwas Menschliches zustoßen sollte, für alle Fälle, dürfte ich Sie bitten, meine arme Groß- mutter nicht ganz in ihren alten Tagen zu vergessen? Sie hat niemand außer mir auf der Welt.“

Ihr traten die hellen Tränen in die Augen; als zwei große wundersame Perlen hingen sie an den Wimpern. Stumm nickte sie. „Und eines noch,“ fuhr er fort; hier stockte er einen Augenblick: „Wenn das Entsetzliche ge- schähe — vergessen Sie mich nicht! Bewahren Sie mir ein schönes Andenken. Und wissen Sie, daß ich Sie geliebt habe, unsagbar geliebt bis zum letzten Atemzug, wie nichts auf der Welt. Da konnte die liebende Frau sich nimmer halten; aufschluchzend legte sie ihren Kopf an seine Brust, so daß die duftenden Wellen ihres goldblonden Haares sein Gesicht berührten. Da beugte er sich über sie und drückte seine Lippen auf die goldene Flut. Plötzlich hob sie den Kopf und sagte mit weher Stimme: „Du kommst wieder, Wolf; du mußt wiederkommen.“ Und ganz hingerissen von der Liebe, die durch die tiefe Erschütterung der aufgelegten Grenzen ent- bunden war, schlang sie ihre weichen Arme um seinen Nacken und preßte ihre heiße, tränenfeuchte Wange an die seine. So ruhte sie eine Weile an ihm, und dem

armen Studenten war es mit einem Male, als ob er nicht in die Gefahr, sondern in das seligste Gefilde des Paradieses ginge. Als sie dann ihren Kopf hob, die Arme noch immer um ihn geschlungen, lag so viel heiße Liebe und so viel Freudigkeit in ihren Augen, daß ein tiefes Leuchten und Strahlen von ihnen ausging.

Und Wolf war es mit einem Male, als er dieses Leuchten sah, als ob Gott selbst ihn mahne und es verlange, und so legte er behutsam seine Hand auf ihren Kopf und küßte die wundersame Frau in einem langen, nicht endenwollenden, reifen Kusse auf ihre roten, sich ihm willig gebenden Lippen.

Und als sie einander hierauf in die Augen schauten, lag eine solche Reinheit in der Tiefe ihrer Herzen, daß sie sich frei und selig ansahen wie Kinder, die den kleinen, hellen Lichtspiegel in der Tiefe eines abenteuerlichen Brunnenschachtes gesehen haben.

So schieden sie voneinander, und sie fühlten beide, daß dies die heiligste Stunde ihres Lebens war. Und daß es die schönste war.

Als Wolf aus dem Tore schritt, sah er die Geliebte am Fenster. Mit gezogenem Hute erwiderte er ihr letztes Lebewohl.

Eine geraume Weile schlenderte er noch durch die Seitenstraßen der Stadt, wo über Holzdäune und Steinmauern Obstgärten winkten, bis sich sein bewegtes Gemüt halbwegs ausgeebbt hatte.

Dann lenkte er mit verträumtem Schritt seinen Weg zu den Professoren.

Endlich war auch das vorbei! Mit der Stadt war er fertig. Jetzt waren nur noch die im Dorf; dann konnte

es hineingehen in die Reichsstadt. Plötzlich fielen ihm im Grubeln die Briefe ein. Er zog sie aus seiner Brusttasche. Der eine war an den Professor der Klinik abzugeben. Das las er ja. Was er wohl enthalten mochte? Die geliebte, hochherzige Frau! Doch sicher nur Liebesvolles um ihn! Lange dachte er an sie, dann erinnerte er sich an den zweiten Brief. „Der ist für Sie bestimmt,“ hatte sie gesagt. Für ihn? Was mochte der Brief enthalten, das sie ihm so nicht sagen konnte? Vorsichtig riß er die Hülle auf. Hundert Kronen! ... Er traute seinen Augen kaum. Herrgott! Diese Summe! Was sollte er damit!? Wie kam er dazu, so viel Geld aus ihrer Hand zu empfangen? Da steckte noch ein kleines Zettelchen in der Hülle: „Für die Fahrt in die Reichsstadt und sonstige kleine Ausgaben zur leichteren Ertragung der Spitalszeit. Für die Verpflegung trägt Sorge Ihre Ihnen alles Glück wünschende, vom Herzen zugetane Sofie von Bergh.“

Wolf stand mitten auf der Landstraße und starrte vor sich hin. Brennende Dankbarkeit stieg in seinem Herzen auf, und ein Gefühl der Zuversicht, das ihm sagte, es könne gar nicht schlecht ausgehen, wenn diese Frau die Hände über ihn hielt. Er würde noch lange gestanden haben, wäre die Abendsonne nicht mit allem Glanze aus den Wolken gebrochen, ihn und das ganze Land mit goldigem Lichte überfließend. Da reckte er in seinem Glücksgefühl die Hände der Sonne entgegen: „Sonne, ich kehre wieder! Ich nehme dein strahlendes Licht als frohe Verheißung!“

Sonntag nach dem Kirchgang nahm er Abschied von den alten Schulmeisterleuten und seinen Freunden.

Nachmittags stieg er allein die Felber hinan in den Wald. Er schlug den Weg ein, den er so oft als Hütterbub mit seiner Herde im taufrischen Morgen gegangen war, trat hinaus auf die Hänge, zum Wässerchen hin, an dem er so oft gelegen. Noch immer murmelte und plauderte es wie einst. Immer noch wußte es neue, stille Geschichten. Und die klaren, runden Steinchen sahen ihn an wie tausend frohe, lachende Augen. Ganz als wollten sie sagen: Du, weißt du noch? Damals, als du noch ein kleiner Dorfbub warst! ... Und die blanken Augen erzählten ihm all die Geschichten jener frohen Zeit. Ja, und dort stand die alte Eiche! Dort hatte er sein Essen gekocht. Starr streckte sie noch immer die knorrigen Äste in die Luft. Wie lustig das Feuer um den Kessel gesprungen war! Nach ihm war Toni Lenz gekommen; nun war schon lange ein anderer, und es würden immer andere kommen, eine Ewigkeit so. Keinem ja sind Jugend und Seligkeit ewig beschieden. Leise fuhr er dem alten Baum über die rissige Rinde. Es schien, als streichle er ihn. Weiter unten weideten die Tiere. Wie lieblich das Gebimmel ihrer Glocken klang. Ob jetzt auch wohl eine zu ihm käme, wenn er sie rief, wie dortmals, als er mit dem Pfluge am Straßenacker die Schollen geworfen hatte? Ach nein; nun hatten sie ihn längst vergessen. Zu lang ist es her, seit er ein sorgloser Bub gewesen, dem jedes Grillenloch ein Wunder war. Nun würde ihn keine mehr kennen. Nicht einmal Peter Schäfers Kühe, bei denen er doch so manches Mal gestanden, wenn die blonde Margret sie molk. Die Margret! Ob sie noch an ihn denkt? Es waren schöne Stunden einst. In drei Wochen macht sie Hochzeit mit dem fremden Knecht. Es mag

ihr gut gehen; sie war ebenfalls Nicht auf meinem Weg! —

Wie friedlich das Dörflein unten liegt! Du liebes, trautes Nest! Ob ich dich wiedersehe? ...

Dort liegt das Häuschen meiner Großmutter. Nun sitzt sie in der Stube und läßt das Rad laufen. Nein, heut läßt sie das Rad nicht laufen; heut sitzt sie wohl und betet zum Herrgott, daß mir nichts geschehe. Bete, Großmutter, ja, betel! Wenn der Herr auf jemand hört, so bist du es! Streck' ihm deine abgearbeiteten, fleißigen Hände entgegen und sage ihm: Sieh', Herr, alles hast du von mir genommen: Männer, Töchter; nimm mir nun nicht noch das Letzte! Sei mir gesegnet, du Gute. Deinethalben wird mir der Abschied hart. Wie wirst du bangen in einsamen Nächten!

Aber, Großmutter, wenn ich wiederkomme, dann wollen wir uns freuen! Jeden Sonnenstrahl wollen wir fangen, jedes Steinchen wollen wir umkehren!

Ach, es muß etwas Herrliches sein um ein wiedergeschenktes Leben! Und noch dazu, wenn man so jung ist! So schön ist es ja, das Leben! Wie lieblich die Rauchsäulen in die Luft steigen! Wie feierlich die Felder ruhen! Tiefe Schatten fallen schon ins Thal ... Wie war das doch einst, wenn die Schatten kamen, als ich Hüterbub war? Ich griff in die Tasche und blies ein Lied auf der Hirtenflöte. Gleich möcht' ich es versuchen. Er fährt mit der Hand über die Brusttasche und zieht das Instrument heraus. Mit versonnenem Blick sieht er es an, hebt er es an die Lippen und beginnt zu spielen; erst leise, dann in vollen, schwermütigen Tönen. Es ist das Lied, das seine tote Mutter als Mädchen sang. Der

Hirtenjunge ist aus dem Gebüsch gekommen, späht zu dem einsamen Spieler hinauf, der verträumt an dem alten Stamm der Eiche lehnt, sagt leise für sich: der Bauernstudent, und setzt sich darauf ins Gras, andächtig den schwermütigen, vollen Weisen lauschend.

So geht es lange Zeit. Dann ist es still. Der Bub bleibt noch eine Weile wartend im Grase liegen; hierauf steht er auf, um nach dem Spieler zu sehen. Der Platz an der Eiche ist leer. —

Den Abend bleibt Wolf Heß bei seiner Großmutter; ihr Herz und ihre Augen sind voll Kummer. Schweigsam sitzen sie beisammen, wie es Menschen immer sind, wenn ein großes Ereignis zwischen sie getreten ist. Früh gehen sie zu Bett. Sie müssen zeitig auf, wenn Wolf den ersten Zug erreichen will. Lange liegen beide wach; lange flieht sie der Schlaf. Wolf wirft sich ruhelos von einer Seite auf die andere. Endlich ist er still. Barbara Heß liegt im Bette mit gefalteten Händen. Auf dem Rücken liegt sie und starrt in das Dunkel mit seinem fahlen Licht. Plötzlich steht sie leise auf, tritt an das Bett ihres Jungen und blickt lange mit tiefgeneigtem Kopf in seine Züge. Dann geht sie lautlos in ihr Bett zurück und liegt wach im Gebete, bis der Morgen graut und es Zeit ist, aufzustehen.

Es ist vier. Rasch ziehen sie sich an. Wolf macht noch einen Gang in Garten und Stall; auch in den Regengang und auf den Boden schaut er. Großmutter läßt es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten. Auf der Straße wirft er noch einen Blick auf das kleine Häuschen zurück, als müßte er es sich mit tausend Siegeln in die Seele brennen, dann schreiten sie die Straße hinunter.

Bei Martin Ednis ist ein Fenster offen. Der alte Lehrer steht im Schlafrock und winkt. Wolf eilt durch den Garten, um ihm die Hand zu drücken und ihn nochmals zu bitten, ein wenig nach der Großmutter zu sehen, wenn er nimmer heimkommen sollte. „Sie wird alt . . .“ weiter kommt er nicht. Es übermannt ihn. Die Tränen schnüren ihm die Kehle zu. Der greise Lehrer streicht ihm über das Haupt; dann geht Wolf mit Großmutter aus dem Dorf.

Als sie in die Bahnhalle treten, werden eben die Schalter geöffnet. Wolf löst die Karte und gibt der Greisin sechzig Kronen. Sie will es nicht annehmen; er wird bestimmt: „Da Winta kimmt, Groußmuaddal Nimm's!“

Da knotet sie das Geld umständlich in das Taschentuch und steckt es in den tiefen Sack ihres Rockes. Auf dem Bahnsteig stehen viele Menschen; die Herren gehen rauchend auf und ab. Mehrere wenden sich um und betrachten das alte Bauernweiblein an der Seite des stattlichen, hochgewachsenen Burschen.

Vor ihnen steht der Zug. Der Zug, der ihn in wenigen Minuten forttragen wird, weit fort von ihr. Sie sieht ihn und denkt dasselbe. Beide haben sie ein herbes Weh in der Brust. Wolf führt die Greisin an eine Stelle, wo sie allein sind. Hier spricht er auf sie ein. Es sind warme, innige Worte, Worte tiefer Liebe und Besorgnis: „Lua di nôt z'vül soarg'n weg'n miar, Groußmuaddal I kimm jou wieda za dir!“ Die Alte nickt stumm. Sie kann nicht reden. Es drückt ihr etwas die Kehle zu mit eisener Faust. Wolf sieht die große Not, die aus ihren Augen schreit, nur mit Macht kann er



sich noch beherrschen; seine Stimme bebte: „Und gdi, du schaust recht auf di? — Lua di nôt z'vâl plog'n, Groußmuabba; jo?“ Er hat den Arm um ihre Schultern gelegt, wie es sonst Liebesleute tun; sie schmiegt sich eng an seine starke Brust, als wäre sie hier geborgen für immer. Einige Frauen blicken neugierig auf die beiden.

„Woast d', du muast es scho weg'n miar toan, das i a recht g'sund's Groußmuabdarl hob', wonn i z'ruckkimm.“ Nun möchte sie leise lächeln, ihr Gesicht aber verzieht sich zu einer schmerzlichen Grimasse. „Sei nôt trauri! I kimm jo wiedal. Hdarst d' as, Groußmuabba! I kimm jo wiedal ... Da Winta wiard bold do sei, gdi, du tuast di récht holt'n? Groußmuabba, du muast di holt'n, du dearfst ma nôt kronk werd'n! I kunnt jo nôt g'sund wearn, wonn i dds hdrat; i wuard' jo stearb'nskronk va lauta Kumma um di!“

Der Portier hat die Tür im Bahnsteiggitter gedffnet. Die Reisenden drängen zur Tür und steigen in die Waggons. Wolf tritt mit seiner Großmutter hinaus. Er sieht nach der Uhr; es ist noch Zeit. Mit leeren Augen blickt die Alte auf den Zug; Menschen beugen sich aus den Fenstern, sie sieht es kaum. Sie denkt nur an den nahen Abschied. Wolf sieht die schneeweißen Haare, die unter ihrem Kopftuch hervorgekommen sind, und denkt: So alt und nun allein, mutterseelenallein.

Und er sieht die brave Greisin, wie sie Abend um Abend in ihrer totenstillen Stube sitzt, sich müht und sorgt.

„'s wiard Zeit, Groußmuabba; i muast da Wiat-Goob sog'n.“

Da geht ein krampfhaftes Zucken durch ihre Gestalt, dann fängt sie bitterlich zu weinen an. Nun kann sich

auch Wolf nimmer halten; zu tief schneidet der Jammer in seine Seele. Mit schluchzender Stimme zieht er sie an sich und küßt sie: „Pfüat di Good, Groußmuabba ... Und bleib' ma g'sund ... bleib' ma g'sund!“ ... Sie hat die Arme um ihn geschlungen und küßt ihn immer wieder: „Kimm ma z'ruck, Woifl, kimm ma z'ruck ... Da Himmivota schteh' da bei!“

„Nöt plog'n, Groußmuabba; göi? ... Lua di nöt plog'n! ... Und nöt trauri sei! ... Und: Pfüat di Good!“

Teilnehmend blicken die Fahrgäste auf die zwei Menschen, die so schweren Abschied nehmen.

Die Pfeifen der Schaffner gellen.

Wolf reißt sich los und springt aufs Trittbrett. Noch einmal streckt er die Arme nach ihr. Da stürzt sie auf ihn zu, ein letztes Mal noch muß sie ihn umarmen, ein allerletztes Mal.

Der Zug setzt sich in Bewegung.

„Woifl, kimm wieda!“ schreit sie mit blutender Stimme.

„Pfüat di Good, bleib' g'sund, Groußmuabba!“

Er lehnt sich weit hinaus und winkt. Immer weiter trägt ihn der Zug die Bahnstation hinaus. Er hält es nicht aus; einmal noch muß er sie rufen; gell tönt es an das Ohr der Greisin. Die streckt die Hände, als wollte sie nach ihm greifen, als müßte sie ihn fest an ihre Brust ziehen. Unbeweglich verharrt sie so und starrt auf ihr Leuerstes, das immer mehr an Deutlichkeit verliert. Es ist ein eigentümlicher Anblick, das alte Bauernweiblein, im bauschigen, blumigen Rocke, mit dem bunten Kopftuch über dem enggebundenen Schwarzen. Mitleidig blicken die Zurückgebliebenen auf die weinende Greisin. Einmal noch winkt Wolf, dann ist der Zug um die Ecke.

Immer noch steht Barbara Heß und starrt hinaus, wo er ihren Blicken entschwand. Leise hauschen sich ihre Röcke im Winde.

Freundlich tritt der Portier auf sie zu. Da rafft sie sich zusammen und geht hinaus. Ihr Schritt ist langsam und schleppend. Erst als sie jenseits des Waldes ist und das Dorf sieht, erwacht sie aus dem dumpfen Druck, der auf ihrer Seele liegt.

\*

Wolf steht mitten im Branden der Großstadt. Zum erstenmal in seinem Leben. Die Welle der aus dem riesigen Bahngedäude flutenden Menschen hat ihn mitgerissen. Nun steht er unten auf dem großen Platz, umtost von dem Lärmen, Schieben und Drängen und blickt ins Treiben. Herren drängen sich eilig zwischen der buntbewegten Menge durch, Damen steigen in Fiaker und fahren ab, Gepäckträger schaffen sich mit lautem Rufe Platz, ganze Scharen stürzen auf die Stellwagen zu, die sich im Nu füllen. Die roten Wagen der Elektrischen, mit ihren merkwürdigen Zahlen und Buchstaben in der Milchglascheibe auf der Stirne, himmeln und fahren surrend über die Wechsel. Dahinter ragen die ungeheuren Häuser auf, die erdrückend durch ihre graue Starrheit das Fernsicht gewöhnte Auge des Landmenschen umdrohen. Ein starkes Gefühl des Unbehagens legt sich sofort auf ihn. Ratlos blickt er auf den weiten Platz, auf dem sich allmählich die Reisenden verlaufen. Dort geht ein feiner Herr im Gehrock mit Zylinder, ein paar junge Menschen, scherzend und lachend, haben die andere Richtung. Daß man in dieser grauen Riesenstadt lachen

kann, denkt Wolf. Die sind wohl noch auf keinem Berg gestanden und haben in die Weite geschaut. Es scheinen Studenten zu sein, wohl Hochschüler. Ein Oberleutnant der Kavallerie schreitet vorbei, stramm, säbelklirrend. Er tritt auf einen dicken Herrn zu, der den Bart wie der alte Kaiser trägt, und bittet um Feuer. Verschleierte Damen trippeln mit zierlichen Füßen und hochgehobenen Röcken über den feuchten Asphalt. Wie die Frauen zierlich gehen, denkt Wolf. Wie Rehe, die aus dem Walde treten. Da hat Köfflers Kubbirn einen andern Gang; wo die hintritt, richtet sich kein Halm mehr auf; er muß leise schmunzeln. Dann wundert er sich über die Sorglosigkeit, mit der die Städterinnen ihre schlanken Waden zeigen. Ein Bäckerjunge läuft mit seinem Korbe vorbei. Der weißschurzige Junge mit seinem Korb stellt mit einem Schlage sein ganzes stilles Studierstädtchen und die gravitätischen Herren des Salzstangeklubs vor seine Augen. Mit finsternen Mienen, die Hände tief in den Taschen, gehen in ärmlicher, verflückter Kleidung zwei Männer vorüber. Der Gegensatz! denkt Wolf. Wie wirkt doch auch die größte Armut bei uns zu Hause noch verböhnlich! Hier aber ist's wie eine drohende Anklage, wie heimlicher Haß. Zäh wird er durch das nahe Geklingel eines Radfahrers zum Anhalten gezwungen. Der Fahrer schimpft etwas, das so klingt wie ‚auf den Weg schauen‘. Darein mischt sich das Knarren zweier Lastfuhrwerke. Gell schlagen die Hufe der Fiakerspferde auf: klapp, klapp. An der Ecke einer Straßentkreuzung sitzt eine dicke Obstfrau hinter einem Berg von Äpfeln. Kreischend tönt der Schaffnerpfeiff einer abfahrenden Elektrischen. Nun bemerkt sein Auge einen Schutzmann, der ruhig im leb-

haften Durcheinander der Fahrzeuge und Fußgänger mitten in der Straßenkreuzung steht, von Zeit zu Zeit ein Zeichen mit dem Arme gebend, das wie mit Zaubergewalt Ruhe in die Bewegung und entbannende Bewegung in die jähe Ruhe bringt. Wolf wundert sich, wie gelassen der in dem Trubel ist. Hell glänzt sein Helm in der Sonne. Nun tritt ein Herr auf ihn zu und spricht etwas. Der Schutzmann scheint ihm Auskunft zu geben, denn er zeigt mit der Hand nach einer Richtung. Aus der Tür eines kleinen Häuschens, das mitten zwischen die Geleise der Elektrischen gebaut ist, tritt eine Gruppe Straßenbahner.

Wolf ist unschlüssig, ob er einen von ihnen fragen soll; dann tut er es doch. Sie bezeichnen ihm Wagen und Haltestelle. Ganz dumpf wird ihm im Kopfe vor lauter Schauen. Er kann fast nichts mehr aufnehmen. Palais, großartige Plätze mit Wasserfontänen, Häuser, die fast die halbe Länge seines Dorfes haben, fabelhafte Geschäfte, dazu die Flut sich drängender Menschen, das alles zieht kinematographisch an ihm vorüber und macht ihn müde.

Endlich winkt der Schaffner und zeigt ihm einen endlosen einstöckigen Bau. Der ist grau, eintönig und kalt. Das also ist das Allgemeine Krankenhaus? Wahrlich, es trägt schon außen das Gepräge, daß es keine Stätte der Freude ist.

Wolf Heß schritt durch den Torbogen und erkundigte sich bei dem livrierten Portier nach der Ohrenklinik. Den großen Park durchquerend, trat er in die Aufnahmekanzlei, von wo er in die Ambulanz der Klinik gewiesen wurde. Diese war gefüllt von einer Unzahl Menschen, zwischen denen Wärterinnen in weißem Leinenzeug ge-

schäftig auf und ab liefen, um den ebenfalls in weißen Mänteln steckenden Ärzten Handreichungen zu machen. Diese trugen fast alle Ohrenspiegel auf der Stirn. Ein lauter Schrei; Wolf wandte sich um und sah, wie einer der Doktoren einer jungen Frau mit der Pinzette ins Ohr fuhr. Er war überrascht, wie tief der junge Arzt das Werkzeug einführte. Und wie sicher er es handhabte! Er konnte das gar nicht begreifen; er glaubte, jetzt und jetzt müsse das Trommelfell durchstoßen werden. Nachdem der Arzt das Ohr einige Male gereinigt und die mit Blut und Eiter untermischten Watterpfropfen vorsichtig in ein Gefäß geschleudert, warf er die Pinzette in eine mit kochendem Wasser gefüllte Wanne, der Frau andeutend, daß die Prozedur zu Ende sei. Auf den leeren Platz setzte sich ein junger Bursch. Dem Leinentittel nach zu urtheilen, arbeitete er in einer Werkstätte: Schlosser, Schmied oder Eisendreher.

Wolf war von dem jungen, hübschen Doktor begeistert. Er war so freundlich und herzlich. Geduldig hörte er die Erklärung des Burschen an, lächelte und sagte: „Wir wollen einmal sehen.“

Während Wolf Heß der Behandlung zusah, klopfte ihm eine Wärterin auf die Schulter und fragte: „Was ist denn mit Ihnen?“

Er zog den Aufnahmeschein heraus und gab ihn der Fragerin.

„Ah, Sie sind der junge Herr!“ sagte sie. „Der Herr Professor hat das Bett für Sie bereits belegen lassen. Sie sind aus Eggendorf, nicht wahr?“ Wolf bejahte, und die Wärterin führte ihn sogleich in den Krankensaal. Es war ein großer, hoher und lichter Saal, an dessen

beiden Längswänden an die vierzig Betten standen. Manche waren leer; in den meisten aber lagen Kranke mit turbanartig verbundenen Köpfen. Es herrschte ein scharfer Geruch von Jodoform im Raume. Mitten stand ein großer Tisch mit allerlei chirurgischen Geräten, wie er sie draußen in der Ambulanz gesehen hatte. Um ihn gingen Burschen und Männer in weißblauen Kitteln mit Unterhosen und Pantoffeln. Sie drehten sich alle nach ihm; sogar die Schwerkranken wandten ihre müden Blicke dem neuen Ankömmling zu, dem nun ebenfalls ihre Leidensbahn bevorstand. Dieses Bewußtsein, daß sie alle das gleiche Leid zu tragen haben, verbündet die Menschen in den Spitalern und macht sie zutraulich zueinander.

Wolf war denn auch gleich von einer Gruppe umringt, die an ihn und die Wärterin Fragen stellten. Die Frau brachte Spitalzeug und forderte ihn auf, sich umzuziehen. Seine eigenen Kleider mußte er abgeben.

„Dort ist Ihr Bett,“ sagte einer, eine leere Bettstatt zeigend, die als dritte vom Eingang weg an der Wand nach der Hofseite zu lag.

„Der Herr, der drinn' g'leg'n is, hot Ihna Plog g'mocht; gestarn z' mittog hom s' 'hn außi trog'n.“ Ein vierschrötiger, robuster Kerl mit dichtem, stacheligen Vollbart sagte das. Wolf erfuhr später, daß es Ruskla war, der Dzeandampferheizer. Die ganze Welt hatte er schon angelaufen, mit allem Gefindel sich herumgeschlagen, da war er eben nicht sehr zart.

Wolf lief ein tiefes Unbehagen über den Rücken. Das war kein guter Anfang. Doch er hatte nicht Zeit, darüber nachzusinnen. Er sah nur noch, daß links von seinem

Bett ein Schwerverwunder lag, vollkommen ohne Bewußtsein, der Mund weit offenstehend.

„Ich bin Ihr Nachbar,“ sagte der, der ihm zuvor sein Bett gewiesen. Der Sprache und dem Aussehen nach mußte es ein schlesischer Arbeiter sein.

Die Wärterin schickte ihn in den Baderaum, er ging in seinem blauweißen Kittel durch den Hof, an Kranken und Ärzten vorbei, bis er zu dem Badehaus kam. Alles tat er ruhig, ohne Aufregung, mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Nach dem Bade ging er fröstelnd durch den nebelfeuchten Morgen seiner Abteilung zu. Er saß mit den Gesunden zusammen, horchte auf ihre Reden und gab ihnen auf ihre Fragen Antwort. Sie alle hatten Achtung, als er ihnen sagte, daß er im letzten Gymnasialjahre stehe. Er war der einzige Studierte im Saal.

Als gegen zehn die Sonne hervorkam, gingen die meisten hinaus in den Park: nur der Schlesier, Wolfs Nachbar, blieb bei ihm; er klagte über starke, stechende Schmerzen, die ihn zeitweilig noch immer äußerst heftig befielen.

„Zwei Wochen noch, dann muß ich gehen,“ sagte er, und es war etwas wie Trauer in seiner Stimme. Wolf sah ihn fragend an.

„Ja, Sie werden sehen, wie man sich an das Spital gewöhnt. Ich bin zweimal in kurzen Zwischenräumen operiert worden — das erstemal muß etwas schlecht gewesen sein, und ich habe arge Schmerzen durchgemacht. Aber an die Schmerzen gewöhnt man sich. Sie werden sehen, wenn Sie vierzehn Tage hindurch täglich gereinigt und verbunden worden sind, Sie setzen sich auf den Stuhl, als wenn nichts wäre. Ich bin jetzt vier Monate hier und fühle



nich wie zu Hause. Anfangs konnte ich nicht schlafen vor eigenen Schmerzen; später nicht wegen der Schmerzen der Schwerverwundeten. Ihr Stöhnen und Jammern hat mich immer aufgeweckt. Dann habe ich mich auch an das gewöhnt, und heute macht es mir nichts, wenn neben mir einer hinausstirbt. Man findet sich in alles. Und dann: die Verpflegung ist gut hier. Sie werden gleich mittags sehen, daß wir gut und viel zu essen bekommen. Wir haben alle genug, nur Ruschka nicht. Sie wissen, der Schwarzbärtige; der geht immer noch betteln im Kreise. Glauben Sie mir, ich sage Ihnen: Hätte ich nicht Weib und Kinder zu Hause, ich ginge schwer weg von hier. Es wird Ihnen auch so gehen.“

In dem Augenblicke öffnete sich die Tür des Krankensaales, der zwischen der Männerabteilung und der Ambulanz lag, und im Gefolge einiger junger Ärzte und jenes ältlichen Doktors, den sie drüben den Assistenten genannt hatten, trat ein alter, in einen weißen, langen Mantel gehüllter Arzt ein, mit schneeweißem, lockigem Haupthaar und wohlgepflegtem Bart. Seine Stimme, die angenehm und wohlklingend war, besetzte sofort mit tiefem Vertrauen, so daß man am liebsten auf ihn hätte zueilen und ihn anflehen mögen: Lege deine Hände auf mein Haupt, dann gesunde ich, dann haben alle Schmerzen ein Ende.

Wolf wußte sofort: das muß Stefan Krieg sein, der Leiter der Klinik. Und es war so, wie er fühlte: wo der greise Herr hintrat, verstummten Seufzer und Stöhnen, und todmatte Augen bekamen plötzlich einen warmen Schimmer des Vertrauens und der Freude. Todmatte Augen hefteten sich mit stummen, heißen Bitten

auf den greissen Professor, und der hatte immer ein Wort der Güte, der Zuversicht, das dem Kranken wohlthat, ihm neue Kraft und neuen Willen gab, das Harte zu ertragen und sich hindüberzuzwingen über die Klippe, die ihn von der Gesundheit schied.

Stefan Krieg ging von Bett zu Bett, ließ sich vom diensthabenden Arzt den Fieberstand sagen, der auf einer Tafel zu Häupten der Kranken notiert war, stellte Fragen an sie und führte leise Gespräche mit den Ärzten.

An einem der Betten, es lag dem Wolfs fast gegenüber, blieb er besonders lange stehen, erkundigte sich nach dem Verschiedensten, sprach eingehend mit dem Assistenten, untersuchte den Kranken, ihm gute, zuversichtliche Worte gebend.

Der Schwerkranke hob die Hände flehend zu ihm: „Herr Professor, ich habe drei Kinder und Frau, die warten auf mich; Herr Professor, bitte, werde ich noch einmal gesund?“ Müd und abgerissen kamen die Worte von seinen zersprungenen, fieberheißen Lippen. Der alte Herr beugte sich über ihn und streichelte seine abgezehrte Hand: „Aber, lieber Iwanowitsch, was fällt Ihnen denn ein! Natürlich werden Sie gesund! Wir haben schon Ärgere herausgehauen. Sie müssen nur ruhig bleiben, dann machen wir Sie ganz sicher gesund!“

Iwanowitsch, der das edle Gesicht Stefan Kriegs ängstlich durchforscht hatte, war erldst; täglich kam ihm mit seinen furchtbaren Schmerzen die Angst vor dem Tode, und täglich fand er wieder Trost und neue Lebenskraft, sobald ihn der Professor auf seine bange Frage beruhigt und aus seinen hellblauen Augen angelächelt hatte.

Während dieser zum nächsten Bette ging, flüsterte

der Schlesier Wolf Heß ins Ohr: „Iwanowitsch ist der Ärmste von hier; er liegt schon am längsten da; sieben Monate. Vorige Woche ist er das viertemal operiert worden. Nun hat sich noch eine Lungenentzündung dazu geschlagen. Er ist ein Südamerikaner, aus Buenos Aires.“

Wolf sah mit tiefem Mitleid auf den so schwer Heimgesuchten.

Als Professor Krieg mit der Runde fertig war, trat er auf den fremden jungen Menschen zu.

„Sie also sind der Neue? Herr Heß, nicht wahr?“ Wolf Heß verbeugte sich und gab ihm den Brief der Frau von Bergh, den er sogleich aufriß und las; indessen traten die Ärzte zum Tisch.

„Na, schön,“ sagte er, nachdem er den Brief gelesen, „Sie sind Gymnasiast?“

„Ja, Herr Professor, ich stehe vor der Reifeprüfung.“

„Oh je, je, das ist aber zuwider! Da werden Sie schwerlich heuer mehr die Prüfung machen können.“ Dann, dessen sich verdüsternden Blick sehend, ihm den Arm um die Schulter legend: „Aber die Hauptsache ist ja die Gesundheit! Nicht wahr? Haben Sie Angst vor der Operation?“

Zwei Augen sahen mit tiefer Hingebung auf ihn. Die Lippen stocken, sie scheinen gegen etwas anzukämpfen; nun kommt es aber doch heraus, schein und geklommen: „Wenn Herr Professor so gütig wären und mich selbst operierten, hätte ich keine Angst.“

Der greise Herr lächelte. Und mit Wohlgefallen auf den stattlichen Studenten sehend: „Wenn es Sie wirklich beruhigt, will ich es gerne tun.“

Zentnerschwer fällt es von ihm, und von diesem Augenblicke an hat er nicht die geringste Angst mehr. Professor Krieg mit warmem Lächeln: „Dann wollen wir Sie gleich morgen vormittag vornehmen.“

Herzlich schüttelt er ihm die Hand; hierauf verläßt er den Saal. Inzwischen hat sich dieser mit den Leichtkranken gefüllt, die zu beiden Seiten des langen Tisches stehen, an dem zwei Ärzte die Untersuchung und Behandlung vornehmen. Wolf sieht, daß sie alle klaffende Wunden hinter dem Ohre haben, mancher in der Breite zweier Finger. Endlose blut- und eiterdurchsetzte Jodoformstreifen zieht ihnen der Arzt aus dem Gehörgang, reinigt die Wunde und stopft wieder endlose Streifen durch Ohr und Spalt in die riesig scheinenden Höhlen, die ganze Haufen Gaze verschlingen. Die Wärterinnen legen die Verbände an. Wolf Heß ist dicht an den Stuhl getreten und sieht mit begierigen Augen zu. So also wird er morgen aussehen. Er sieht die schmerzverzogenen Gesichter während der Behandlung. Die meisten aber lachen, wenn sie die neuen Verbände haben. Es ist eine Art Starre in ihm, wie er all die klaffenden Wunden sieht, die auch er morgen im Kopfe tragen wird, aber kein Gedanke an den Tod ängstigt ihn mehr. Der Professor hatte versprochen, ihn selbst zu operieren, er hat in dessen helle, blaue Augen geblickt, da kennt er kein Bangen mehr. Es werden arge Schmerzen sein; nur das denkt er. Mittags sitzt er mit den Gesundenden um den Tisch; das Essen ist gut und reichlich, so, wie der Schlesier sagte. Und wirklich geht Ruschka bald mit seinem leergeputzten Teller von Mann zu Mann. Wie das Feuerungsloch seiner Schiffsmaschine, so gefräßig ist er.

Nach dem Essen legen sich die Schwerkranken zurück in ihre Kissen, während die Mannschaft um den Tisch wieder in den Park geht oder Zeitung liest. Einige setzen sich zu ihrem Nachttisch und schreiben an ihre Angehörigen. Das tut auch Wolf: einen langen, zuversichtlichen Brief an die Großmutter, worin immer wieder die Begeisterung für den greisen Kliniker durchbricht, zu dem er unsägliches Vertrauen habe, und worin er sie auf jeder Seite bittet, sich nicht zu sorgen und zu plagen, damit sie gesund bleibe; einen ähnlichen an Frau von Bergh und einen dritten an Martin Edns. Wie er sie zum Postkasten trägt, der in der Nähe der großen Lorballe angebracht ist, kommen eben durch das Tor eine Menge Menschen, Herren und Damen, junge Mädchen und einfache Leute aus dem Volke. In Strömen kommen sie herein; jedes irgend etwas in der Hand: Blumen, Obst oder sonst ein Päckchen. Es sind Bekannte oder Verwandte der Kranken, die in den Mauern dieses ungeheuren, zwölfhöfigen Spitals leiden, und die die Besuchsstunden benützen, um nach ihnen zu sehen und ihnen Liebes zu erweisen in ihrem Elend. Wolf steht in seiner blauweißen Leinentracht in der Nähe des Tores und betrachtet all die sorglosen, gesunden Menschen. Nur dort und da ist einer, der mit ernstem Gesicht und tiefen Falten über der Nase durch den Hof hastet. Die gehen zu Kranken, die in Gefahr schweben, denkt Wolf. Langsam schlendert er durch den Hauptweg des Parkes. Auf den Bänken sitzen Kranke in Spitalstracht, spaßend und lachend, oder mit ernsten, stillen Augen, je nachdem was schon hinter ihnen liegt.

Nach dem Abendbrot beginnt für die Schwerkranken

die Zeit der Leiden. Wenn die Gaslichter brennen, tiefe Schatten in die Winkel und unter die Betten werfend, kommen sie auf leisen Pfoten aus dem Dunkel geschlichen, die tückischen Schmerzen. Mit grünlichen Augen und gierigen Pranken kommen sie angetroffen, mit wolüstigem Lechzen in den Wunden wühlend, stundenlang. Mächtelang liegen die Kranken regungslos auf ihren Lagern mit vor Entsetzen und Jammer weit aufgerissenen Augen. Es ist, als hätten sie glühendes Feuer im Kopfe. Die kleinste Bewegung schmerzt. So müssen sie in ihrer Marter liegen, elend und hilflos, bis das neue Tageslicht sie erlöst.

Wolf kann lange nicht einschlafen; von allen Seiten dringt das Seufzen und Stöhnen an sein Ohr. Von Zeit zu Zeit schreit Iwanowitsch auf, er kann die Qualen kaum ertragen, er ruft nach dem Tode, er will sterben. Die ganze Nacht hustet er. Die Leichtkranken schimpfen und murren. Der Operierte neben Wolf erbricht, ein ekelhafter Geruch von Narkose strömt herüber; Wolf zieht die Decke über den Kopf, sonst muß er auch erbrechen. Die Wärterin kommt und reinigt den Schwachen. Der Schlesiener setzt sich auf, zieht die Knie hoch, den Kopf in beide Hände stemmend. Es nagt und bohrt wieder; so ist es besser. Wolf sieht ihn eine lange Weile so sitzen, dann weiß er nichts mehr.

In der Früh kommt die Wärterin und weckt ihn: es ist sechs. Bei den Waschbecken stehen mehrere Kranke und waschen sich. Ruschka ist immer der erste; er ist fertig und hat schon sein Bett gemacht.

„Guat'n Morg'n, Herr,“ grüßt er Wolf. „Heut wird für Sie der Extratanz g'spült.“ Ein breites Lachen

legt sich um seinen Mund; aber es ist nicht bds gemeint.

„Mur ka Angst ham, Hearr,“ fährt er begütigend fort, „wann s' Zhna aa im Kopf umanandstüherl'n, als wann 's a Misthauf'n wa, Sd g'spür'n nix davon.“

Wolf lächelte gezwungen. Ruschka streckte ihm seine breite Laze entgegen: „Na, i wünsch' Zhna vül Glück! Hoffantli foll'n S' koan Poga in d' Hond!“

Wolf Heß tritt an ein freies Becken und wäscht sich.

Der Arzt vom Dienst macht seinen Morgengang.

Ein dickes Weib bringt den Frühstückskaffee in zwei großen Blechbüßen. Ruschka ist der erste, der seine Schale hinhält; er trinkt sie auf einen Zug leer und hält sie der Wärterin wieder entgegen. Sie schimpft, füllt sie aber von neuem, es ist genug da. Die Schwerkranken haben sich mit Hilfe der zweiten Pflegerin aufgesetzt und schlürfen mit müden, blassen Zügen das heiße Getränk. Nur die Letztoperierten liegen gleichgültig in ihren Betten.

Nachdem Wolf gefrühstückt hat, winkt ihn die ältere der beiden Wärterinnen, eine dicke, freundliche Frau, ihm mitteilend, daß sie ihm hinten die Haare ausrasieren müsse. Sie ist dabei nicht eben zart, tut, als hätte sie auf einer Wiese zu grasen. Doch ist es bald vorbei. Wie er über die kahle Stelle fährt, nickt ihm der Schlesier lachend zu: „Was, die ist nicht gerade fein? Aber trösten Sie sich, das ist das einzig Schmerzhaftes an der ganzen Operation!“

Wolf Heß wendet sich an ihn: „Aber sagen Sie, wozu sie mir ein so großes Stück ausrasiert hat, das ist ja breiter wie meine Hand!“

„Na, viel kleiner als die Handfläche wird auch die Wunde nicht!“

Wolf sieht ihn verblüfft an.

„Da sollten Sie die Wunde des armen Iwanowitsch dort sehen! Ordentlich übel würde Ihnen werden. Und am Hals hinunter, fast bis zu den Schultern, hat er Gummirdhrchen eingesteckt. Das ist ein armer Teufel!“

Sie blicken beide anteilnehmend auf den südamerikanischen Juden hinüber. Der lehnt schief im Bett und grüßt herüber. Er scheint jetzt keine Schmerzen zu haben. Sein Gesicht ist fahl und schlaff, nur seine Augen glänzen. Er hebt die Hand und winkt ihnen.

„Sie werden heut operiert?“ wendet er sich dann mit leiser, schleppender Stimme an Wolf. Nach jedem Wort geht der Atem fauchend, wie bei einer Luftpumpe.

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie es gut überstehen!“ In rührender Herzlichkeit sagt er das, ihm dabei die Hand gebend.

Der Schlesier erzählt ihm, daß den jungen Herrn Professor Krieg operiere. Da leuchten die Augen auf wie zwei strahlende Sonnen, und beide Hände hebend, ruft er: „Dann ist ja alles gut!“

Die Tür nach der Frauenabteilung ging auf und ein kleiner, dicker Arzt erschien im Rahmen. Die Hand auf der Schnalle haltend, rief er in den Saal:

„Herr Heß!“ Suchend sah er umher. Wolf ging eilig auf ihn zu.

Der freundliche Herr, es war Dr. Rauch, empfing ihn mit frischen Worten: „Haben Sie Angst?“

„Nein, Herr Doktor.“ Offen sah er ihm in die Augen.

Dr. Rauch legte den Arm um seine Hüfte, und ihn



so durch die Frauenabteilung führend, in der unförmige, plumpe Weiber auf den Gängen standen und junge Mädchen mit neugierigen Blicken auf den hochgewachsenen jungen Mann schauten, ermutigte er ihn: „Da haben Sie recht! Sie sollen sich auch nicht fürchten! In einer Stunde liegen Sie heil im Bett!“ Sie gehen durch die Ambulanz, treten auf einen Gang und sind alsdann im Operationsaal. Der Professor und seine Assistenten sind bereits anwesend. Professor Krieg, in hohen Gummistiefeln und Leinenkittel, steht mit aufgekrempelten Armen beim Waschbecken.

„Ah, da sind Sie ja schon! Guten Morgen!“ grüßt er Wolf.

Die assistierende Wärterin deutet ihm an, sich zu entkleiden. Während er dies tut, sieht er sich im Raume um. Ringsum stehen hohe Kästen, gefüllt mit glänzenden Geräten. Ruhig blickt er auf all die Werkzeuge; kein Gefühl der Angst; nicht einmal das der Beklemmung. Sein Herz geht ruhig wie sonst.

Immer wieder sieht er auf den Professor. Der unterzieht seine Hände einer sorgfältigen Reinigung. Die Assistenten legen die Geräte zurecht. Alle tragen sie weiße Leinenröcke; es sind ihrer drei mit Dr. Rauch. Die Wärterin heißt ihn sich auf den einfüßigen, bettartigen Operationstisch legen und schnallt ihm beide Arme und Beine an; er liegt langgestreckt, niedergebunden, nur den Kopf kann er heben. So schaut er auf den Leiter der Klinik. Der trocknet sich gerade die Hände, leise mit dem älteren Assistenten flüsternd. Nachdem er hohe Gummihandschuhe übergezogen hat, tritt er zu Wolf. Heß, legt ihm die Hand auf die Stirn und fragt lächelnd:

„Nun, haben Sie Angst?“ Wolf sieht ihn mit dankbaren Augen an und schüttelt den Kopf. Dr. Rauch ist von der anderen Seite zu ihm getreten, hat ihm das Stethoskop über der Herzgrube auf die Brust gesetzt und sagt horchend: „Nein, Herr Professor, sein Herz geht ganz ruhig!“

„Das ist recht,“ lobt Stefan Krieg.

„Ich habe so unendliches Vertrauen,“ sagt Wolf Heß schlicht. Der Professor nickt ihm nochmal lächelnd zu, dann sich an die Assistenten wendend: „Ich glaube, wir können anfangen.“ Und zu Dr. Rauch gekehrt „Bitte, Herr Kollege, beginnen Sie mit der Markose!“

Der kleine, dicke Herr ist seitlich von Wolfs Brust auf einen Schemel gestiegen: „Sehr wohl, Herr Professor!“

Und sich zu Wolf hinunterbeugend: „Sie beginnen jetzt ganz ruhig und gelassen zu zählen, so weit Sie kommen. Sie dürfen nicht aufhören.“ Dabei hält er ihm in hohler Hand ein Gazekläppchen über die Nase, dem ein höchst widerlicher Geruch entströmt.

Wolf beginnt zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier ...“ wie das Zeug scheußlich stinkt! denkt er im Zählen. „Sieben, acht, neun ...“ wo ist der Professor? Er hört seine Stimme. Das ist ihm recht. Ruhig zählt er weiter. Er schlägt die Augen zu Dr. Rauch auf: „Fünfzehn, sechzehn ...“ greulich süßliches Zeug! So still ist es! Gleich werde ich nichts mehr ... „Zählen Sie nur ruhig.“ Es ist eine begütigende Stimme. Sie kommt von oben.

„Dreiundzwanzig, vierundzwanzig ...“ Wolf spürt, wie ihm etwas schwer durch den Körper rinnt. Von den Füßen unten kriecht es herauf. Immer höher. Es wird

alles bleiern. N . ist es auch in den Händen. „Sechs- undzwanzig ...“ ich bin so müde ... „Siebenund— zwanzig ...“ ich mag nimmer zählen ... „achtund—acht- und—zwanzig ... ich mag ...“

Stefan Krieg wendet sich an den Narkotiseur: „Schläft er?“

Da geht es wie eine leise Erschütterung durch Wolf Heß' verbleierten Körper.

„Samohl, Herr Professor!“

Wie fernes, fernes Donnerrollen bringen die Worte an den Betäubten. Wie der Schall des Wildbaches in eine Höhle bringt, die dicht verwachsen und verschlungen ist von Gestrüpp und Reben. Nur mit Mühe winden die Worte sich noch in die Hirnschale; schwach kommen sie zum Bewußtsein. Und wieder hört Wolf traumhaft dumpfe Töne. Es muß jemand gesagt haben: „So wollen wir beginnen!“

Raum sind die letzten Worte zu Ende, raffen sich seine Lebensgeister zusammen und für einen Augenblick kommt ihm klar zum Bewußtsein, was geschehen soll. Es durchschreckt ihn, er will die Hände heben, er kann es nicht. Er bemüht sich, die Augen aufzureißen — er kann es nicht. Da rafft er die letzte Willenskraft zusammen: „Ich höre es noch!“ Es sind müde, hohle Laute. Dr. Rauch, der über dem Stethoskop horcht, ruft ihm ins Ohr: „So zählen Sie weiter!“

Mechanisch beginnt der auf dem Operationstisch Liegende: „Siebenundzwanzig ... acht—achtund ... sechzehn ... fünf—fff ... — — —“

---

Wolf Heß schlägt die Augen auf. Er weiß nicht,

warum er sie aufmacht; er will sie auch nicht aufmachen. Sie gehen von selbst auf. Da sieht er dicht über sich das sonnige, liebe Gesicht des alten Professors. Nun ist er sofort klar bei Sinnen. Groß und verwundert sieht er ihn an: sie wollten ihn doch operieren; heute früh.

„Herr Professor, bin ich noch nicht operiert?“ Stefan Krieg lacht ihn herzlich an: „Greifen Sie auf den Kopf, Heß!“

Wolf tut es. Verblüfft sieht er auf den Leiter der Klinik. Da ist ja ein gewaltiger, starrer Verband auf seinem Kopfe! Der Alte hört nicht auf zu lachen und meint: „Ja, lieber Heß, wir haben es schon! Sie sind bereits operiert!“

Da werden ihm erst die Worte klar verständlich. Ein Glücksgefühl durchrieselt ihn, daß er am liebsten aufgesprungen und im Zimmer herumgetanzt wäre. So ergreift er mit leuchtenden Augen die Hand des edlen, alten Professors und führt sie in tiefer, heißer Dankbarkeit und Verehrung an die Lippen.

Stefan Krieg gibt ihm noch Anweisungen, wie er sich zu verhalten habe, gebietet strenge Regungslosigkeit und geht mit herzlichem Kopfnicken. Sofort umringt ihn die Schar der Leichtwunden. Der Schlesier reicht ihm freundlich die Hand. Es ist eine große Freude in allen Gesichtern; selbst der wilde, derbe Ruschka hat glänzende Augen. Wolf sieht sie alle dankbar an, und sie verstehen ihn.

„Wie lange hat die Operation gedauert,“ fragt er den Schlesier.

„Fast zwei Stunden,“ entgegnet der bedeutungsvoll.

„Ja, bei zwa Stund'“ bestätigt auch der Dzeandampferheizer. „Dds woar a longe Operation!“

Da kommt die Wärterin und jagt sie schimpfend von seinem Bette.

„Bleiben Sie nur ganz ruhig, vielleicht können Sie schlafen. Sie dürfen sich gar nicht anstrengen, auch nicht reden,“ ermahnte sie ihn.

Wolf Heß liegt in den Kissen und ist glücklich. Er fühlt sich so frei und wohl, als wäre er neugeboren. Dazu scheint die Herbstsonne hell in den Saal. Die Hände auf der Decke liegend, sieht er ins Licht; immerfort nur sieht er ins Licht. Es ist eine Seligkeit in ihm, eine Befreiheit, als umflößen all die warmen Strahlen sein Herz. Lange Zeit verdammert er in dieser süßen Gedankenlosigkeit. Es tut wohl, so zu liegen, ohne Sorgen, ohne Pläne, nur vor sich hinzuschauen. So tut er lange Zeit. Dann aber kommt ihm erst der volle Sinn für die Bedeutung dieser Stunden, in denen er durch die Künstlerhand des Professors dem Leben wiedergegeben worden ist.

Und das volle Glück des wiedererlangten Lebens und die Schauer des so nahe gestandenen Todes durchbeben ihn. Nun erst merkt er auch den ekelhaften, garstigen Geschmack, den er bis tief in den Magen hinunter hat. Mit jedem Atemzug strömt er ihn aus, mit jedem neuen hat er ihn wieder in Nase und Leib. Es ist der widerliche Geruch des eingeatmeten Chloroforms, der auf Kopf und Magen drückt; ganz dumpf sind beide. Wolf verspürt einen fortwährenden Brechreiz. Doch noch ist er zu selig, um ihm viel Aufmerksamkeit zu schenken. Alle seine Gedanken sind fern von hier, in einem kleinen Dorf, bei seinem Großmütterchen! Was wird die Arme

gebangt haben! Und wie wird sie sich freuen, wie wird sie glücklich sein, wenn sie erfährt, daß er alles gut überstanden hat! Gleich nach dem Essen will er den Schlesiern bitten, für ihn an die Großmutter zu schreiben. Bald nach diesem Vornehmen schläft er ein.

Als er wieder aufwacht, ist es fünf Uhr nachmittag. Die Leichtkranken sind alle im Park. Es ist still im Saal. Er sieht niemand, denn er darf den Kopf nicht heben. Darin nagt und bohrt es ganz leise. Er horcht aufmerksam auf diesen Schmerz. Es ist, als ob er langsam anschliche und mit vorsichtigen Pfoten taste; dann ist es vorbei. Und dann kommt er wieder. Wolf ist gekommen. Er atmet nimmer so frei wie früher. Er hat sich vorher so wohl gefühlt; nun ist die leise Ahnung der kommenden harten Stunden in ihm.

Ganz langsam und vorsichtig versucht er den Kopf auf die Seite zu drehen. Da ist ihm, als ob man eine breite Wunde der Länge nach auseinander risse. Erschreckt wendet er den Kopf zurück und wagt kaum zu atmen. Es dauert eine Weile, bis der starke Schmerz nachläßt. Hernach greift er behutsam auf den Verband. Er ist groß und geht um den ganzen Kopf; dabei fühlt er, daß er vergipst ist. Behutsam gleiten seine Finger über die Stelle, wo er operiert sein muß. Er spürt Feuchtigkeit. Rasch hält er die Hand vors Gesicht: die Finger sind blutig. Da bekommt er große Angst. Das Blut ist durch den dicken Verband gesickert, die Wunde blutet von neuem! Und er hat das wohl durch seine unvorsichtige Bewegung verursacht! Er hätte eine Zentnerlast verloren, wäre eine Wärterin an sein Lager getreten.

Der Schmerz wurde ärger, und mit ihm kam ein

immer größeres Durstgefühl. Sein Gaumen brannte nach einem Schluck Wasser. Und auch seine Wunde brannte. Immer deutlicher wurde der Schmerz. Wolf lag regungslos, mit zusammengepreßten Lippen, seine Augen groß auf die gegenüberliegende Wand gerichtet. Auf der Stirn hatten sich drei tiefe Falten eingegraben. Die großen Fenster in der Mauer führten auf die Spitalstraße hinaus. Von Zeit zu Zeit konnte er die gleitenden Leitungsbügel der elektrischen Straßenbahn sehen. Um den Schmerz etwas zu vergessen, wartete er gespannt auf das Erscheinen der leise vorüberhuschenden Bügel. Wenn er die Augen etwas drehte, konnte er das Zifferblatt der Pendeluhr sehen. In längeren Pausen schielte er hinüber; er war jedesmal entsetzt: wie gräßlich langsam die Zeit dahinkroch! Ein tiefes Bangen vor der Nacht bemächtigte sich seiner. Er dachte nun an nichts als an seine Schmerzen. Die dauerten hartnäckig an. Manchmal stieß ein Kranker einen Seufzer aus. Iwanowitsch hustete fast ununterbrochen. Was muß der Arme wohl leiden, dachte Wolf. Und er faßte sich. Wäre nur nicht der gräßliche Gestank aus seinem Innern gewesen! Und der brennende Durst!

Und Schmerzen und Durst und Chloroform quälten ihn weiter.

Bald darauf kamen die Leichtkranken aus dem Hofe. Wolf atmete erleichtert auf; Gott sei Dank, nun war nicht mehr die tote, eintönige Stille im Raume. Er horchte angespannt auf ihre Reden und Späße. Ein Handlungskommiss ahmte gerade einen Trottel nach, und alle schüttelten sich vor Lachen. Kuscha stöhnte wie ein Nebelhorn. Darauf erzählte der berbe Seemann eine

starke Geschichte, die er mit zwei Matrosen auf einer seiner Fahrten drüben in Schanghai im Hause der neun- undneunzig Seligkeiten verübt hatte.

„Ihr hättet die schlüßäugigen Chinesinnen sehen sollen!“ rief er unter polterndem Lachen. „Die haben sicher noch ein Vierteljahr lang mit Grausen an uns gedacht! 's war auch eine Idee vom Unterraat; zu toll! Wir haben sie mit unseren Messern gewaltig lech gemacht! Geheult haben sie, als steckten sie auf Spießern. Wir hatten es aber hernach verdammt an der Zeit, ins Freie zu kommen; zum Glück war's rabenfinstere Nacht! Also die Straßen im närrischen Lauf hinunter, zum Hafen hinaus und hinein in das Schiff. Wir waren gewaltig froh, als der Dampfer nächsten Morgen in See ging.“

Unter Lachen und Fragen setzten sich alle mit dem Seefahrer an den langen Tisch.

Der Schlesier trat an Wolfs Lager und fragte, wie es ihm gehe. Er klagte ihm, daß er starke Schmerzen hätte, viel ärger aber unter dem brennenden Durste litte. Der Schlesier nickte: das würde in der Nacht noch viel ärger. Er dürfte aber um keinen Preis der Welt trinken! Und er erzählte ihm die Geschichte von einem Fleischergefelln, der zwei Betten weiter als Iwanowitsch gelegen und in der Nacht trotz des strengen Verbotes aufgestanden sei, das Glas seines Nachbars ausgetrunken, bald darauf erbrochen habe, aus dem Brechen nimmer herausgekommen und gegen Morgen tot gewesen sei.

Wolf schauderte. Er wollte sich nicht eines Trunkes Wassers willen in den Tod bringen! Und sollte ihm der Durst die Kehle ausbrennen!



Lustig klapperten die Teller der Essenden. Er verspürte keinen Hunger. Kurze Zeit nach der Mahlzeit kam der Inspektion habende Arzt; er ging von Bett zu Bett, sprach mit der Wärterin Luise und sah nach den Fiebertabellen. Bei Wolf maß er das Fieber selbst nach, richtete einige Fragen an ihn und befahl ihm strenge Ruhe.

Am Tisch spielten sie Karten. Sie durften nur flüstern, um den Schlaf der Schwerkranken nicht zu stören.

Es wurde wieder still im weiten Saal. Fahl floß das Licht der Gaslampen auf die Betten nieder. Um zehn mußten sich alle niederlegen. Die Wärterin dämpfte das Licht durch grüne Schirme; es war nun ein mattes, angenehmes Dämmern im Raume.

Und nun kamen sie wieder geschlichen auf tückischen, leisen Pfoten: die harten Leiden. Diesmal auch für Wolf Heß. Es war, als wäre das Dämpfen des Lichtes das Zeichen dafür gewesen. Immer ärger, immer schneidender wurde der Schmerz. Es war ein Scharren und Wühlen und Bohren, daß Wolf der Schweiß auf die Stirn trat. Zwischendurch zuckte und riß es, so peinigend, daß es die Sehkraft seiner Augen verminderte. Wie mit hundert Messern stach der Schmerz in die glühende Wunde. Er mußte den Atem anhalten, um nicht aufzuschreien. Dazu der Durst, der glühende Durst! Das war kein Durst mehr, das war ein Brand, ein glühender, alles versengender Wüstenbrand! Es schien ihm, als würde er jeden Augenblick vergehen, als müßten ihn der in hellen Fieberflammen brennende Durst und die glösenden Schmerzen versengen. Das konnte nimmer wundes Fleisch sein; eine Schüssel rotglühender Kohlen hatte er im Kopfe! Wenn ich nur den Durst nicht hätte, denkt

Wolf. Der Durst ist mit schuld an den entsetzlichen, unerträglichen Qualen. Der Schlesier hat sich abends, ehe er zu Bette ging, ein Glas Wasser geholt ... Mehr dachte er nicht. Es kam ihm keine einzige Versuchung, nach dem Glase zu langen. Eher will ich dem zweifachen Brande erliegen, sagte er sich.

Iwanowitsch muß unerträgliche Schmerzen haben; sein Wimmern geht in lautes Schreien über. Der arme Mensch hat schon zu viel gelitten; er hat keine Widerstandskraft mehr. In Wolfs Seele regt sich tiefes Erbarmen. Wie leid ihm der Todkranke tut, der hier welkenfern seiner Heimat in Qualen ringt.

Ruschka beginnt wieder zu brummen. Da steigt es wie But in Wolf Heß auf, ob des Eigennuzes dieses bärenhaften Mannes. Wie er diesen kraftstrogenden Menschen in dieser Stunde haßt! Sind denn solche Menschen überhaupt noch krank? Man soll ihn morgen fortschicken! Ein nicht endenwollender Hustenanfall droht den armen Südamerikaner zu ersticken. Da sieht Wolf, wie der biedere Schlesier aufsteht und, über die Wärterin schimpfend, zu Iwanowitsch hinübereilt, um ihm zu helfen.

Dann ist es drüben eine Weile still. Wolf sieht noch immer von Zeit zu Zeit die Bügel oben an den Fenstern vorübergleiten: so ist es also noch immer nicht Mitternacht vorbei. Es deucht ihm, er läge schon Jahre im Bette. Plötzlich fängt unten einer zu beten an; langsam und stockend. Der muß den Tod neben sich fühlen, denkt Wolf. Lange betet der Kranke. Jäh schreit einer auf. Der Stimme nach ein Kind. Es wird der kleine neunjährige Judentnabe sein. Es ist herzerreißend, wie er

nach Mutter und Vater fleht. Dazwischen ruft er zu seinem Gott, daß er ihm helfe. Die Wärterin ist aus ihrem Verschlag gestürzt und beruhigt ihn. Die Thür zur Frauenabteilung öffnet sich, die Pflegerin tuschelt eine Weile mit ihr. Wolf sieht nur die Köpfe der beiden. In seinem Haupt rast und tobt es, daß er schreien möchte vor unerträglichem Jammer. Der Schwerverwunde neben ihm hat sich plötzlich aufgerichtet und steht auf. Schon aber ist die Wärterin da, zwingt ihn sich niederzulegen und zankt ihn heftig aus. Er lallt ein paar Worte und ist dann regungslos, wie tot. War das die letzte Lat, das letzte Aufflammen des Willens? Ein tiefes Unbehagen überläuft Wolf. Der Knabe wimmert jetzt nur, als läge er im Berdtschen. Iwanowitsch hat wieder einen argen Hustenanfall. Wolf horcht gespannt hin. Der Husten geht in ein schauerliches, langgezogenes Köcheln über; endlich erstirbt es. Und Wolf ist es, als wäre mit ihm der Leidende gestorben. Ein Grauen überkommt ihn. Der Tod, ringsum lauert der Tod! Ob er wohl auch in meine Nähe kommt? Ach Gott, er hockt ja schon neben mir, auf der Brust meines Nachbars hockt er! Der kann nun nimmer auf, der liegt jetzt ruhig; für immer. Ob er wohl schon auf mich schielt, der . . . Barmherziger Gott, nur nicht schimpfen! Hilf mir, Herrgott, bewahr mich vor ihm! Wenn es nur schon Morgen wär! Ich meine, beim Licht hat er nicht so viel Macht.

In der Ecke muß einer aufgestanden sein; er sieht deutlich den langen Schatten sich auf und ab bewegen. So geht wohl auch der Tod von Bett zu Bett, wie der Schatten dort, und schaut uns ins Gesicht; nur, daß wir ihn nicht sehen. Der Schlesier hat sich im Bette aufgesetzt, den Kopf in

die Hände gepreßt. Er steht auf. Da sieht er Wolfs Augen groß auf sich gerichtet. „Ich halt es im Bett nicht aus; wenn ich umgehe, ist es besser.“ Und sich besinnend: „Wie geht es Ihnen? Haben Sie arge Schmerzen?“ „Ich kann's kaum ertragen; dazu der Durst! Mein Hals ist eine glühende Röhre.“ Der Schlesier nickt: „Na, trösten Sie sich, es ist schon halb eins und morgen dürfen Sie schon trinken!“ Halb eins! Halb eins erst! denkt Wolf mit Entsetzen. Heiliger Gott, erst halb eins! Noch einmal so lang dauert die Nacht! Diese entsetzliche Nacht, in der jede Sekunde durch Durst und Schmerzensqualen zur Ewigkeit wird! Er fühlt sich so elend, so hoffnungslos. Und in dieser Ohnmacht, der fürchterlichen Wucht all des unertragbar Scheinenden gegenüber, fühlt er sich mit einem Male so matt. Diese Mattigkeit aber löst eine entsetzliche Angst in ihm aus. Da kommen die Schmerzen um so ärger. Wolf ist dem Heulen nahe. Weit über die Schläfe hämmert der Schmerz; die Augen zucken. Bange, feige Gedanken durchrasen ihn, und sein Kopf beginnt unter dem stoßenden Atem durchbohrend zu stechen. Wolf ermannt sich; er muß ruhig werden, muß gleichgültig sein, sonst kann er es nicht ertragen. Er will etwas ganz Ruhiges denken. An die Großmutter? Nein, das auch nicht. Er beginnt zu zählen. Ruhig, Zahl um Zahl. Wie kleine Kinder zählen. Dann sagt er sich: ich will einmal eine Viertelstunde auszählen. Und er zählt immer wieder sechzig. Als er aber sieht, wie lange nun erst recht eine Viertelstunde wird, läßt er es erschreckt gehen. Er fängt an, Gedichte aufzusagen; erst deutsche, dann englische. Und kommt schließlich ins Denken und Träumen, und seine

Phantasie fliegt über Länder. Er hört sogar Zwanowitsch nimmer husten.

Plötzlich vernimmt er schauerliche Töne. Erstarrt horcht er nach der Gängtür. Sie geht auf, und herein tritt ein Priester mit der letzten Bezehrung. Vor ihm ein Mann. Gellend tönt das Glöckchen. Das Lotenglöckchen! Alle fahren aus dem Schlafe auf; unheimlich läuft es ihnen über den Rücken. Wer war es, bei wem stand der Knochenmann? Mit großen Augen starren sie auf den Priester. Wolf steht der Atem still. Er hat kein Herz; es ist alles in ihm starr. Da öffnet der Mann die Thür der Frauenabteilung, und der Priester tritt hinaus. Ein Seufzer der Erleichterung geht durch den Saal, wie wenn ein großer Blasbalg Luft ausströmt.

Lange Zeit kein Laut. Alle sind still unter dem Eindruck des Großen, das drüben vor sich geht. Es scheint, als ob sie alle ihre Leiden plötzlich gering erachten gegen jenen Kampf, der da drüben um ein Lebenslicht geht. Aber mein Nachbar links, denkt Wolf, der ist wohl in die Ewigkeit gegangen, ohne auf die Hand des Priesters zu warten. —

So kriecht die Zeit dahin, wenn es den Begriff Zeit überhaupt für einen Schwerverwunden, Fiebergequälten gibt. Die Uhr schlägt drei. Wolf zählt deutlich die Schläge. Alle liegen in ihren Betten; die meisten schlafen. Auch Zwanowitsch hustet nur mehr selten und kurz. Kein Laut; keiner scheint mehr Schmerzen zu haben; alle schlafen.

Angestrengt horcht Wolf auf die leiseste Regung; deutlich vernimmt er die ruhigen Atemzüge. Nur daß sich manchmal einer im Schlafe umbreht; oder ein leiser

Seufzer; das ist alles. Scharf und kurz tickt die Uhr. Ob die drüben wohl schon gestorben ist? Ob sie noch mit dem Tode ringt? Es ist etwas Furchtbares! Nur nicht sterben!

Einer redet im Traum; zusammenhangloses Zeug. Die Länge dieser eintönigen Nacht legt sich dumpf auf Wolf heiß' Sinne. Schlafen, schlafen! Verzweifelt streckt er die Hände in die Höhe. — Da wird er plötzlich gewahr, daß seine Wunde lange nimmer so schmerzt. Und auch der Durst brennt nimmer so. Er ist innen vertrocknet wie Wüstenboden. Immer stiller wird das Ragen und Brennen. — Die Uhr schlägt vier. Vier, vier, vier, Gott sei Dank! Noch zwei Stunden auf Tag! Wolf horcht scharf in den Saal — nichts. Es ist, als ob eine einzige große Brust sich höbe und senke. Sie alle schlafen, denkt er. Eine wohlthuende Müdigkeit kommt über ihn. Mit einem Male schlummert er.

#### XIV.

**W**olf war nun schon über einen Monat im Spital. Draußen warfen die kühlen Herbstwinde die goldgelben und kupferroten Blätter von den hohen Alleebäumen. Gleich am nächsten Tage nach der Operation war Sofie von Bergh im Saal erschienen und hatte sich an sein Lager führen lassen. Wie rührend die geliebte Frau gewesen war! Ihre Augen hatten sich immer wieder mit Tränen gefüllt, als sie ihn so bleich, matt und verbunden liegen sah. Lang hatte sie seine Hand gehalten. Er war so müd, aber so tief glücklich gewesen. Wolf hatte sie gebeten, seiner Großmutter einige Zeilen zu

schreiben. Mit schwacher Hand hatte er seinen Namen darunter gesetzt. Beim Abschied hatte er ihr mit innigem Blick gesagt: „Jetzt weiß ich, daß ich nimmer sterben kann!“

Nun ging er längst herum, las Zeitungen und schrieb Briefe. Manchmal kam der Schmerz. Da machte er es dann genau so wie der Schlesier, der vorige Woche in seine Heimat abgereist war, er nahm den Kopf in beide Hände und saß regungslos, bis es wieder vorüberging. Auch der Handlungskommis, der Spaßvogel, war nimmer da. Der kleine neunjährige Junge saß ebenfalls schon munter aufrecht im Bette und las in einem Kinderbuch. Er hatte Verwandte in der Hauptstadt; täglich kam eine feingekleidete Dame, die Früchte und Naschwerk auf seine Decke breitete. Fast alle, die zu Wolfs Eintritt im Saal gelegen hatten, waren aus den Betten. Nur der arme Südamerikaner lag noch immer mit seinen Schmerzen; im neunten Monat schon. So oft ihn Wolf unbemerkt beobachtete, war es ihm, als läge eine tiefe, stumme Trauer in seinen dunkeln Augen. Der Arme tat ihm von Herzen leid. Er hatte sich schon manches Mal, seit er auf war, an sein Lager gestellt und ihn gefragt, wie er sich fühle, ob es ihm arg weh tue, ob er Wasser wolle, oder ob er sonst einen Wunsch habe. Mit dankbaren Augen sah der Leidende seit jener Zeit auf den hochgewachsenen Studenten. Es war Wolf nicht entgangen, daß er, seit des einfachen schlesischen Landarbeiters Weggang, der einzige war, der mit Iwanowitsch sprach.

Ruschka, der, so rätselhaft es Wolf Heß schien, noch immer im Spital war, mochte den Kranken nicht leiden, und sein Kreis war groß. Und weil er den Süd-

amerikaner geringschätzig einen Juden schimpfte, taten es die andern auch und mieden ihn mit Absicht. Iwanowitsch aber wußte das und litt darunter. Sie alle waren froh, sie alle unterhielten sich, scherzten miteinander, und nur er, er hatte niemand; er mußte allein liegen, unbeachtet, ungeliebt. Das tat ihm weh. Seit Wolf das gesehen, verbrachte er viele Stunden des Tages bei dem Schwermkranken. Er setzte sich zu seinen Häupten und plauderte mit ihm, und der Jude erzählte von seiner fernen Heimat, von Frau und Kindern, von seinem Geschäft — er war Kaufmann —, und seine Augen glänzten vor Dankbarkeit und Glück.

Wenn Wolf morgens munter wurde und sich im Bett aufsetzte, waren Iwanowitschs Augen schon auf ihn gerichtet, um ihm mit leiser Handbewegung und glänzendem Blick guten Morgen wünschen zu können. Und seine bleichen Züge überdeckten sich mit einem Schimmer freudigen Rotes. So glücklich war er, jemand lieben zu dürfen, sich von jemand geliebt zu wissen. Die andern sahen Wolf mit großen Augen an, als er mit dem Juden so enge Freundschaft machte, aber keiner, selbst der Heizer nicht, wagte ein Wort zu sagen. Mit dem Heizer übrigens war Wolf auf gutem Fuße; er ging manche Stunde mit ihm im herbstfrischen Park spazieren, und Kuscha erzählte von den Schiffen, auf denen er gearbeitet, und den Häfen, die er angefahren. Er hatte San Franzisko, Buenos Aires, New York gesehen, war in Haiti und Kuba herumgelungert, wo er mit knapper Not einem furchtbaren Zyklon entwichen war, hatte Tage in Riutschou und Hongkong verlebt; war in Yokohama jeden Tag in der Opiumschenke gelegen; wäre in Bombay beinahe von dem



Bruder eines Mädchens aus der Sekte Bishnu erschlagen worden, weil er, der Unreine, gewagt hatte, sie zu berühren; und in Kingston auf Jamaica wäre es ihm fast nicht viel besser ergangen, da er ganz aus Versehen ein Eheweib erwischt hatte. Seine Geschichten handelten immer von Frauen. An jede Anlaufstelle knüpfte sich eine Weibsgeschichte. Es war ihm das eigentlich nicht zu verdenken, wenn man den Riesen vor sich sah, der wochenlang nicht aus dem Heizraum im Schiffsrumpf herauskam. Er war gerade nicht fein und brachte alles offen und derb, wußte aber doch so viel des Fremdländischen mit hineinzubringen, daß Wolf mit Spannung seinen Fahrten und Erlebnissen lauschte.

So kam der heilige Abend. Mit glänzenden, warmen Augen standen sie um den Lichterbaum. Mancher fehlte und feierte Weihnacht daheim, mancher sah mit müder, schmerzvergessender Seele auf den buntgeschmückten Lannenbaum. Ein Arzt nahm die Verteilung der Geschenke vor. Für Wolf Heß lagen zwei Päckchen unter dem Baum. Überrascht und freudig nahm er sie in Empfang. Das größere war von der Großmutter. Mit inniger Liebe betrachtete er eine lange Weile die etwas steifen, altmodischen Schriftschneider. Ein Paar warmer, fester Socken lag darin und ein mächtiges Stück Pflaumenkuchen, den Wolf für sein Leben gern aß. Er war tief gerührt über die liebevolle Sorgfalt der guten Alten.

Was mochte aber das zweite Päckchen nur enthalten! Von wem kam es? Neugierig riß er es auf. Er traute seinen Augen kaum! Eine prachtvollte Uhr samt Kette; beides aus Gold! Er wußte sofort, von wem es war.

Nur eine auf der Welt konnte so großmütig geben: Sofie von Bergh! Mit tiefer Ergriffenheit las er ihre lieben Weihnachtswünsche, denen der junge Gerhard seine beigefügt hatte. Das war sein köstlichstes Weihnachtsfest! Nein, wenn Großmutter das wüßte! Was wird die für Augen machen, wenn ich ihr das schreibe! Wie ist doch Frau von Bergh groß in ihrem gütigen, liebevollen Herzen! In seiner Freude lief er zu Iwanowitsch. Auch er hatte Geschenke bekommen und war glücklich.

So freuten sie sich denn beide. Auch Ruskla zeigte er seine reichen Weihnachtsgaben. Nur für diesen war nichts aus der Heimat gekommen. Wo hatte er denn seine Heimat? Er wußte es ja selber kaum mehr. Längst waren ihm beide Eltern gestorben; und er hatte niemand auf der Welt, der ihn liebte, der an ihn dachte. Seine eigentliche Heimat war das Meer geworden. Und in dieser Heimat würde er ja auch einst zur Ruhe kommen nach rauhem Leben und rastlosen Irrfahrten. Er hatte aber doch auch sein Weihnachtsgeschenk: ein schönes Hemd, das ihm die Spitalsverwaltung unter den Baum gelegt hatte. Darüber freute sich der wilde, einsame Mensch. Wolf wollte ihm eine Freude machen und gab ihm ein gewaltiges Stück Kuchen. Das schien den Heizer so zu rühren, daß er sich auf Wolfs Bett setzte und, während es sich beide trefflich munden ließen, auf einmal von seiner Jugend zu erzählen begann. Und Wolf staunte, mit welch zarten Händen der ungefüge Mensch die Schätze seiner Kindheit vor ihm ausbreitete.

Pack und Bäume lagen jetzt im Schnee.

Anfang Januar ging Ruskla. Er war ausgeheilt und wollte nur wieder Arbeit nehmen auf einem Dzean-

dampfer. Ja, es war wohl ein harter Beruf, aber es war doch auch zu schön, die Welt anzulaufen, bald da, bald dort, und überall hineinzugucken in ihre seltsamen bunten Bilderbögen. Und er konnte nun einmal nicht ohne Meer sein.

Er ist ihm hart geworden, der Abschied. Immer wieder schüttelte er Wolf Heß die Hand. Dann hat sich die Tür hinter dem Riesen geschlossen.

Wolf Heß war schwer zumute. Es war ihm, als hätte sich ein Stück in seinem Innern gelöst und nun wäre da eine Leere. Und diese Leere bedrückte ihn. Es ist so eigen in der Welt! Menschen, die man früher nicht gesehen hat, führt einem die Fügung in den Weg, man geht ein Stück mit ihnen, und wenn sie das Schicksal wieder in die Welt treibt, fühlt man erst, daß sie einem lieb geworden sind. Das legt sich wie ein tiefer Schatten auf die Seele. Dann aber wird einem bewußt, daß sie uns in der Erinnerung leben, und dies Trostgefühl der Unverlierbarkeit verschönt den Schmerz der Stunde.

Wolf fährt aus seinem Sinnen auf. Iwanowitsch hat ihn gerufen. Er hat feuchte Augen.

„Er war gut zu mir, seit Sie da waren,“ rechtfertigte er das Raß seiner tiefschwarzen Augen. Und mit beklommener Stimme: „Wie lange noch, und auch Sie gehen fort.“

Wolf nickte. Und er fühlte etwas wie Trauer in seiner Seele bei dem Gedanken.

„Dann liege ich hier allein und habe niemand mehr,“ sagte der Jude mit leiser Stimme.

„Aber lieber Herr Iwanowitsch, was denken Sie denn! Bis ich fortgehe, sind Sie längst gesund! Haben Sie

denn die Worte Professor Kriegs schon wieder vergessen? Bis in einer Woche dürfen Sie doch aufstehen!"

Iwanowitsch lächelte glücklich. „Ja, bis in einer Woche darf ich aufstehen. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich mich darauf freue! Aufstehen nach so langen Monaten! Aufstehen!"

Und sich mit ängstlichen Blicken an Wolf wendend, als könnte er es gar nicht mehr glauben: „Meinen Sie wirklich, daß ich werde aufstehen dürfen? Daß ich es doch noch erleben werde, heimfahren zu können nach Buenos Aires, zu meiner Frau, zu meinen Kindern?" Wolf bestärkte ihn und sagte, daß er doch um so vieles frischer aussehe wie früher und gar nimmer huste. Das machte den Kranken übergücklich.

In der ersten Februarhälfte untersuchte Professor Krieg wieder einmal Wolf Heß und rief dann aus: „Na also, was wollen Sie, lieber Freund, Sie sind vollständig ausgeheilt! Es hat sich alles prachtwoll gemacht!" Und sich an Dr. Rauch wendend, als wollte er ihm ein Lob aussprechen: „Wirklich prachtwoll!"

Wolf Heß war übergücklich. Also wenige Tage noch, und er durfte wieder heim! Heim ins stille Dorf, zur alten Großmutter! Fünf Monate lang war er hier gewesen im Krankensaal, hatte er Großmutter und sein Dorf nicht gesehen.

Eine Sehnsucht packte ihn bei dieser Nachricht, daß er am liebsten noch in dieser Stunde gefahren wäre. Iwanowitsch, der einige Schritte entfernt stand, machte traurige Augen. Er war nun tatsächlich seit Wochen auf, und es ging ihm ständig besser. So konnte nun auch er nach Hause schreiben: Freut euch, denn nun komme ich bald.

Und dann kam der Tag, an dem Wolf Abschied nehmen mußte. Wieder stand er in seinem Anzug im Saal, die schöne goldene Kette leuchtete auf seiner Brust, seine Augen aber waren trüb und ohne Glanz. Er war in der Ambulanz gewesen, hatte sich mit Tränen des Dankes von dem Professor Krieg verabschiedet, den Arzten die Hand geschüttelt, besonders ergriffen dem Kleinen, dicken Dr. Rauch, der ihn durch so viele Monate wie ein Vater behandelt, war auch zu den Wärterinnen gegangen, und nun wollte er von seinen Saalgenossen Abschied nehmen. Er hatte sich das für zuletzt aufgehoben, als wisse er, daß ihm das am härtesten fallen, daß er von hier sich am schwersten losreißen würde. Er ging von Bett zu Bett, jedem herzlich die Hand gebend. Fast keiner außer Iwanowitsch war mehr von denen da, die bei seinem Eintritt in das Spital im Raume geweilt hatten. Sie alle waren wieder draußen in der Welt. Heute sollte er hinaus in den Kampf. Traurig ging er auf den Südamerikaner zu: „Leben Sie wohl, lieber Herr Iwanowitsch, und werden Sie bald ganz gesund! — Und vergessen Sie mich nicht, wenn Sie wieder daheim sind in Buenos Aires! — Schreiben Sie dann einmal, wie Sie nach Hause gekommen sind!“ setzte er nach einem Würgen dazu.

Iwanowitschs Augen waren ebenfalls voll Tränen. „Sie waren stets gut zu mir. Sie waren der einzige. Wie sollte ich Sie und das je vergessen können, was Sie in schweren Stunden des Leidens an mir getan! Ich werde Sie nie vergessen — und beschütze Sie Gott! Leben Sie wohl, lieber Herr Heß!“

Nun wäre Wolf fertig gewesen; nun hätte er ja gehen

können. Aber es war, als ob ihn etwas hielt. Und er ging zu seinem Bett zurück, fuhr glättend über die Decke, als hätte er heute morgen nicht ordentlich aufgebettet, las nochmals seinen Namen auf der Fiebertafel, der fünf Monate hier gestanden hatte und nun weggelöscht werden würde, um einem anderen Platz zu machen, dann raffte er sich energisch zusammen und ging der Saaltür zu. Einen letzten Blick noch warf er von hier auf die Stätte zurück, in der er so viel gelitten und so viel fremdes Leid gesehen, dann wandte er sich hastig um und ging.

Draußen im Hofe lag dichter Schnee; unaufhörlich fiel neuer herab, Wolf aber achtete dessen nicht. Traumverloren stand er im Hofe und starrte auf die Fenster und den grauen Bau, in dem er so lange gelebt — und der, wie er nun deutlich sah, ihm lieb geworden war. Wie hatte er sich all die Zeit gefreut und gesehnt, hinauszukommen, wieder heim, und nun sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte und kein Platz mehr für ihn in diesen Räumen war, fühlte er etwas wie Heimweh nach dieser Stätte des Leides.

All die Zeit zog an seinem Geiste vorbei mit ihren entsetzlichen Leiden, ihren Durstqualen, ihren schlaflosen Nächten, ihrem Stöhnen, Beten und Sterben. Und sie alle standen vor ihm: der Handlungskommis, der Schlesier, Ruskfa, der Dzeandampferheizer, und all die andern. Sie alle hatte es hinausgetrieben ins Leben, in die Arbeit. Mit langsamen Schritten ging Wolf heiß durch den Hof.

Und als er durch den breiten Torbogen getreten war, stand er wieder draußen in der Welt. Das Losen und Lärmen und Hasten der Großstadt mit all ihrer Beweg-

lichteit und Buntheit nahm ihn in seinen Strudel und riß ihn fort. Aus tausend Puffen schlug das Leben, jeder seinem Ziele zudrängend. Hier war keine Zeit für trübe Gedanken, und bald trieb Wolf Heß mit scharfen Augen auf den Wellen des Großstadtlebens. Und als er im Zuge saß und ihm jede Station förmlich zurief, wie es ihn immer näher seiner Heimat zutrüge, da war alle Trübsal vergessen, und auch in ihm begann das Leben wieder mit allen Puffen zu schlagen.

Nachmittags fuhr der Zug in den Herzogenstedter Bahnhof ein. Wie freundlich die Türme grüßten! Freudig sprang Wolf vom Trittbrett. Nach fast einem halben Jahre sah er wieder seine Studienstadt! Doch was war dort! Wer war das einfache Bauernweiblein in der Schar der wartenden Menschen? War das nicht —?

„Groußmuaddarl! jou, Groußmuaddarl, du bist as!“ Mit weitgedffneten Armen lief er auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

„Woiffl! mein Good, Woiffl! weil i di nuar wieda hob'. Good g'seg'n dein Hoamgong!“ Immer wieder küßte sie ihn. Dann machten sie sich auf den Heimweg. Mit glücklichen Augen sah die Greisin immer wieder zu ihrem großen Enkelsohne auf: „Weil i di nuar wieda hob', Woiffl! Na, wiar i 'n Hearrgood donk, daß i di wieda siach!“

Wolf fragte sie, wie es ihr all die Zeit ergangen wäre; sie aber hatte nicht Zeit, darüber zu reden; sie war glücklich und mußte nur immer wieder ihren Buben ansehen. Mitten auf der Straße mußte er stehenbleiben und ihr zeigen, wie sie ihm den Kopf aufgestemmt hätten. Wie

sich die Alte erkreuzigte! Daß es denn so etwas nur gäbe! Wie man denn das nur überleben könnel! Und die vielen Schmerzen! Als ihr Wolf von seinen ersten Nächten erzählte, liefen ihr die Tränen nur so über die Backen.

„Hiagt is jo ollas guat, Groußmuadda!“ beruhigte sie Wolf. „Hiagt bi i jo wieda bei dir!“

„Jo, hiagt bist d' wieda bei miar, Woifl; oba dd väll'n Schmeary'n! — Na, weil i di nuar wieda hob'!“ Alle Stück Weg rief sie das glücklich aus.

Als sie das Dorf liegen sahen, blieb Wolf lange stehen und sah hinunter; und seine Augen wurden warm vor Glück.

Im Dorf drinnen mußten sie zu den Schulmeisterleuten. Martin Lönns stand am Fenster und winkte ihnen; er stand schon lange da, um den Augenblick ja nicht zu verpassen. Frau Lönns hatte Kaffee bereit gemacht, und so saßen denn bald alle vier mit frohen Gesichtern um den Tisch. Wolf mußte erzählen, und er tat es mit beredter Zunge. Die drei kamen aus dem Bemitleiden und Staunen gar nicht heraus. So wurde es Abend, und Großmutter Heß sagte: „Hiagt miass' ma oba hoam gehn, Woifl! I muß d' Goas' fiattarn.“

Mit herzlichen Abschiedsworten geleiteten die beiden freundlichen Lönnsleute ihre Gäste über die Türschwelle.

Als Wolf wieder in der alten, trauten Stube stand, nahm er Großmutter in die Arme und hob' sie hoch: „Good sei Donk, daß i wieda dahoam bi! Dahoam is holt dahoam!“

Bald nach dem Nachtessen öffnete sich die Tür und



Karl Schnellinger trat ein. In beider Augen stand die helle Freude, sich wieder zu sehen. Und es dauerte gar nicht lange, so waren auch Jochen Nihl und Klaus Löffler da. Das war ein fröhlicher Abend! Sie alle freuten sich von Herzen, Wolf wieder heil und gesund in ihrer Mitte zu haben. Am glücklichsten aber war das alte Mütterchen. So aufgeräumt war sie seit langen Zeiten nimmer gewesen. Und weil sie doch mit solcher Freude nicht müßig sein konnte, meinte sie: „Woart's, Duab'n, i moch' uns a quat's Lack'l Kaffee! Wdigt's?“

Das waren sie alle einverstanden, und während sie Wasser und Milch zusetzte, nahm Karl Schnellinger die Mühle zwischen die Knie und rieb Kaffee.

So saßen sie bis tief in die Nacht beisammen und waren glücklich, daß es wieder so war wie einst vor Jahren, als sie noch kleine Buben gewesen waren.

\*

Für Wolf Heß kam nun die schwerste Zeit seines Lebens. Mehrere Professoren waren der Ansicht, daß er den Stoff bis zur Reifeprüfung nicht zwingen könne, denn er hatte nicht nur den neuen des veräumten Halbjahres nachzuholen, sondern auch den aller andern Jahre des Obergymnasiums, der bei der Endprüfung gefordert wurde. Doch Direktor Spiegel und Professor Pokorny, der Klassenvorstand der Achten war, hatten Vertrauen zu Wolfs Kraft und Können und meinten, man solle es versuchen und ihm einige Monate Zeit lassen. Währenddessen könne er die veräumten Studien nachholen, und die hernach vorzunehmende Prüfung würde zeigen, ob er der Riesenarbeit Herr geworden.

Und Wolf machte sich nun mit einem eisernen Willen ans Studium, der nichts zuließ wie Arbeit. Frau von Bergh hatte sich, da sie die Besorgnis der Professoren teilte, an den Direktor gewandt, um dessen Ansicht einzuholen. Dessen Meinung war, daß Wolf den Anforderungen Herr werden würde, besonders wenn es möglich gemacht werden könnte, ihn von der Plage des zeitraubenden Stundengebens zu entbinden. Worauf die Dame entgegnete, daß es in ihrem Entschlusse stehe, für alles aufkommen zu wollen. Wie war Wolf ergriffen, als sie ihn nach dem nächsten Mittagstisch in ihren Salon bat und ihm hier entschieden eröffnete, daß es ihr Wille sei, ihm heuer noch die Reifeprüfung zu ermöglichen und für alles zu sorgen, was er zu seinem Lebensunterhalt brauche.

„Und von heute an,“ schloß sie, „essen Sie jeden Tag bei uns, kommen zur Pause und machen sich dann gleich auf den Heimweg, damit Sie gehörig Zeit für ihre Studien gewinnen.“

Als Wolf erwiderte, er könne so viel Hochherzigkeit ja gar nicht annehmen, sah sie ihn nur innig an und fuhr statt jeder Antwort lieblosend mit ihrer schönen Hand über seine Wange.

Da neigte sich Wolf über ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen; leise fuhr sie mit der andern über sein Haar. Er war nun aller Sorge frei. Aber nun bestand noch eine Verpflichtung mehr, die Prüfung zu bestehen. Und so machte er sich wie ein Wütender über die Studien; mit einer Zähigkeit, die so hartnäckig war, daß Großmutter ernstlich befürchtete, es könnte seiner noch schwachen Gesundheit schaden. Tag für Tag brannte die Lampe bis

weit über Mitternacht; mehrmals in der Woche bis drei Uhr nachts.

So ging es bis in die warme Zeit. Nun legte sich Wolf früher nieder, war aber aus dem Bette, ehe es draußen noch recht graute. In dieser harten Zeit gönnte er sich keine Freude. Selbst Sonntags mußten die Freunde ihre Abendwanderung allein machen. Er legte sich statt dessen ins Bett und war unendlich froh, sich einmal die Woche gehdrig ausschlafen zu können. Es ist einige Male vorgekommen, daß Wolf, der ja noch unter der Schwäche seiner Krankheit litt, von einer plötzlichen Mattigkeit übermannt, über seinen Büchern liegend einschlief; Barbara Heß, die von Zeit zu Zeit die Augen aufschlug, weckte ihn mit kummervollem Herzen.

Anfangs Mai legte er die Prüfungen über die versäumten Stoffe ab. Sie fielen zur vollsten Befriedigung der Professoren aus.

Und dann kam der Julitag, an dem Wolf Heß im schwarzen Anzug und Cylinder der Stadt zuschritt, das Reisezeugnis zu erwerben. Das letztemal als Schüler, nach acht vollen, langen Jahren. Wolf sah schmuck aus, als er in der schwarzen Tracht, die ihn noch schlanker machte, durchs Dorf schritt. Und es fehlte nicht an neugierigen, an verliebten und stolzen Augen, die ihm aus Fenstern, Torbögen und Gärten nachsahen.

Es war ein wunderbarer Morgen, voll Tau und Sonnenschein. Und in den Sträuchern und auf den Bäumen sangen die Vögel, und dazu wehte ein frischer Morgenwind, der belebend und düstereich von den Bergen über die Felder strich. Wolf schritt ruhig die Landstraße dahin. Und ebenso ruhig war er in seinem Innern. Es

war ihm vollauf gelungen, die Studien zu bewältigen, wovor also sollte er Bange haben. Und hatte er nicht die ganzen Jahre durch gründlich gearbeitet? Er brauchte sich also nicht zu fürchten.

Um so mehr aber dachte er an das neue Leben, das die abgelegte Reifeprüfung bringen würde. Acht Jahre war er bei Sturm und Regen, Schnee und Sonnenschein die Landstraße entlang in die Stadt gewandert; acht Jahre lang war er auf dem Gymnasium gewesen, hatte vieles gelernt und manches kostbare Gut von edlen Menschen empfangen. Und er dachte an den hochherzigen Direktor Markus Spiegel, dem er nun morgen bei der Zeugnisverteilung das letzte mal die Hand geben würde, an Professor Pokorny, dessen umfassendes Wissen er nun nimmer bewundern und dessen ergreifende Herzlichkeit und Güte er nimmer verehren würde können. Er dachte heißen Herzens an den weißköpfigen Naturwissenschaftler Professor Bachinger, mit dem er so manche Stunde im Kabinett gearbeitet hatte, an den kindlich gutmütigen Chemieprofessor Dr. Hugo Dworzak und an so manchen Schüler, der ihm lieb geworden. Sie trug nun das Leben auseinander und nie mehr vielleicht würden sie sich wiedersehen. Mit besonders warmem Herzen aber beschäftigte er sich mit Sofie von Bergh. Was sie in ihrem Herzensadel für ihn in harten Zeiten getan, das würde er ihr nie vergessen. Und was sie aus ihm gemacht, indem sie ihm die zarte Blüte ihrer Liebe in die Hände gab, die unter seiner Liebe strahlte und aufblühte, wie eine Wunderblume unter den goldenen Zauberstrahlen der Sonne, das würde er ihr danken bis an sein Ende! Sie hatte ihn wahre, reine Liebe gelehrt, hatte ihn in den Hain

hohen Frauentums geführt und ihm das heilige Mysterium erschlossen, das ihn zum Manne gemacht. Stets, solange er lebte, würde sie ihm einer jener Ruheorte bleiben, zu denen die Gedanken in stillen Stunden immer wiederkehren und immer finden, was sie suchen: Glück, Wärme, Frieden. Und er fühlte, daß sein Herz tief vor der Stunde bangte, wo er vielleicht auch ihr einst würde Lebewohl sagen müssen — und daß ihn die Sehnsucht nach ihr verzehren würde.

In diesen Gedanken ging er der Stadt zu. Zu Hause aber wirtschaftete Großmutter Heß und konnte nirgends Ruhe finden. Sie war nirgends bei der Sache. Was sollte sie auch! Hatte nicht ihr Bub heute seinen großen, schweren Tag! Und wenn sie sich auch hundertmal sagte, er würde glänzend bestehen, und wenn sie auch all die Mühe kannte, die er die vielen Jahre durch auf die Studien verwandt — nun, sie war einmal seine Großmutter und Mutter zusammen, und da mußte sie sich sorgen. Weil aber der beste Helfer in Sorgen der liebe Gott ist, so tat sie manches Gebetlein: bald im Ziegenstall mitten bei der Arbeit des Ausmistens, bald in der Stube oder in der Küche. Nach dem Essen hatte sie es auch mit Nähen versucht; aber es ging heute um keinen Preis. So klappte sie die Maschine zu und stieg in den Obstgarten hinauf. Da stand sie oben, schaute in die Baumkronen und dachte an ihren Buben. Diese Untätigkeit aber schien ihr unrecht; deshalb ging sie in den Gemüsegarten, begoß die Pflanzen und Blumenbeete und begann eifrig zu jäten. Dabei fiel allmählich der Abend ein. Barbara Heß kniete noch immer mit tiefgekrümmtem Rücken bei den Beeten und zog Unkraut aus. So genau

hatte sie es ihr Leben lang noch nicht genommen. Jedes Stengelchen, das auch nur erst ganz blaß aus dem Boden guckte, wurde von ihren nimmermüden Fingern um seinen Lebensraum gebracht.

Mit einem Male klopfte sie jemand auf die Schulter: es war Wolf, der mit lachendem Gesicht und strahlenden Augen vor ihr stand. Großmutter blieb auf dem Boden knien; unverwandt mußte sie in diese Augen sehen, die heller leuchteten wie die Sonne am Abendhimmel, und die ihr alles sagten.

„No, Woifl, well 's d' as nuar guat g'mocht host!“ sagte sie, wie erlöst vom Boden sich erhebend. Sie schlossen sich in die Arme und küßten sich.

„Hiagt bin i dalbst, Woifl! Du gläubst as goar net, wia vül i mi in gonz'n Log obig'sorgt hob!“

„So, und denk da nuar, Groußmuadda, mit Auszeichnung hob' i d' Prüfung g'mocht!“

Was half es denn auch, und warum sollte sie denn auch nicht weinen! So ließ Barbara Heß die Freudentränen über ihre Wangen laufen in dicken, hellen Äugeln.

In der Stube drinnen mußte ihr Wolf erzählen, wie es bei der Prüfung hergegangen, was er für Fragen bekommen und was sie am Schlusse zu ihm gesagt hätten. Mit Stolz und Glückseligkeit lauschte sie den Worten ihres Enkelsohnes.

„So, und denk' da nuar, Groußmuadda, wer schteht beim Loar unt', wia ollas aus g'west is und i hoam geh' wül?“

„No wear d'nn aa?“

„Da Martin Ldons! denk' da, da olti Martin Ldons! A hot si 's nit nema loss'n Finna, mi z' darwoart'n,

hot a g'fagt, und sou is a in d' Schtood einigonga."

„Do host di oba g'freit?"

„Jo, und ear aa! I hob' di auf d' Schui 'brocht, so hob' i di a wieda hol'n woll'n, hot a am Hoamweg g'fagt."

Nächsten Tag holte sich Wolf das Reisezeugnis. Während war der Abschied vom Direktor, zu Herzen gehend die Segenswünsche, die er ihm mit auf den Weg gab. Des alten Riesen Dr. Dworzak Stimme wurde ganz weich, als er Wolf die Hand gab.

„Vergessen Sie den alten Dworzak nicht," sagte er zum Schluß.

Professor Pokorny lud ihn zum Mittagstische ein. Wolf zu Ehren gab es ein feines Essen. Er war tief ergriffen und in einer äußerst weichen Stimmung. Was hatte er von diesen edlen Menschen nicht all die Jahre Liebes empfangen! Wie Eltern waren sie zu ihm gewesen! Die feine, kluge Frau stets Güte und Liebe, immer voll mütterlicher Herzlichkeit, als wäre es ihr eifrigster Wunsch gewesen, es ihm bei ihnen behaglich zu machen. Und er, der gute, goldene Mensch! Wie wußte er mit ihm zu plaudern! Der Unterton seiner Stimme hatte jenen vollen, weichen Schmelz, dem die Herzen zufliegen. Und wie viel hatte er ihnen in der Schule gegeben all die Jahre! Das war ein Mensch gewesen, ein ganzer Mensch, der jeden Tag seine volle Seele brachte. Das machte es, weshalb ihn die Schüler alle liebten.

Wolf Heß sah immer wieder mit eigentümlich glänzenden Augen auf die beiden guten Menschen. Nach

Lisch zog sich der Professor mit ihm in das Bibliothekszimmer zurück und begann das Gespräch:

„Ich will nicht, daß Sie von mir scheiden, ohne daß ich von Ihren Lebensplänen weiß. Und so frage ich Sie denn: Was gedenken Sie nun zu tun? Vielleicht kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein.“

Wolf sah ihn gerade an und sagte: „Ich werde wieder Knecht, lieber Herr Professor!“

„Knecht, Knecht?“ rief dieser und setzte sich gespannt in seinem Stuhl zurecht. „Verstehe ich Sie recht; Sie wollen wieder auf das Feld zurück?“

„Ja, Herr Professor, so ist es!“

Und er erzählte ihm nun mit großer Eindringlichkeit, was er die langen Jahre gekämpft, ehe er zu diesem Entschluß gekommen. Professor Pokorny ließ ihn ruhig ausreden und hörte aufmerksam zu. Als sein Lieblingschüler geendet, rief er aus. „Ja, nun verstehe ich Sie ganz! Ich glaube sehr wohl, daß die Amtsstube nichts für Sie ist, und weiß nun auch sicher, nachdem Sie mir das alles enthüllten, daß Sie nur unglücklich sein würden, aber müssen Sie denn deshalb Knecht werden? Gibt es denn nichts anderes, das Ihnen zusagt? Bedenken Sie doch: Knecht! Bei Ihrer Intelligenz! Glauben Sie denn wirklich, daß Sie das auf die Dauer befriedigen würde? Denken Sie nur, wie viele Jahre Sie hart arbeiten müssen, ehe Sie es zum eigenen Bauer bringen können! Wenn Sie nicht zufällig das Glück haben, in einen guten Hof einzuheiraten, so müssen Sie unendlich lang fronen.“

„Das ist ja wahr, Herr Professor, aber ich sehe keinen anderen Weg, der mich vor der Altenstube bewahrt; und



Ich denke doch zwischendurch noch manche Stunde für geistige Arbeiten zu finden.“

„Wohl, aber gibt es denn keinen Brotberuf, der ein Intelligenzberuf ist, in dem Sie nicht verkücheln müssen und genug freie Zeit für Ihre weitere geistige Fortentwicklung finden? Denn ich kann mir nicht denken, daß Sie stehenbleiben wie so viele, wenn ihre Schulstudien beendet sind.“

Er sann eine Weile vor sich hin, dann schlug er auf die Fauteuillehne: „Was sagen Sie zum Lehrer! Warum wollen Sie nicht Lehrer werden!“

Wolf fuhr jäh auf: „Lehrer?“

„Ja, Lehrer! Warum werden Sie nicht Lehrer? Ich glaube, das wäre etwas für Sie! Es gibt zwar auch genug Menschen, die diesen herrlichen Beruf verkücheln und verbureaukratisieren, wenn aber einer ein rechter Lehrer ist, wie ich Sie mir als solchen denke, so muß das etwas Wundervolles sein!“

Wolf sah ihn mit weit geöffneten Augen an, als säge er alles einer Offenbarung gleich in sein Inneres. Professor Pokorny fuhr, immer lebhafter werdend, fort: „Denken Sie nur: So in der Schule zu stehen, Kinder zu erziehen und zu unterrichten, und aus ihnen tüchtige und gute Menschen zu machen! Ich denke, gerade Sie hätten das Zeug dazu! Und dann die vielen freien Stunden nach Ihren Schulobligationen! Wie können Sie da arbeiten und studieren! Und was die Hauptsache ist: Sie haben einen Intelligenzberuf! Lehrer, das ist ja nach meiner Ansicht das Erste und Höchste im Staate.“

Er sah Wolf mit fragenden Augen an. „Ja, lieber

Herr Professor," sagte dieser, „wenn ich so Ihren Worten zuhöre, überkommt mich förmlich eine blutige Sehnsucht nach diesem hohen Berufe, und ich habe auch in den Zeiten meiner Kämpfe und auch jetzt noch oft Martin Löns, unseren Schullehrer im Dorfe, beneidet und mir gesagt: Das hättest du werden sollen, das solltest du sein, dann wärst du der glücklichste Mensch auf Erden" — und mit einer bedauernden Handbewegung: „Was half das aber! Ich habe nicht auf den Lehrer studiert —.“

Lebhaft fiel der Professor ein: „Nun, so werden Sie es doch! Warum satteln Sie nicht um?“

Wolf schüttelte den Kopf: „Fürs erste ist keine Lehrerbildungsanstalt in der Stadt, und dann kann ich nicht von neuem vier Jahre auf die Schule gehen; ich wäre dann über dreißig.“

„Ach, Menschenskind, wenn es nur das ist! Dem ist leicht geholfen! Denn vor allem, sehe ich, wissen Sie nicht, daß Abgangschüler einer Mittelschule das Recht haben, sofort in den letzten Jahrgang einzutreten und somit in einem Jahr, bei allerdings sehr angestrengtem Studium, Lehrer sein können, und was das andere betrifft, so habe ich in der Stadt Krems an der Donau einen Jugendfreund und Studientkollegen von mir, Dr. Josef Weinberger, der Direktor der dortigen Anstalt ist. Sie sehen also, wenn Sie Lehrer werden wollen, ist es durchaus nicht so unmöglich, wie Sie dachten!“

Wolf Heß war aufgesprungen und starrte unverwandt auf den Professor. Der drückte ihn lachend auf den Stuhl zurück und sagte: „Na, ich sehe jetzt ja genau, wieviel es geschlagen hat! Ein hartes, eisernes Tor, das

Sie trotz all Ihrer stillen, heißen Wünsche nicht auf-  
kriegen konnten, ist plötzlich dicht vor Ihrer Nase auf-  
gesprungen und Sie schauen in ein heiteres Land voll  
Sonne dahinter, in das Ihre heißesten Träume eilten!  
Ist es nicht so?"

Wolf nickte.

„Herr Professor,“ rief er dann, „lieber Herr Pro-  
fessor, sagen Sie mir um alles in der Welt, wäre es  
denn wirklich möglich, daß ich — ist es denn wirklich  
so, wie Sie sagen?“ Und dicht an den alten Herrn  
rückend und seine beiden Hände krampfhaft umspannend:  
„Herr Professor, ich bitte Sie mit meiner ganzen Seele,  
helfen Sie mir, wenn es wirklich möglich ist! Ach, ich  
kann es ja gar nicht glauben! Es wäre ja zu viel des  
Glückes!“

Mit sehnsüchtigen Augen sah er auf Professor Pokorny.

Der nahm nun auch Wolfs Hände in die seinen  
und meinte mit warmer Stimme: „Nun freilich ist es  
so, wie ich Ihnen sagte, mein lieber Heß! Und ich bin  
mit Ihnen glücklich, daß wir das besprochen haben und  
darauf kamen.“

Ein Jahr, das ist ja bald um; das kann man schon  
dreingeben, wenn es sich um das Glück des eigenen Lebens  
handelt, und ich werde schon an meinen Freund schreiben,  
daß er Sie diesen Herbst in seine Anstalt aufnimmt.“

„Herr Professor, wie soll ich Ihnen danken! Durch  
Sie wird mir ein schönes, reiches Leben, das ich tausend-  
fach für mich verriegelt hielt. Oh, wie von Herzen sage  
ich ja! Und wie von Herzen danke ich Ihnen! Ein Jah-  
r schlage ich mich schon durch, und die Studien will ich  
schon zwingen; bringen sie mir doch ein Leben, das mi-

alle Sorgen nimmt und selbst die sehulichsten Wünsche erfüllt! — Schulmeister! Nein, Schulmeister wie Martin Löns, mein alter Lehrer! Ich kann's gar nicht fassen!"

Sie besprachen noch lange den ganzen Plan, und ihre Herzen wurden dabei warm. Indessen steckte die liebe Frau Professor den Kopf zur Thür herein und bat zum Kaffee.

Während des Trinkens erzählte ihr ihr Gemahl, was sie im Zimmer besprochen, und sie, ebenfalls höchst erfreut, stimmte ihnen vollkommen bei. Wolf wurde aufgefordert, in den Ferien öfter zu ihnen zu kommen, und taumelnd vor Glück stieg er die Stufen hinunter. —

Frau von Bergh empfing ihn mit innigem Lächeln im Salon: „Sie strahlen ja nur so heute, lieber Wolf! Ihnen sieht man schon auf hundert Schritt an, daß Sie die Auszeichnung in der Tasche haben!"

„Das ist es nicht, liebe Frau Sofie,“ entgegnete er mit einer förmlichen Geringschätzung gegen das Zeugnis und, ihre Hand zärtlich in der seinen haltend, erzählte er ihr begeistert von seinem Plan, den er mit Professor Pokorny ausgeheckt, und von allen Sorgen und Seelenkämpfen, die er ihr bisher aufs Sorgfältigste verschwiegen hatte. Gespannt und mit steigender Anteilnahme hörte sie zu und war ebenfalls wie die Professorsgattin der Ansicht, daß bei seiner Veranlagung der Lehrerberuf der einzige wäre, der ihn vollauf glücklich machen würde. Ein Jahr ginge bald um, meinte sie, und wenn er ihr eine besondere Freude machen wolle, möge er sie diese Zeit für ihn sorgen lassen.

Seine Einsprache schnitt sie lieb, aber bestimmt mit den Worten ab:

„Lieber, guter Junge, Sie haben in Ihrer Studienzeit mehr Entbehrungen durchgemacht, als all Ihre Mitschüler zusammen; ich will nicht, daß Sie nochmals Lagen und Not leiden müssen. Und haben wir es nicht auch größtentheils Ihnen zu danken, daß Gerhard ein so gutes Examen machte?“

Wolf Heß schüttelte den Kopf.

„Na, und hören Sie mal, Wolf! Nun will ich Ihnen was anderes sagen: Sie haben oft zu mir von Ihrer großen Dankbarkeit gesprochen. Nun zeigen Sie, daß Sie es wirklich sind, indem Sie mir erlauben, für Sie zu sorgen, bis Sie Lehrer sind. Und dann,“ hierbei legte sie mit schelmischem Lächeln ihren schönen Kopf in die Seite, „habe ich denn mit einem Male über meinen lieben Wolf so wenig Macht, daß er mir eine Bitte abschlägt, wenn sie mir Freude macht?“ So warm, so liebend sahen ihn diese schönen Augen an, so hold war dieser Kopf, daß Wolf ihn behutsam in die Hände nahm und die geliebte Frau fast demütig auf den blühenden Mund küßte. Und wieder spürte er den sehnsüchtigen, innigen Gegendruck, der ihn selig durchschauerte.

Jetzt ließ sich Wolf überreden, und sie waren nun beide glücklich wie Kinder.

Pfeifend und tief zufrieden schritt der Dorfstudent die staubige Landstraße heimwärts. Als er abends zur Großmutter kam, erzählte er ihr alles: seinen langen Kummer, seinen Entschluß, die Ansicht Professor Polkornys, die seinem heißesten Wunsch entsprach, und die edle, mütterliche Fürsorge Frau von Berghs.

„Schau, Groußmuabba,“ schloß er seine Auseinander-

segung, „wiarst du bei Heißl, 'n Bold und d' Földba  
liabst, wiarst d' so goar on jed'n Blumänschtdö'l hängt  
und nia aus da Hoamat fuart host woll'n, siagst, Grouß-  
muadda, grob a sou geht's miar aa. So, und sollt's  
denn aa onbarscht sei? Bi i denn nödt bei Bua? Schau,  
wia i no' a Floan's Buaß'l g'west bi und in Roarb  
g'leg'n bi, host d' mi scho außi g'führt auf d' Földba,  
wo's d' g'oarbat host, und schpöta, ols Bua und ols  
Knecht, olwei bin i draußt g'west in Gottas schöna  
Wölt — und hiagt, Groußmuadda, hiagt miassat i  
nochad wo in a Schtub'n eini sig'n, weit fuart valleicht  
va diar und va mein Dbarß'l, in oana düstarn Schtood?  
Do miast i mei Leb'n long sig'n und schreib'n, nix ols  
schreib'n, kintt nimma ins Föld geh', nimma orbat'n im  
Gart'l — und in da Schtood sollt i vielleicht amol  
Schtarb'n?

Göbi, Groußmuadda, dds so i nödt?"

Mit Tränen in den guten Augen und doch glücklich,  
sagte sie: „Naa, Wolf, do host d' gonz recht. Dds hätt'  
i aa nia kinna! Bist holt gonz mei Bua, göl jo?"

Wolf zog sie überglücklich an sich. Eine Weile saßen  
sie so, dann sagte die Alte ein wenig kleinlaut: „Nuar  
dds oani kimmt mi hoart o, daß d' hiagt wieda va miar  
gehst; und auf a gonz long's Joahr!"

Wolf tröstete sie und sagte ihr, daß er doch diesmal  
als Gesunder von ihr gehe, daß es sich ja um das Glück  
seines Lebens handle und er schon trachten würde, in der  
Zwischenzeit einmal kommen zu können.

So fand sich denn Barbara Heß darein.

Die Ferienzeit arbeitete er wieder auf den Feldern des  
Dorfes. Und seine schönsten Stunden waren es, wenn

die geliebte Frau mit Gerhard oder allein ins stille Dorf gefahren kam und sie zusammen glücklich durch die Wälder wanderten.

## XV.

**W**olf Heß hob den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Unverwandt blickte er auf die eben, ruhigen Mauern des Lichthofes, und in seinen Zügen lag etwas ungemein Freudloses, Müdes.

Über drei Wochen hatte er nun schon Tag um Tag diesen Anblick; seit er hier angekommen war in der Donaufstadt Krems, und ihm Direktor Weinberger die Wohnung gewiesen hatte. Kein Baum, kein Strauch; nicht einmal ein Büschel grünes Gras hatte das Auge erspäht, so sehnsüchtig es auch all die Wochen danach gesucht hatte.

Wolf fröstelte; das war ja der reine Kerker! Kein Sonnenschein, kein Leben, nichts wie die schmutzigen, alten Mauern. Und es überkam ihn plötzlich ein heißes Verlangen nach seinem Dorfe und der trauten Stube seiner Großmutter. Da hatte er vom Fenster auf den Hof gesehen, auf dem die Hühner gingen, und auf den Obstgarten. Wie freudlos war es dagegen hier!

In der Stadt läuteten die Sonntagsglocken. Wolf schlug die Bücher zu, sprang die ausgetretene, alte Wendeltreppe hinunter und lief quer über den großen Pfarrkirchenplatz. Auf der engen, gebogenen, holperig gepflasterten Hauptstraße war reges Leben. Wolf atmete auf, als er die bewegte Straße hinabsah, deren durchweg mittelalterliche Bauten mit kleinen Fenstern, verzierten

Fassaden, Vorsprüngen, Bögen und Giebeln einen sonderlich schmucken Anblick boten; manche Dächer, aufs malerischste mit Luken und Schornsteinen geziert, waren sogar mit Schindeln gedeckt. Jedes Haus hatte sein eigenes Gepräge, gleich in keinem Stück dem andern. Das gab dem Ganzen etwas ungemein Frisches, Lebhaftes, Individuelles. Die tollsten Sprünge machte die Linie der Firste und Giebel. Wolf schlenderte eine Weile durch all die sonntäglichen Menschen, fühlte sich aber bald einsam unter ihnen, kehrte, von einem herben Gefühl der Verlassenheit und Leere getrieben, um und bog wieder in den Kirchenplatz ein, der am Fuße der rückwärtigen Stadt lag, die sich hier einen ziemlich ansteigenden Berg hinaufzog, so daß ein Haus sich immer über das andere hob.

Oben auf der Höhe stand ein zweites Gotteshaus, die alte, wettergraue Piaristenkirche. Wolf stieg den schmalen, schindelgedeckten Stiegegang, den Piaristensteig, der wohl einst gebaut worden war, um die ehrwürdigen Väter im Winter auf ihrem beschwerlichen Gange hinunter in die Stadt vor Gefahren zu schützen, den Berg hinan, an vielen winkeligen, malerischen Höfen und Plätzen, uralten verbauten Häuschen und niedlichen kleinen Gärten vorbei, viele hunderte Stiegen lang. Oben warf er einen flüchtigen Blick auf das verwitterte, mit engen, massiven Fenstergittern verzierte Kloster, lehnte sich eine Weile an die zerbrockelte Umfassungsmauer des Platzes, mit weit geöffneten, entzückten Augen auf das reizende Bild dieser uralten stillen Stadt hinabsehend. Sich hierauf wendend, sah er mit tief zurückgelegtem Kopf den riesigen, angebauten Turm hinauf, zu der Stelle, wo sich unter



einem mächtigen, balkonartigen Holzvorbau ein Fenster zeigte, schritt zur niederen Lüre, an deren zerbrockeltem Sandsteingebälk ein Glockenzug angebracht war, und zog mehrere Male an dessen hölzernem Griffe. Kaum war er zurückgetreten und spähte wieder hinauf, als im Fenster der Kopf einer Frau erschien und zugleich ihr Arm, der etwas zu werfen schien. Nach einigen Augenblicken klatschte denn auch ein großer Schlüssel auf den Sand auf.

Wolf Heß sperrte die eisenbeschlagene Lüre auf und stieg einen kühlen, dämmrigen Wendelgang in die Höhe, dessen ausgetretene Sandsteinstufen in Hauseshöhe hölzernen, steilaufführenden Stiegen wichen, die Leitern gleich durch eine schmale, falltürartige Luke in niedere, viereckige Kammern führten, welche rings an den Mauern des Turmes ungeheure, mannsdicke, wurmstichige Eichenbohlen zeigten, die kreuz- und quergefügt zum Tragen einer riesigen Last bestimmt schienen. Bald an der Vorder-, bald an der Rückseite des Turmes aufwärtssteigend, kroch Wolf endlich in gewaltiger Höhe in einen Raum, der bei weitem höher als alle andern war und beinah in seiner Gänze von einer ungeheuren Glocke ausgefüllt wurde, deren bronzener Leib auf einem wuchtigen Gerüst von ganzen Eichenbäumen hing. Der Klappel allein sah sich an wie ein starker zehnjähriger Junge. Im ersten Augenblicke war er von dem Riesenausmaß dieses Fußgebildes so überwältigt, daß es wie eine unheimliche Beklemmung über ihn kam. Und seine Phantasie begann sich sofort auszumalen, wem Riesengerüst dazu notwendig gewesen sein mußte, sie einst in diese lustige Höhe zu heben; er sah ihr unmerkliches Schweben und das Schreien der Leute, die Aneisen gleich am Flaschenzug

beschäftigt waren, und plötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, was es wohl für ein Toben und Dröhnen verursachen würde, wenn etwas im Stützgebälke bräche und das hunderte Zentner schwere Ungetüm, alle Kammern und Stiegen durchschlagend, herniedersausen würde zur Erde. Ob der Turm wohl einstürzte? Oder ob die Durchschlagkraft der Glocke eine so gewaltige sein würde, daß sie, die schwachen Hindernisse glatt hinwegfegend, das Steingemäuer des Turmes kaum dadurch berühren würde? Aber der furchtbare, erderschütternde Aufschlag unten! Der brächte wohl den Turm zum Einstürzen.

Und mit einem Male bekam Wolf Heß Lust, sich unter die Glocke zu stellen, was er tun konnte, ohne sich merklich bücken zu müssen. Und an den gewaltigen Mantel klopfend, der einen gedämpften Ton gab, sagte er: „So, Madame, nun bitte, sausen Sie in die Tiefe.“ Und er gefiel sich ordentlich in diesem Schweben zwischen Leben und Tod. Der Gedanke aber, daß die Bau- und Zimmermeister schon tüchtige Kerle gewesen seien, die für die Ewigkeit gebaut hätten, und daß, was seit Jahrhunderten stünde, wohl auch noch weitere Jahrhunderte stehen würde, nahm jede Beklemmung von ihm, und nachdem er den kloßigen Klöppel gehörig in Schwung gebracht hatte, trat er aus der Glocke heraus, machte eine schelmische Verneigung vor ihr, und mit den Worten: „Madame, darf ich Ihre Krinoline ein wenig schaukeln?“ stemmte er die erhobenen Hände dagegen. Doch die alte Dame schien nicht gehört zu haben; starr und steif stand sie vor ihm. Verdußt nahm Wolf all seine Kraft zusammen, und erst so gelang es ihm, die Glocke ein wenig in Schwingung zu versetzen. Endlich, nachdem er noch die rings um den

Saum laufende lateinische Inschrift entziffert hatte, stieg er weiter den Turm hinauf. Die Kammer über der Glocke war die Behausung der Türmerleute. Ein schmaler Gang, eine winzige Küche und ein nicht arg größeres Wohnstübchen, das war ihr Nest. Und es war ja auch ein Nest: ein luftiger, stiller, allem Menschenlärm entrückter Zufluchtsort.

Die Türmerin, eine kleine, dicke, frisch aussehende ältere Frau, trat mit freundlichem Gruß aus der Küche, nahm ihm den Schlüssel ab und meinte: „Der junge Herr ist das Turmsteigen wohl nicht gewohnt?“

Wolf, der ihre zarte Umschreibung verstand, entgegnete lächelnd: „Ich bin wohl noch keinen so hohen Turm in die Höhe gekrochen, liebe Frau, aber das ist es nicht! Ich habe mich nur so lange bei der riesigen Glocke unten verweilt. Herrgott, das ist eine gewaltig dicke Dame!“

„Na ja,“ fiel die Türmersfrau lachend ein, „sie ist auch schon in einem schönen Alter! Die Glocke, die tut's allen an, die den Turm herauf kommen. ‚Daß da heroben so ein Bröckel hängt, das hätten wir von unten nicht geglaubt,‘ sagen sie immer, und andere meinen wieder: ‚Sagen Sie, Frau, ist Ihnen denn nicht angst und bang?‘ Aber wissen Sie,“ fuhr sie redselig fort, „daran gewöhnt man sich bald, so wie an das Stiegensteig'n. Das heißt, ich komm ja seit Jahren wenig mehr hinunter, mein Mann aber und unsere Tochter, die laufen täglich vier- bis sechsmal auf und ab.“

„Wie lang sind Sie denn auf dem Turm?“

„Zu nächsten Pfingsten wird's volle dreißig Jahr', daß wir herob'n sind. Geltens, das ist eine schöne Zeit?“

„Gefällt es Ihnen also heroben, Frau?“

„Ja, wiss'n S', die erst'n Jahr', da ist 's mir schwer ang'kommen. Mein Gott, ich bin ja noch jung g'wes'n, etliche zwanzig Jahr', und obendrein doch ein Frauenzimmer! Da ist man halt gern lustig und unter Leut'n, und ein Bergmüg'n und ein Lanzerl hat ma' auch gern. Na, Sie werd'n ja selber wissen, junger Herr, wie einem in solchen Jahr'n ist. Da ist es mir schon manches Mal zum Auf-und-Davongeh'n g'wesen. Aber wie 's halt schon ist, der Mensch wird älter, und mit einem Male, man merkt's gar nicht, ist einem das lieb word'n, was einem wie eine Last vorkommen ist — und heut möcht'n wir alle miteinander nimmer um viel Geld von unserer Häh' herunter.“

„Ja, Sie haben es auch so schön wie niemand in der Stadt! Die Ruhe, die gute Luft und der herrliche Ausblick.“

„Seh'n S', lieber Herr, das ist es! Wir sind so ungestört, kein Mensch sieht uns in d' Wohnung, kein Mensch richt't uns aus, wir sind so schön für uns allein — na, und wenn einem einmal wirklich ein Bissel nach einer Aussprach' verlangt, dann kommt sicher wer den Turm 'raufg'stieg'n, mit dem ein Bissel plausch'n kann. Seh'n S', junger Herr, Sie sind heut der erste, und jetzt ist für heut schon wieder gesorgt word'n, daß die Zunge nicht steif wird. Jetzt will ich Sie aber nimmer aufhalt'n, Sie woll'n Ihnen ja die Gegend anschau'n, und ich muß in d' Küch' zu meinen Häferln.“

Weitaus froher gestimmt als unten in der menschenreichen Straße, stieg Wolf Heß noch wenige Stufen hinauf und trat auf die Holzstreppe hinaus, die mit arm-dicken Eisenstäben an die Turmmauer befestigt war. Der

Raum zwischen Boden und stark abschragendem Dach war so niedrig, daß ein großer Mann gerade aufrecht stehen konnte. Ein ebenso hohes, schönverziertes gotisches Geländer schloß diesen schwindligen Luginsland ringsum ab.

Unbeschreiblich war der Anblick, der sich dem Studenten bot. Von Westen wogte der glänzende Silberstrom der Donau aus dem Felsentore der bergigen Wachau, sich weit im Osten in üppigem Grün mächtiger Auen verlierend, aus denen dort und da noch ein Knie des gewaltigen Stromes aufblinkte. Einem riesigen, silberkettigen Rosenkranz gleich hingen an ihm die herrlichen Perlen der uralten Donaustädte Mautern, Stein und Krems, die sich aus den römischen Kastellen der Völkerwanderungszeit entwickelt hatten. Mautern, der einstige Sitz des heidenbelehrenden heiligen Severin, am jenseitigen Ufer, lag breit und behäbig um seinen roten, dicken Kirchturm geschart in der Ebene, die zwei diesseitigen Städte mit ihren vielen seltsamen Thürmen und dem malerischen Gewir von krummen Gassen und an den Berg steigenden Stadtteilen, waren schmal eingeklemt zwischen die zwei Naturgewalten Strom und Bergzug. Wolf konnte sich nicht sattsehen an der malerischen Schönheit dieser drei ehrwürdigen historischen Städte, in denen Haus um Haus die behagliche, haufrohe Art des mittelalterlichen Bürgertums verriet, graues, zerbröckeltes Gemäuer vom Zahn der Zeit kündete, während das liebliche Grün kleinzwingiger Hängegärtlein, zähen, maueraufrankenden Efeu- geflechtes und einzelner Bäume und Sträucher in engen, steingepflasterten Höfen von der ewigen Unvergänglichkeit des Lebens Zeugnis gab. Und immer wieder die jauchzende Mär all der tollern, Kreuz und quer springen-

den hochgiebligen Dächer mit ihrem kurzen, aber so inhaltsvollen: Geborgen, geborgen!

Und schien es, als ob dem Herrgott hier aus seinem reichen, unerschöpflichen Schmuckkasten drei der schönsten Edelsteine zur Erde gefallen seien, so verriet das Land ringsum, daß es des ewigen Schöpfers volle Absicht gewesen sein mußte, denn zu harmonisch klang das ganze Bild zusammen. Jenseits der Donau dehnte sich eine schöne, fruchtbare Ebene, in deren reichen Segen freundliche Dörfer eingebettet lagen, die so verlockend herüberwinkten, besonders ein Ort, der dem Turm gerade gegenüber am äußersten Rande der Ebene an den Fuß eines Berges gelagert war, auf dessen Gipfel der stattliche Bau des Benediktinerklosters Göttweig thronte, dessen Thürme stolz in den sonnigen Oktobertag ragten. Wichtig, wie eine große, machtvolle Burg, lag das Kloster drüben auf dem Berge. Schräg von diesem Ort bis zum Wachautor der Donau stieg in unmerklicher Steigung eine Hochfläche an, die mit einem gewaltigen Weingürtel überzogen war, der sich allmählich in dem Waldgelände verlor, das in einem halbkreisförmigen Kranz von immer niedriger werdenden Bergen aus der Wachau über Göttweig bis weit hinunter nach Osten, wieder dem Strome zu, das Bild umspannte und abschloß.

Wie grüßte die Ebene, wie lockten die Berge!

Und wie winkte das schmucke Örtlein da drüben am Fuße des Klosterberges! Der hohe Turm mit seiner roten Kuppel, zeigte er nicht mahnend aufwärts zum Kloster? Sprach er nicht deutlich genug eine lebhafteste Sprache?

Zum Teufel mit dem Lied! war denn das Wandern

mur des Müllers Lust!? Hatte er denn in seinem lichtlosen Loch schon jede Lebensfreude verloren? Apler heraus! Heraus aus deinem dumpfen Nest und hinaus in die lachende Gotteswelt! Die Folianten in den Winkel geschmissen und den Wanderstock gepackt! Da drüben winkt Freude, da drüben liegt Sonne! Und plötzlich klang ein heller Jodler von der Spitze des Turmes, daß unten in der Stadt die ehrsamten Bürger und tugend-samen Bürgerinnen, wie auch manch züchtiges Mägdelein, den Kopf hoben und verwundert in die Höhe spähten.

Lachend sah der Student zwischen dem gotischen Ornament des Geländers auf das ameisenartige Gekrabbel der Kirchengänger.

Geraume Zeit träumte er noch hinunter in die Stadt und hinaus ins Land. Als die Glocke mit mächtigem Gedröhn anhub, die Mittagsstunde zu schlagen, stürmte er mit kurzem Gruß an den Türmersleuten vorbei, die vielen Treppen und Wendelgänge hinab, sperrte knarrend die Eisentür zu und warf den Schlüssel durch einen schmalen Spalt in die Kammer, wie ihm die Türmerin geheißt.

Gleich nach dem Mittagessen machte er sich auf den Weg. Die Donau aufwärts wandernd, durch Krems und Stein, wo er nun jedes Haus, das ein besonders kostbares architektonisches Gepräge von mittelalterlichem Giebelbau oder freundlich gefälligem Barock aufwies, mit entzückten Augen betrachtete, überschritt er am Ende der Stadt die große Brücke und lenkte seine Schritte in das uralte Mautern. Dasselbe Bild: winklige, gepflasterte Straßen, kleine, vergitterte Fenster, zierliche Giebel, heitere barocke Schnörkel, schöne Krokotorböden. Jedes Haus

ein Wesen, keines starr und tot, wie das so vielfach bei Neubauten der Fall ist.

Es war ein sonniger Oktobertag. Heiter marschierte der Student zur Stadt hinaus in die Ebene; in weitem Bogen zog sich die Landstraße durch das Gelände. Ringsum reiheten sich Berg an Berg am blauen fast wolkenlosen Horizont. Deutlich sah Wolf die Häuser des Ortes am Fuße des Göttweiger Berges. Mit freier Seele schritt er die Straße hin. Zur Rechten grüßten die mächtigen Weinriede von den Hängen herunter; hell schien die Sonne auf ihr rotgelbes Laub. Das gab der ganzen Landschaft etwas Frohes, Heiteres, das er nie gekannt. Freudig jauchzte seine Seele; er fühlte sich so frei, so sorglos, wie schon lange nicht. Immer deutlicher sah er den Ort am Fuße des Klosterberges. Wie allerliebste sich der schlankte, rotkuppelige Kirchturm über die Dächer hebt! So gemütlich lag das Nest da! So voll Frieden und Ruhe. Wolfs Herz wurde weich. Ach, es ist doch etwas eigenes um solch ein liebes Örtlein! Und er mußte heißen Herzens an sein fernes Bergdorf denken. Der Ort vor ihm war viel größer; das war wohl ein Marktflecken. Bald darauf, er mochte anderthalb Stunden auf dem Wege sein, erreichte er die ersten Häuser. An einem derselben hing eine Tafel mit den Worten: Marktgemeinde Furth. Der Student verlangsamte seine Schritte, besah sich die freundlichen Häuser und las die Schilder. Am Anfang des Ortes lag Rosenbergers großer Gasthof, daneben Joachim Kaufers Schmiede, an die sich des ehrbaren Schustermeisters Johann Ganaus lustiges Häuschen lehnte. Hierauf kamen ein paar Häuser ohne Schilder, dem ganzen Aussehen nach statt-



liche Bauernhöfe, und auf sie Steiningers Lohgerberei und des alten Rudolf Müllauers Backhaus, der zugleich, wie eine zweite Tafel verriet, Bürgermeister des Ortes war. Was Wolf auffiel, war, daß alle Geschäfte auf der einen Seite lagen. Endlich sah er auch auf der gegenüberliegenden ein Firmenschild: Viktor Sternegger, Kaufmann. So las sich Wolf durch die Straßen, was er mit Vorliebe tat, da ihm die Bauart der Häuser und die Namen der Geschäftsleute bunte Geschichten erzählten. Er sah ringsum nur rein deutsche Namen. Das ließ auf lauter alte, erbeingeseffene Familien schließen. Wolf war darüber ungemein erfreut; er konnte es um die Welt nicht leiden, wenn er in Ortschaften fremdsprachige Namen fand. Das war so seine Abneigung. Von der Hauptstraße zweigte eine Quergasse zur Kirche, die sich prächtig vom grünen Berghintergrund abhob. Er ging die große Straße weiter, die bei ihrer Biegung über einen Bach führte, dessen helles, klares Wasser den Ort in zwei Hälften teilte. Zu beiden Seiten zogen sich Rasenflächen hin, auf deren kurzgerauften, gelbgrünen Teppichen das Gefieder weidender und schlafender Gänse und Enten schimmerte. Das gefiel ihm sehr. Langsam stieg nun der Ort dem Berge zu an. An seiner Gabelung — die Zweigstraße schien dieselbe Richtung zu haben wie die Kirchengasse — lag Karl Winters. (Wolf dachte mit warmer Freude an Lorenz Winters Bauernhof) breiter Gasthof zum goldenen Kreuz, und noch weiter oben das Haus des Tischlermeisters Jakob Liez. Ein Lattenzaun schloß es von der Straße ab und ließ einem schmalen, langen Hofe Raum, in dem uralte, riesige Birnbäume standen, die das schmucke, rotziegelige Haus, das dahinter

freundlich hervorgrüßte, beinahe ganz überdeckten. Große Stöße schneeweißer Bretter lagen im Hofe und gaben dem Ganzen etwas noch Anheimelnderes. Mit Wohlgefallen betrachtete er das Gebäude, das die alten Bäume so prachtvoll zierten, und das ihm um so lieber war, weil es eine Tischlerwerkstätte barg, welches Handwerk er besonders liebte. Bald hernach hörte der Ort auf und die Straße führte steil den Berg hinan. Wolf zweigte von ihr ab und nahm den Fußsteig, den sogenannten Prälatenweg, der ihn in wenigen Augenblicken in den Wald brachte. Von hier oben hatte er einen wunderschönen Blick über den Ort, die Ebene und hinüber auf die Stadt Krems. Es war alter, prächtiger Föhrenwald, den er nun in gemächlichen Windungen hinaufstieg. Er mochte etwa eine halbe Stunde so gestiegen sein, als er, auf eine Lichtung tretend, in eine Kastanienallee gelangte. Diese durchschreitend, gelangte er zum Kloster. Verwittert und eisenumsponnen war das Gemäuer. Lange betrachtete er den mächtigen Bau. Durch das gewaltige, mit den Insignien des Ordens geschmückte Thor kam er in den riesigen Hof, der teilweise mit Blumenbeeten geziert war. Ihm gegenüber lag das weite Gebäude, das sich im rechten Winkel biegend fortsetzte und an die prachtvolle Kirche schloß, zu deren großem Portal eine breite Treppe hinaufführte. Zur linken Hand erstreckten sich die Stallungen, Wagenschuppen und die alte, von rötlich leuchtendem wildem Weine umrankte Stiftsschule. Wolf Hess betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit, stieg die Stufen hinan, ging zwischen den mächtigen Sandsteinsäulen ins Innere der Kirche und sah durch das starke,

eliserne Gittertor in den heiligen Raum. Es berührte ihn eigentümlich, auf dieser geweihten, Jahrhunderte alten Stätte zu stehen, die von einem Bischofe erbaut worden war, der einst als junger Studiosus auf einer seiner frohen Wanderfahrten aus süddeutscher Heimat in diese Gegend gekommen war und, entzückt von dem Fernblick, gelobt hatte, hier dem Herrn zu Ehren ein Kloster zu bauen, so er einmal Bischof werden sollte. Und da der Herr den Traum des Jünglings erfüllt, erfüllte auch er sein Gelöbniß. Den Fußsteig an der alten Schule vorbeinehmend, kam Wolf auf einen freien Platz. Er trat an die Mauer und sah wie gebannt durch eines der kleinen, vergitterten Rundfenster. Vor ihm erstreckte sich in der Tiefe das wunderschöne Land. Sein Auge eilte über Dörfer, Felder und Weingärten; im weiten Bogen sah er das weiße Band der Straße sich durch die Ebene ziehen, und fern drüben, dort, wo die drei Städte vor dem langen Bergzuge lagen, leuchtete der alte Nibelungenstrom in der hellen Herbstsonne. Bis tief in die Wachau orang sein Blick, aus deren zartem Dunstschleier die zerfallene Ruine Dürrenstein aufstrogte, in der einst Englands stolzer Kreuzfahrer, König Richard Löwenherz, gefangen saß. Blau standen die fernen Berge, wie scharfer Stahl blinkten die Fluten des sagenumwobenen Stromes. Die Thürme der alten Donaustadt leuchteten im vollen Sonnenlicht, die Dörfer lagen wie Scharen schmucker Bauernkinder in den Feldern. Furth schmiegte sich in dichtem Bogen um den Berg, als fände es hier Schutz gegen alle Unbill. Lieblich schlängelte sich das Bächlein zwischen den Häusern durch. Wolf sah in die Straßen, sah die Menschen sich in ihnen bewegen, ja,

wenn er scharf zulangte, konnte er sogar lesen, welche Stunde die goldenen Zeiger der Turmuhr kündeten. Fortwährend war sein Auge auf der Wanderung zu all dem Schönen, stets aber kehrte es in das kleine, stille Märktlein zurück. Wie friedlich es da unten war und wie lieblich! Da war alles frisch, alles freudig; kein Haus, das ob und starr schien. Er mußte an seine dumpfe, freudlose Stube denken, in die kaum ein Sonnenstrahl fiel, von der aus er nichts sah, als schmutzige Mauern. Wie ganz anders mußte es doch da unten in Furth zu wohnen sein! So frei und froh wie in Eggendorf! Und er sah so lebhaft Großmutter's lichte Stube vor sich und die Kammer bei Peter Schäfer. Und plötzlich packte ihn eine mächtige Sehnsucht, dem dumpfen Kerker zu entfliehen und sich wieder ein Heim zu suchen voll Licht und hellem Grün vor dem Fenster. Und mit einem Male stand es fest in seiner Seele: „Ich gehe hinunter und suche mir in diesem gemüthlichen Nest eine Stube! Gesegnet sei die geliebte wundersame Frau, die mir solchen Entschluß möglich macht! Ja, das tue ich, das tue ich! Ich bin durch acht Jahre täglich weiter gewandert, wie gern will ich das wieder! Ich kann nicht frei atmen in dem dumpfen Loche; wie Blei legt es sich mir Tag um Tag auf das Gemüt. Ich will wieder jauchzen und pfeifen können. Ich muß den Wind vor meinem Fenster die Bäume schlagen sehen, muß Grünes vor'm Auge haben, und wär's ein Grashalmchen! Ich muß Leben sehen, und wären es ein paar scharrende Hühner. Ich ertrage den Kerker nicht länger.“

Mit brennenden Augen blickte er auf den Markt hinunter. „Ich will im Tischlerhause anfragen; vielleicht

haben die eine Stube frei.“ Im förmlichen Lauffschritt geht es den Berg hinunter. Unten bei Jakob Liez knarrt das Hofgatter; ein Frauenkopf zeigt sich an einem der Fenster. Wolf Heß geht entschlossen über den Hof und tritt in die Hausflur. Auf der Diele kommt ihm die Frau entgegen. Sie mag ungefähr vierzig Jahre sein, hat freundliche Züge und ist gut gekleidet. Wolf weiß: das ist die Tischlersfrau. Sie fragt ihn nach seinem Begehr, und er sagt ihr, was ihn hereinführt. Während er redet, tritt ein zierliches, hübsches Mädchen von siebzehn Jahren aus der Tür rechts und blickt mit neugierigen Augen auf den schmucken Fremden. Wolf Heß sieht im Sprechen auf sie, und es ist ihm, als müßte er nun erst recht hier Wohnung finden. Es zieht so warm in seine Brust, als das liebliche, goldblonde Mädchen, das dicht herzugetreten ist und sich an die Mutter gelehnt hat, mit gesenktem Kopfe vor ihm steht, manchmal einen schüchternen Blick aus ihren scheuen Rehaugen auf ihn werfend. Die Tischlersfrau hat ihn mit freundlicher Anteilnahme angehört und lädt ihn nun in die Stube, wo sie mit ihrem Mann weiter reden wollen.

In der Stube sitzt Jakob Liez in Hemdärmeln und liest. Er ist mittelgroß, schlank und sehnig, mit schmalem, tatkräftigem Kopf, allem Ansehen nach Mitte der Fünfzig. Er schüttelt Wolf freundlich die Hand und blickt fragend auf seine Frau. Nachdem sich alle vier um den Tisch gesetzt, beginnt sie ihrem Mann des fremden Studenten Frage zu erzählen. Jakob Liez horcht aufmerksam zu, abwechselnd einen ernstern Blick auf den fremden jungen Mann werfend. Nachdem sie zu Ende, spricht Wolf Heß selbst mit ihm.

„Ja, wir haben wohl eine Stube leer, drüben neben der Werkstatt,“ entgegnete der Meister mit gelassener, jedes Wort bedenkender Stimme, „aber ich weiß nicht, ob sie dem jungen Herrn gefallen wird und nicht zu lärmend ist.“

Und auf seine Frau blickend: „Wir können sie ja ansehen.“ Die nickt, und so gehen sie durch die Flur an mehreren Türen vorbei, bis der Tischler die letzte aufschließt. Getreulich mit ihnen das liebe Mägdelein, stumm und still, verstoßene Blicke auf den Fremden werfend. Es ist ein schöner Raum, sauber, licht und freundlich, mit zwei nach der Straße gehenden Fenstern. Er sieht mit einem Blick die uralten Birnbäume im Hofe, die Stöße aufgeschichteten Holzes am Zaun und über der Straße die braunrebigten Weingärten, die sich in sanfter Steigung bis an den niedrigen Bergzug dehnen. Alles ist licht und freundlich in der Stube; die hellen Wände zieren einige hübsche Bilder, der Fußboden ist blank und weiß, wie frischgehobeltes Holz. Auf der einen Langseite des Fußbodens liegen ganze Berge von Äpfeln und Birnen.

Als die Frau seinen auf das Obst gerichteten Blick sieht, meint sie förmlich entschuldigend: „Wenn was daraus wird, möchten wir das Obst herausräumen.“

„Ja, natürlich,“ fällt der Tischlermeister ein: „Wir haben es nur einstweilen da aufgeschüttet, weil der Raum leer war.“

Wolf geht auf die beiden zu, greift nach ihren Händen und sagt ihnen, wie sehr ihm die Stube gefiele. Da werden die beiden schlichten Leute ganz stolz, und ihr Gesicht bedeckt sich mit einem schönen Schimmer der Freude.

„Na ja, wie es halt bei einfachen Handwerksleuten schon ist!“ meint Jakob Liez mit offenen Augen.

„Und könnte ich also diese hübsche Stube haben?“ fragt Wolf mit lebhafter Stimme.

„Ja, wenn's dem jungen Herrn recht ist,“ entgegnete der Meister, und mit der Hand auf eine Tür weisend: „Hier nämlich, diese Seitentür, geht in die Werkstatt. Wenn Sie unsere Arbeit nicht beim Studieren stört.“

„Da sollen Sie sich keine Sorgen machen, lieber Herr Liez! Und dann habe ich gerade eine Tischlerwerkstatt für mein Leben gern!“

Dies Wort verscheuchte das letzte Bedenken aus dem Gesichte des Meisters. Er wurde förmlich warm vor Freude.

„Wenn es den Herrn wirklich freut,“ meint er mit stolzer Stimme, „so will ich Ihnen die Werkstatt zeigen. Ich hab' halt zwei Gefellen und drei Lehrbuben.“ Es klang wie tiefe Befriedigung. Wolf Heß' Bewunderung war keine gemachte, als er dem Graukopf sein Erstaunen über die Größe seines Betriebes ausdrückte. Und als der Meister nun die Tür öffnete und Wolf in die geräumige Werkstatt trat, brach er in helle Bewunderung aus. Hobelbank reihte sich an Hobelbank, an den Wänden hingen in Ständern in peinlicher Ordnung Sägen, Bohrer, Stemmeisen, Hobel und was es da sonst noch gibt, und in der Mitte standen zwei große Maschinen.

Ein breites, schönes Lächeln legte sich um die Gesichter der drei, als der fremde Student an alles herantrat, es mit lebhaftem Gefallen musternd und seine Bewunderung ausdrückend.

„Da werde ich Ihnen manchmal zusehen, wenn Sie es erlauben,“ rief Wolf Heß, auf Jakob Liez zutretend.

„Das freut mich,“ sagte der Meister einfach, aber herzlich. Er mußte sich Zwang antun, um nicht aus seiner Ruhe zu kommen und den Gast gleich von Hobelbank zu Schraubstock und Schneidmaschine zu führen, denn er war mit Leib und Seele Tischler.

Wolf Heß hatte sich im Fluge die herzlichste Zuneigung der beiden Tischlerleute erworben. Und das liebe Mädchen neben der Mutter sah ihn mit gar glänzenden Augen an.

„Wir wollen in die Stube hinübergehen,“ meinte der Meister dann, „und die Sache bereden.“

Sie wurden bald einig. Der Preis war sogar geringer, als der der oben Kerkerwohnung in der Stadt, und auch das Nachteffen konnte er bei ihnen bekommen. Sie hatten rasch den rechten Ton zueinander gefunden, und ihnen allen war es, als wären sie alte, liebe Bekannte. Wolf erzählte aus seinem Leben und der Meister aus seiner Gesellen- und Wanderzeit. Er war weit herumgekommen in der Welt, bis hinüber in die Schweiz, hatte in Zürich, Basel und Luzern gearbeitet, war bis Lausanne hinuntergekommen, und da es ihn dann mit Macht nach Deutschland gezogen und er das Meer habe sehen wollen, war er rheinab gewalzt, durch Straßburg und Köln, wo er lang in Arbeit gestanden, und mit besonderer Freude erinnere er sich an den Sommer in Rudesheim, an welches malerischem Städtlein heute noch sein ganzes Herz hänge, derart, daß er gleich nochmals zum Wanderstock greifen könnte, hielten ihn nicht das Haus — und sich mit einem schmunzelnden Blick an die Seinen wendend — und



Weib und Kind zurück. Lachend drohen die mit dem Finger, und die Frau sagt: „Geh', Vater, flunker nicht! Heut ging'st ja doch keinen Tag weit von uns fort.“

Und er, lachend: „Na, weiß Gott, es ist sol' Weiß selber nicht, wie ich ein solcher Leimtopf geworden bin, aber dortmals, da trieb's mich von Ort zu Ort, bis ich in Hamburg oben war. Und als ich das Meer genügend gesehen, zog's mich querein durch Hannover und Brandenburg nach Schlessien hinunter. Ich wundere mich heute noch, wenn ich denke, wie ich auf einmal hoch oben im Riesengebirge in einem kleinen Neste sitze, Mittel-Schreiberhau hat's geheissen, und von dort aus der Gesellenkammer meines ehrsamten Meisters Hauptmann auf meine Wanderjahre zurückdenke und an meine Heimat, während die Stürme vom Gebirge Schnee heruntertreiben, daß man kaum auf die Straße konnte. — Ach ja, es ist schon schön,“ fährt er nach einer kleinen Weile fort, „wenn man die Nase ein wenig in die Welt steckt! Und von dort bir-ich halt heim und habe das Geschäft meines alten Vaters — Gott hab' ihn selig — übernommen. Später habe ich meine Frau geheiratet — sie ist aus dem Ort hier —, und wir sind recht glücklich und zufrieden. Gelt, Maria?“

Die Frau, die eben mit ihrer Tochter beschäftigt war, zu Ehren des Gastes Kaffee zu machen, nickte erröthend. „Na, und der kleine Fledermisch dort,“ er deutete mit warmen Augen auf das goldköpfige, zierliche Mädchen, „das ist unser einziges Kind, die Martha. Die hüpfet und singt halt noch den ganzen Tag.“ Das schlanke Ding verbarg sich mit hellem Lachen hinter ihrer Mutter. Spät am Abend verabschiedet sich Wolf Heß von ihnen,

und es ist ihnen allen, als gehörten sie eng zusammen. Noch bis zum Schlafengehen plaudern sie über den netten, freundlichen Studenten, und alle drei zergrübeln sich die Köpfe, was sie noch in der Stube richten könnten, um ihm das neue Heim recht behaglich zu machen.

Er aber wanderte die Landstraße dahin, daß der Staub wirbelte. Was er sonst selten tat: er sang, daß die Löhne weit über die herbstlichen Feldbreiten tanzten.

Nächsten Abend zog er mit Sack und Pack ins Tischlerhaus.

Ihrer neun saßen sie um den Abendtisch in der Küche, und es schmeckte allen vortrefflich. Erst gab es Milchsuppe, dann Fisolen mit Brot. So hatte es Wolf die ganze Zeit in der Stadt nicht geschmeckt. Nach dem Essen erhoben sich die Gesellen und Lehrbuben und verließen grüßend die Stube. Wolf Heß wurde gebeten, noch ein wenig zu bleiben. Mit Wohlgefallen sah er dem flinken Mädchen zu, wie es lautlos den Tisch abräumte und sich daran machte, das Geschirr abzuwaschen. Jede Bewegung war sicher und flink. Wolf konnte nicht umhin, ihr ein Lob auszusprechen. Der Meister lehnte sich mit Behagen in den Stuhl zurück und meinte: „Sie hat auch eine gute Lehrmeisterin! Und dann muß das so sein. Wir Handwerksleute können sie nicht in Klavierstunden schicken; sie muß häuslich und tüchtig werden. Nähen hat sie auch gelernt, und das, denke ich, sind wichtigere Dinge, die sie not haben wird für später einmal.“

Es war gut, daß Wolf für morgen wenig zu arbeiten hatte, denn er kam so bald nicht auf die Stube. Allzu gemütlich fühlte er sich im Küchenwinkel, und als er in seiner Behausung drüben war, konnte er wieder vor lauter

Freude und Behagen nicht zur Arbeit kommen. Alles mußte er gründlich besehen, über alles sich herzlich freuen. Spät nachts noch schrieb er Großmutter einen überglücklichen Brief.

Hernach legte er sich schlafen und schlief, bis ihn frühmorgens das Geräusch der säufenden Hobel weckte. Säufend und singend fuhren sie immer wieder über das Holz. Das war eine trauliche Melodie. Wolf horchte einen Augenblick auf, als müßte er sich erst besinnen, dann sprang er frisch und froh aus dem Bett. Die Hobel aber sangen weiter ihr einförmiges Lied. Mitten hinein begann plötzlich die Schneidmaschine ihr gereiztes Surren, das aber rasch, wie sie Holz fraß, in ein sattes Surren und Summen überging; es war, als ob ein paar gereizte Hummeln drüben brummten. Laut rief er ein munteres Guten Morgen hinüber, das er von allen freundlich zurück bekam. Bald darauf ging er mit den Bücherrin in die Küche. In Krems hatten sie ihm das Frühstück auf das Zimmer gebracht, was ihm gar nicht gepaßt hatte. Es war nur Martha beim Herde, umflossen von der strahlenden Morgensonne, die sich breit zu den Fenstern hereinlegte, so daß das Zinngeschirr hell funkelte und glänzte. Behaglich schob sich der Student hinter den massiven Tisch, dessen faustdicke Eschenholzplatte im reinsten Weiß blühte. Auf leisen Pfoten kam die scheckige Katze auf ihn zu, sprang auf die Bank und drückte sich schnurrend mit gekrümmtem Buckel an ihn. Vom Hofe her ertönten die Lockrufe der Meisterin, die die Hühner fütterte. Das alles heimelte Wolf Heß unsagbar an. Inzwischen hatte das Mädchen den Kaffee zusammengeschänkt und brachte ihm das dampfende Getränk zum

Lisch. Dabei war sie verlegen und getraute sich nicht, Wolf anzublicken. Um so mehr sah er sie an, und er hatte inniges Wohlgefallen an dem zierlichen Reh, wie er sie im stillen nannte.

Während er trank, fing er einen unbeachtet geglaubten Blick auf. Sofort bedeckten sich die Wangen des Mädchens mit hellem Rot. Sie waren beide recht froh, daß die Meisterin gleich darauf in die Küche trat. Mutter Liez fragte Wolf mit freundlichen Worten, wie er geschlafen, und wünschte ihm gute Wanderung, als er sich auf den Weg machte; herzlich winkte er dem Meister, der eben ein langes, glattgehobeltes Brett zum Fenster heraus-schob. Wohlgemut wanderte er den morgenfrischen Markt hinunter. Im Winterschen Gasthof lehnte der Wirt in der Thür und sah neugierig auf den fremden, jungen Burschen, der allem Augenscheine nach ein Student sein mußte. Aus einem Bauernhofs fuhr gerade der Knecht eine Fuhre Mist heraus, aus Steiningers Lohgerberei trat ein Mädchen mit Einkaufskorb, und draußen in Kaufschers Schmiede waren sie fest am Werk: hell Klang der Hammer Schlag aus der schwarzen Höhle. Mit frischem Schritt wanderte Wolf die obstbaumbepflanzte Chaussee entlang; fern grüßten die Thürme der Städte; dahinter erhoben sich die rebenbewachsenen, terrassenförmigen Berggelände. In den prächtigsten Farben des Herbstes standen die Berge der Wachau.

\*

Es ist ein freier Samstagnachmittag in den ersten Dezemberwochen. Wolf Heß ist bald nach ein Uhr in seine Stube getreten; doch er setzt sich nicht zu den

Büchern. Der Samstag ist der einzige Tag der Woche, an dem er sich Ruhe gönnt. Zufrieden wirft er die Bücher auf den Tisch und tritt in die Tischlerwerkstatt. Mit herzlichem Gruß wird er empfangen, und er ist nicht unerwartet, denn seit Wochen ist das schon sein Brauch. Freundlich schüttelt ihm Jakob Lieg die Hand, dann arbeitet er ununterbrochen weiter. Er ist wie ein Geselle, wenn er den Fuß in die Werkstatt gesetzt hat. Er fordert viel von seinen Leuten, doch das meiste von sich selbst. Zwischendurch, während die Späne in langen Spiralen aus dem Hobel kriechen oder die Säge quielt, findet er noch immer Zeit zu plaudern. Unverwandt auf seine Arbeit sehend; redet er mit Wolf, der auf der Hobelbank sitzt. Sie verstehen sich gut, die beiden! Dem ernstesten Meister ist es, als wäre ihm in dem tüchtigen, netten Studenten ein Sohn geworden, den er einst vor Jahren sehnsüchtig erhofft. Wolf rührt sich urgemütlich in dem lichten, angenehm nach Holz und Harz riechenden Raume. Im Ofen, bei dem einer der Lehrbuben mit dem Leimziegel hantiert, brennt ein lustiges Feuer, behagliche Wärme in der Werkstatt verbreitend; die Hobel scharren und die Hämmer klopfen. Kreischend frist sich die Kreissäge ins Brett, daß feiner Holzstaub in der Luft tanzt, begleitet von dem klatschenden Takt der laufenden Treibriemen. Es ist wie ein zorniges Surren, das zeitweilig übergeht in ein wütendes Fauchen. Ruhig und bedächtig setzt der Altgeselle die Schnittstellen an die Säge. Emsig reicht der jüngste der drei Lehrbuben dem Gesellen Brett um Brett, während er die fertig eingeschnittenen schräg an der Wand auflehnt. Der zweite Geselle schafft an der Wandsäge. Franz, der älteste der Buben, geht mit

zusammengezogenen Augenbrauen aufmerksam zwischen den laufenden Maschinen hin und her, bald das eine, bald das andere Lager des Akkumulators aus einem kleinen Rädchen blind, um ein Heißlaufen zu verhüten. Ganze Berge Hobelspäne liegen auf dem Boden, wie sie die Hand der Gesellen hinabstreift. Hinten, bei Wolfs Kammertür, steht ein schöner Kasten aus Eichenholz, fertig zusammengesägt, nur noch der Beize bedürftig. Der Meister paßt zwei kunstvoll geschweifte Eichenbretter zusammen, die für den zweiten Kasten gehören, legt sie weg und ruft zum älteren Gesellen hinüber. Der deutet dem Jungen mit der Kanne, dieser springt in die Ecke, stellt einen Hebel um, dreht an einem Schalter, und in ersterbenden Tönen sängen die Maschinen aus. Es ist nun so angenehm still in der Werkstatt; die Geräusche der Handwerkzeuge tun den Ohren geradezu wohl. Meister und Altgesell machen sich nun daran, den zweiten Kasten zu bauen, und es bereitet Wolf Heß eine wahre Lust, zu sehen, wie sich Stück um Stück unter ihren Händen trefflich zusammensügt, haargenau passend, auf den Millimeter.

Mitten zwischen dem eifrigen Passen, Klopfen und Hämmern frist sich eine Handsäge jämmerlich quiekend durchs Holz. Schimpfend tritt der zweite Geselle zu dem ungeschickten Lehrbuben. Man merkt sofort aus dem Behagen der Säge, daß sie nun eine geübte Hand führt. Darauf kreischt sie wieder, doch weit milder. Der mittlere Lehrbub rafft seine Schürze voll Hobelspäne und stopft den Ofen an; hell knistert und knackt es in seinem Kumpf. Der Geselle holt den Leimtiegel von der Platte und beschmiert zwei Teile. Mit sicherem Blick fügt er sie zusammen und spannt sie in den Leimrahmen. Sie sind alle

in Hemdärmeln, und drauß'n liegt schwerer Schnee, und ein knurrender Wind fährt eisig kalt ums Haus. Wie behaglich das ist! Aber Wolfs Thür ist eine runde Uhr. Gleichmäßig takt sie in die emsige Arbeit. Wolf hat in seinen Ohren all die vielen, wechselnden Geräusche; mitten drinnen aber ist immer ein Summen, gleichmäßig und zufrieden klingend, das Lied der Arbeit.

Da schiebt sich Marthas Goldkopf zur Thür herein und ruft zur Pause; dabei sieht sie auf Wolf. Nun kann er nimmer weiter zusehen, der Stimme muß er gehorchen, willenlos. Doch nein, er gehorcht ihr ja von ganzem Herzen gern! Und er wendet sich flink und geht mit dem zierlichen Mägdlein durch die Thür. Draußen berührt seine Hand für einen Augenblick beim Zumachen der Thüre die ihre. Leise zuckt sie zusammen, aber sie entzieht die Hand nicht, ehe Wolf die seine hebt. Sein Herz schlägt heiße, ungestüme Schläge. Er möchte etwas sagen; er kann es nicht. Wie seltsam! Diesem unschuldigen, holden Mädchen gegenüber wird er zum hilflosen Menschen. Und doch liegt so viel Glück in dieser Hilflosigkeit! Es ist eisig kalt, wie sie stumm über den Hof gehen, aber sie merken beide nichts von der Kälte und den treibenden Flocken; ihr Blut rinnt heiß. Ach, sie ahnen es ja beide, daß sie sich seit Wochen herzlich liebhaben, und das ist ihre Not und ihre Seligkeit. Wolf hat schon geliebt, aber denkt er an die derben, willigen Bauernmädchen, ist ihm, als hätte er Liebe, wahre, wirkliche Liebe doch nicht gekannt. Wahre Liebe muß keusch, rein, muß heilig sein! Das wird ihm zur Erkenntnis, seit er weiß, daß jeder Tag ein verlorener wäre, an dem er nicht in die braunen Rehaugen des lieblichen Kindes geschaut.

Und Frau von Bergh? Wohl stiegen ihm manchmal Gedanken auf, als ob er ein Unrecht gegen diese hohe, von ihm so sehr geliebte Frau beginge. Aber konnte es Sünde sein, wenn es Jugend zu Jugend zwang? War es Treubruch gegen sie, die ihm ja doch nie gehören konnte? Und hatte sie nicht einst selbst gesagt, daß ihr Verhältnis durch nichts beeinträchtigt werden könne, daß es fortgrünen würde wie die Blätter des Efeus, weil es ein unverlöschlicher Bund innigster Seelengemeinschaft sei? Ja, so würde es sein, und der teuren Frau würde einst nur ein Herz mehr werden, das ihr in wärmster Liebe entgegenschlägt.

Nach der Pause setzen sich die beiden Frauen ans Fenster und nahen. In Handwerksfamilien gibt es ständig zu flicken und stopfen, besonders wenn Tischler im Hause sind! Dicht am Fenster steht die Nähmaschine; emsig surrt das Rad. Wolf, der nach der Pause bei den Frauen bleibt, wähnt für Augenblicke in Großmütterchens Stube zu sein; doch der goldblonde Scheitel und die zarten, flinken Finger reißen ihn bald aus seinen Träumen, um ihn aus einer traulichen Vergangenheit in eine noch holdere Gegenwart zu versetzen. Unermüdlch, als wäre ihm das alles neu, sieht er dem Mädchen zu, das manchmal verstohlen den Blick hebt, um ihren Scheitel sogleich noch tiefer auf die Maschine zu senken, wenn sie seine großen, ruhigen Augen so unverwandt auf sich ruhen sieht.

Dem feinen Sinn der Meisterin ist dieses zarte Weben der zwei jungen Leute nicht entgangen. Sie schmunzelt leise vor sich hin und freut sich innig der kindlichen Liebe der beiden. Hätte sie das zarte Gespinnst zerreißen sollen? Da müßte sie nicht Mutter sein, die ihre Kinder liebt. Ja,



ihre Kinder, denn sie leugnet es nicht, Wolf ist ihr lieb wie ein Sohn. Und denkt ihr Mann nicht ebenso? Was hätte sie zu dem harten Schritte zwingen sollen? Sah sie dem braven Studenten nicht bis tief ins Herz? Und war ihr Kind nicht unberührt wie eine im ersten Frühlingssonnenstrahl aufgebrochene Lilie? Die Reinheit ihres Kindes würde ihm ein Altar sein, dem er sich nur betend nahen würde. Und ihre kühnen Mutterträume gingen weit in die Zukunft. Warum sollte sie trennen, was sie in stillsten Gedanken gern verbunden gesehen hätte! Wahrlich, einen lieberen Sohn würde sie sich nicht wünschen können! —

Das waren Wolf Heß' schönste Stunden.

Brach der Abend herein, hatte die Mutter manches zu richten, und saßen sie dann allein in der dämmerigen Küche, plauderten sie wohl zag miteinander, doch nur selten wagte es dabei das Mädchen, ihm frei ins Auge zu sehen. Er wußte so angenehm zu erzählen. Wie weich schmeichelten sich seine Worte in ihr Herz! Was wußte er nicht alles! Und was hatte er nicht alles gelernt! Wie war sie voll tiefer Bewunderung, wenn er nach dem Abendbrot mit ihrem Vater redete. Gut oft, wenn sie sich als seine Frau träumte, war sie besorgt ob ihres wenigen Wissens und sagte sich: „Gott, da muß ich noch viel lernen, soll er mich mögen und mit mir reden können. Aber ich würde mich schon recht bemühen, daß er keine dumme kleine Frau hat. Oh, und er würde mir schon helfen! Er ist ja so gut.“

Am liebsten hatte sie es, wenn er von seiner braven Großmutter erzählte. Wie gern mußte er die alte, gute Frau haben! Jedes seiner Worte war dann weich und

warm, daß einem tiefe Rührung kam. Wie nun gar erst solch einem kleinen siebzehnjährigen Mädchenherzen! Häufig kam es auch vor, daß Mutter sie in den Markt einkaufen schickte. Da ging er mit. So kam es, daß die Leute im Orte mehr wußten, als die beiden harmlosen Menschenkinder in ihrem zagen Liebeswerben, und die eine oder andere Frau gelegentlich eines Gespräches mit der Meisterin sich mit schlaunen, neugierigen Worten erkundigte, wie weit es bereits stünde.

Den Ortsmädchen war das wenig recht, und wenn er Sonntags an der Seite des Blondkopfes mit den beiden Liebleuten zur Kirche schritt, warfen sie unverhohlene Blicke auf den schmucken Studenten. Auf den Kirchgang war Martha auch nicht wenig stolz. Der Meister, der ebenfalls etwas ahnte, machte sich öfter den Spaß und drängte zum Gehen, ehe Wolf noch bei ihnen war. Da hatte aber die Kleine immer schnell etwas vergessen, verlegt oder sonst was zu tun, daß der Vater über ihren Findigkeitseifer hellauf lachen mußte. Und es war auch zu merkwürdig: ging die Thür auf, und Wolf Heß trat mit herzlichem Morgengruß in die Stube, flugs war das Unauffindbarste bei der Hand! Die Eltern sahen sich dann mit einem verständnisvollen Blick an, und es lag tiefe, warme Freude auf seinem Grunde.

Abends aber saßen sie alle um den mächtigen Tisch und Wolf las stundenlang vor. Wie gemütlich es da in der Stube war! Im Ofen bullerte das Feuer, in den Gläsern rauchte der Tee. Jakob Ließ, der ein streng enthaltamer Mann war, befriedigte es aufs tiefste, daß der Student kein Wirtshausgeher war. Ging Wolf in seine Stube, fand er sie stets sorglich durchwärmt. Wie behaglich war

das besonders in klaren, hellen Mondnächten! Bläuliches Zauberlicht umfloß die alten Stämme, glitt einem Furteln gleich über die Kante des Bretterzauns und legte sich mit breitem, weißmattem Schimmer auf die Bretterstöße. Der ferne Bergzug aber stand wie ein silberner Märchenwald. Und oben am Himmel das Heer der Sterne. Oh, wie schön waren die Vollmondnächte! Lange lehnte er jedesmal am Fenster. Und er träumte hinüber in das Kämmerlein, in dem das holde Mädchen schlief, das er liebte, mit jener seligen, jauchzenden, übertollen Liebe, die er selbst bei Frau von Bergh nicht in diesem hohen Maße erlebt, da dort der herbe Tropfen der Unerfüllbarkeit der schönsten Hoffnungen in den Kelch ihres Glückes geträufelt war. Und seine Gedanken gingen in die Zukunft. Ja, sie war ihm sicher vom Herzen gut! Hatte sie nicht gestern um die Abendstunde geduldig die Hand auf der Maschine ruhen lassen, als er die seine schüchtern mit zitterndem Bangen auf die ihre legte? War es nicht sie gewesen, die sie leise drehte, so daß Hand in Hand lag? Und dann, ja, dann war wohl er es gewesen, der die ihre immer stärker umfaßt hatte und in langem, innigem Drucke umspannt hielt. Wie stark ihr Atem gegangen war, wie lieblich. Es ist eigentümlich: keines hat ein Wort geredet. Brauchte es auch des Wortes? Hatten die warmen Hände nicht eine genugsam deutliche Sprache geredet? Wie innig verwirrt und dennoch glänzend ihre Augen gewesen waren, als sie es gewagt hatte, ihn für einen Augenblick anzusehen! Dann war die Mutter gekommen.

Nun lag sie im Bette und schlief; oder stand auch sie am Fenster wie er und sah hinaus in die helle Mondnacht? Ein mächtiges Verlangen stieg in ihm auf, in

den Hof zu gehen und nach ihrem Fenster zu sehen. Hell umfloß ihn das webende Licht. Scharfkalt war die Nacht. Mitten im Hof blieb er stehen und warf einen flüchtigen Blick nach dem Fenster. Rasch hob er den Kopf und sah in das unzählige Sternenmeer. Vor seinen Blicken tanzten die funkelnden Lichter einen tollen Reigen.

Er hatte etwas Weißes hinter den Scheiben gesehen! Ja, es bestand kein Zweifel, sie, sie, Martha, stand am Fenster! Sie hatte in die Mondnacht geschaut wie er — vielleicht hatte sie es gar gespürt, daß er in die magische Helle sah —, und nun ruhten ihre Blicke auf ihm! Ein fieberndes Glücksgefühl ging durch seinen Körper. Mit allen Fasern der Sehnsucht verlangte es ihn, den Kopf zu wenden, aber er konnte nicht; unbeweglich mußte er in die Sterne sehen. Endlich löste sich der Bann. Ruhig und feierlich stand das Heer leuchtender Welten am Himmel. Durch seinen Körper aber ging weiter das Gefühl, als durchstießen ihn unzählige elektrische Ströme. Langsam wandte er sich um und schritt der Haustür zu. Mit keinem Blick wagte er es nach dem Fenster zu sehen, hinter dem sie stand, die er so innig liebte.

Als er behutsam die Lüre schloß, verschwand der weiße Schein vom Fenster.

## XVI.

**W**eihnachten in Eggendorf! Im kleinen, traulichen Stübchen der Großmutter Heß! Was war das für ein Behagen, sich Beglücken!

Hatte Töchen Nihl nicht recht, wenn er, mitten im

Gesumme des Redeschwalles auf die Greisfin zeigend, sagte, daß ihre Augen schier heller glänzten als die Lichter des kleinen Christbaumchens? Und war sie nicht allzu lieb anzuschauen in ihrer Rührigkeit und Freude? Ja, Großmutter Heß, die verstand halt junz zu bleiben! Und deshalb kam auch die Jugend gern zu ihr, wie einst, als jene noch in kurzen Bubenhosen liefen. Jetzt hatten sie wohl hohe Stiefel und lange Hosen an und passfen aus stattlichen Pfeifen, aber trotz der Mädels kamen die drei Burschen noch immer gern zu der Alten. Als Klaus Köppler kurz nach der Christbescherung zum Hute griff, hatte seine Mutter gesagt: „Na, ziagt's di scho wieda auffi za da ol'n Heß'nahnl? Ds is da, miar scheint, meahr Muadda als i!“

Und auch Schnellinger hatte sich um keinen Preis zurückhalten lassen!

So saßen die vier Freunde in der engen Stube, qualmten, erzählten und freuten sich ihrer Freundschaft. Und zeitweilig warf der schelmische Schnellinger ein Scherzwort dazwischen, daß das ganze Häuschen zu schallen begann. Währenddem schaufelte der Himmel Schnee herunter, so emsig und so ausgiebig, daß es den Anschein hatte, als ob er bis zum Morgen die Häuser einsacken wolle.

Als sie spät nach Mitternacht die Thür aufstoßen wollten, ging sie nicht auf. Nur den gemeinsamen Anstrengungen gelang es, sie so weit zu öffnen, daß sich die Burschen hindurchzwingen konnten. Bis zu den Hüften staken sie im Schnee. Und noch lange hallte ihr Lachen durch die stille Gasse über die drolligsten Arm- und Körperverrenkungen, mit denen sie sich ihren Heimstätten zuarbeiteten. —

Und Tag um Tag kam neuer Schnee vom Himmel, so daß Wolf die ganzen Ferien keinen Schritt aus dem Dorfe kam. Das aber paßte der Alten nur zu gut! Und immer wieder mußte er ihr bis ins haarkleinste erzählen von der Stadt, den Lehrern, dem hübschen Ortchen und den lieben Tischlersleuten. Unausprechlich war ihre Freude, daß er bei diesen ein so schönes Heim gefunden, und mitgerissen, war Wolf ein paarmal nahe daran, ihr von der Liebe zu dem blonden Mädchen zu erzählen, doch immer wieder brachte er es nicht über die Lippen. So giengen die Tage dahin, und mit ihnen wurde die Sehnsucht verlangender nach der fernen Geliebten. Zum erstenmal in seinem Leben zählte er die Stunden, die er noch in seiner Heimat sein mußte.

Eine doppelte Beruhigung war es ihm da, daß Großmutter so frisch war, die Löhnsleute sich um sie so lieb bekümmerten, wie die Greisin mit Freude erzählte, und daß sie Sonntags stets zu ihnen gehen müsse.

Manchen Nachmittag verbrachte Wolf auch im Schulhause. Mit großem Interesse hörte der alte Lehrer seines Lieblings Erlebnisse an, dann setzte er sich gewöhnlich ans Klavier und Wolf mußte seine Geige nehmen. Stundenlang musizierten sie so, und Martin Löhns war voll des Lobes und der Bewunderung. „Du mußt wacker zugepackt haben!“ rief er des öfteren aus.

Abends saß Wolf einige Male bei seinem Freunde Karl Schnellinger auf der eichenen Futterkiste. Schnellinger erzählte ihm, daß es mit seinem Mädchen seit Monaten Schluß sei — sie hätte sich plötzlich von einem Bauernsohn den Kopf verdrehen lassen — und daß von Franz Ruz ein hochspannender Brief aus Neufundland an seinen

Vater gekommen wäre, den er gelesen habe. Nutz sei auf einem Nordfahrer gewesen, der nach Quebec in Kanada gehen sollte. In der Nähe von Neufundland wären sie in so argen Nebel gekommen, daß sie nur mit der äußersten Vorsicht hätten fahren können. Ununterbrochen hätten die Rebelhörner gebrüllt. Wie es möglich gewesen, wisse er nicht, aber plötzlich wäre ein Ruck durch das Schiff gegangen, daß er beinahe zu Boden geflogen wäre, und mit einem Male hieß es: ein Schlepper ist uns in die Seite gefahren; es rette sich wer kann! Das Schiff war mit unheimlicher Schnelligkeit gesunken; es sei Franz jedoch möglich geworden, Platz in einem der Rettungsboote zu bekommen. Wie lange sie im Nebel herumgetrieben, wisse er nicht. Als sich die bleierne Hülle löste, wären sie von einem kleinen Dampfer geborgen worden, der sie auf Neufundland gebracht hätte.

Wolf horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. „Dear Nutz, dear Nutz,“ sagte er mit tiefer Bewunderung. „Siach 'hn nou' olwei mit seiner trumm weiß'n Masch'n; wiar'kli, i beneid' 'hn schou glei um dds, wos a siacht!“

„No sou, woast, es is holt dou' a recht a unruahig's Leb'n,“ erwiderte Schnellinger. „Ear is ollawei schou a fou a Springin'el g'west, schou ols floana Dua; oba miar taugat'n ndt dazu. Wiar san z' schwarz.“

Wolf gab ihm recht. Auch das erfuhr er durch Karl, daß Tochen Rihl kommenden Fasching Klaus Edfflers Schwester heirate.

So gingen die Ferien ihrem Ende zu, und als es wieder einmal so weit war, daß Wolf marschbereit in der Stube stand und Abschied nehmen mußte von der guten Greisin, da schloß er sie innig in seine Arme und sagte:

„Groußmuaddal a holb's Jahrl nou', nochad san ma olwei beinond unsa Leb'n long!“ Glücklich war seine Stimme, glücklich strahlten die Augen der Alten. Freudig und zuversichtlich ist er von ihr gegangen. Wieso kam es nur, daß ihm der Abschied nicht schwer wurde? — Weil er diesmal nicht in die Fremde ging, weil schöne, leuchtende Heimat ihn zog, die Heimat seiner Liebe.

Was war das für ein seliger, strahlender Blick, als ihre Augen sich das erstemal wieder trafen! Es schien, als hätte die beiderseitige Sehnsucht die kindliche Scheu von ihnen genommen und dränge nun ihre Herzen offen zueinander. Immer wieder blickten sie sich an, und es lag schöne, blanke Freude in ihren Augen. Freude, wie sie Augen schmückt, aus denen das Herz unverschleiert spricht: wir wissen es nun, daß wir zusammengehören.

So ging die Zeit dahin. Wolf wanderte Tag um Tag durch Schnee und Winterkälte zur Stadt, hielt Lehrauftritte bald in dieser, bald in jener Übungsklasse, war in der Schule oben auf und mühte sich in wahrhaft biblischem Schweiß seines Angesichtes mit Geige und Orgel. Jede freie Minute verbrachte er im Musikzimmer mit verzweifelter Zähigkeit, jede Übung wieder und immer wieder spielend, bis die Töne endlich zueinander stimmten.

Zerschlagen, zerquält, den heißen Kopf auf die Lasten gepreßt, lag er oft über der Orgel, raffte sich aber immer von neuem zusammen, biß die Zähne aufeinander und zwang es doch!

Die Zöglinge hatten Wolf Heß alle gern, am glücklichsten aber war er im Tischlerhause. Jede freie Minute



stand er in der Küche oder in der Werkstatt. Häufig kam auch der Briefträger und brachte Briefe aus der Heimat, Geldsendungen von Frau von Bergh, mit lieben, sorglichen Zeilen, oftmals auch Bücher, die sie mit feinem Sinne für ihn wählte, und auch ein langes, ausführliches Schreiben aus Buenos Aires, von Zwanowitsch, war nach Eggendorf gekommen und ihm hierher nachgeschickt worden.

Es war in den Tagen der Apfelbaumblüte. Wie schon so manches Mal, seit der Frühling ins Land gezogen war, sitzen die beiden jungen Menschenkinder oben am Waldrand, unter einer mächtigen, tiefrissigen Föhre und träumen hinunter ins liebliche Thal.

Und es ist wahrhaft lieblich in diesen Tagen wo jeder Garten seinen höchsten Feiertagschmuck angetan hat und ein Prangen und Blühen ringsum ist, als erwarte man heuer den Herrgott selbst.

Da war kein Baum, kein Strauch, der nicht in Blüte stand oder alle Vorkehrungen dazu traf. Und was die Gärten konnten, das konnten die Wiesen auch! In eitelster Lebensfreude und eifrigstem Eifer stückten sie Blume um Blume in den saftigen, grünen Teppich, daß es wie ein Zauber in Farben war, wenn man über die Wiesen sah. Weil aber die Insekten nicht fehlen, wo Blumen sind, so war da ein Summen und Schwirren, Krabbeln und Kriechen, Schweben und Gaukeln, daß es nur so glänzte und funkelte von glashellen Flügeln, bunten Segeln und kugligen Käferrücken. Und weil eins zum andern gehört, waren auch die Vögel alle da, und es schallte und hallte von Liedern, daß es wahrlich eine Seligkeit war, zu leben. Was aber erst recht für eine Lebensseligkeit, wenn

man solche Tage liebend lebte! Seit Stunden saßen sie heroben, und selten nur sprach eines ein Wort. Wozu hätte es auch der Worte bedurft! Ging es denn nicht wie ein ununterbrochener Strom von einem Herzen zum andern? Und war dieser Strom, der ihr ganzes Lieben umschloß, nicht beredter als alle Worte? Nein, Worte hätten es nie zu sagen vermocht, was diese unsichtbare Kraft vermochte. Und hatten sie nicht Augen? Drachen aus diesen nicht Strahlen, heller und heißer wie die der Sonne dort oben am wolkenlos blauen Frühlingshimmel, wenn sie sich ansahen?

O Jugend, Liebe und Frühling, konnte es denn noch Herrlicheres auf Erden geben? Nein, sicherlich nicht, Herrlicheres als dies gab es auf Erden nicht!

Und ihnen beiden war dies geschenkt worden — sollten sie da nicht glücklich sein! Und sie waren es denn, wie es selten zwei Menschen in so tiefem, ungetrübtem Maße sind.

Heute aber war Wolf noch stummer als sonst. Schweigsam sah er unverwandt in das blühende Land, und es war dem Mädchen, als ob manchmal ein leiser Schatten sich auf sein Gesicht lege. Und in ihrem Herzen stieg das heiße Verlangen auf, diese Schatten zu vertreiben.

„Ach, sehen Sie nur,“ rief sie, zärtlich ihre Hand auf die seine legend, „wie lieblich dort drunten die blühenden Bäume um das Ortlein stehen.“

Wolf nickte versonnen vor sich hin.

„Ja, so schön ist das Land,“ sagte er, „wer weiß, ob wir im Leben jemals widder zusammen hier stehen werden.“

Schweigsam sahen sie beide in den sonnigen Aether. In den Augen des Mädchens lag etwas wie tiefes Bangen.

„Zwei Monate noch, und ich muß wieder fortgehen von hier; dann komme ich vielleicht nie wieder. Werden Sie dann manchmal an mich denken?“

Das liebeiche Mädchen sah mit bebenden Lippen hinaus ins Weite, dann wandte sie jäh ihr verstärrtes Gesicht Wolf Heß zu, hastig hervorstoßend: „Sie dürfen nicht gehen, bitte, bitte!“ Mit flehenden Augen sah sie zu ihm auf.

„Aber ich muß doch fort; mein Studium ist ja dann zu Ende.“

Hilflos starrten ihre lieben Augen ins Leere, sich jäh mit Tränen füllend. Ihr zierlicher Körper ergitterte.

Wolf legte tief ergriffen den Arm um sie: „Soll ich denn bei Ihnen bleiben?“ Sie drehte ein wenig den Kopf und nickte.

„Immer —?“

Ihr Köpfchen, das noch immer in banger Angst ins Leere gerichtet war, nickte hastig ein paarmal.

Da durchzuckte es seinen Körper, als ging ein starker Strom durch ihn. Aber wie selig, wie beglückend war das! Und plötzlich sie beim Namen nennend, jauchzte er: „Martha, Marthchen, haben Sie mich denn wirklich lieb?“

Da schmiegte sie sich blitzschnell an ihn und legte ihr leuchtendes Haupt an seine Brust. Und in ihren Augen war ein Glänzen, schöner als das des Tages mit all seinen unzähligen Frühlingswundern. Mit hellem Gezirp flogen ein paar Vögel über ihnen.

„Marthchen!“ jubelte er und drückte sie leidenschaftlich

an seine Brust. Mit leiser Hand hob er ihren Kopf: zwei glänzende, tränenblanke Augen strahlten glücklich in die seinen. Da beugte er sich zu ihr und hielt sie in langem Kusse umschlungen.

Vergessen waren Frühling und Sonne, versunken die Welt, verschwunden die herrliche Pracht um die beiden Liebenden. Sie sahen nur ihre strahlenden, leuchtenden Gesichter, und das war ihnen mehr wie alle Wunder der Welt.

Bis lang nach Sonnenuntergang sind sie an diesem Tage am Waldhang gefessen und haben immer wieder von ihrer Liebe geredet und sich tiefe Treue geschworen. Und als die Sonne glühend am Untergehen war, hat Wolf nach der Flöte gelangt und gespielt, so schön und schmelzend, daß selbst die Vögel in ihrem Liebeslied den Atem in ihren kleinen Brüstchen anhielten, da es ihnen war, als ob sie von diesem Menschen da unten noch etwas zulernen könnten.

Zwei Monate noch trugen sie heimlich ihre Liebe, wie die zwei guten, törichten Menschenkinder glaubten, deren Blicke so sonnig waren, daß selbst dem brummigen Altgesellen warm ums Herz wurde. Am Tage aber noch an dem Wolf Heß freudestrahlend mit dem glänzenden Reisezeugnis an der Seite seines geliebten Mädchens — das die Eltern scheinhalber eines Kaufes wegen in die Stadt geschickt hatten, um ihre fiebernde Aufregung zu dämmen, und das stundenlang vor dem Thor der Anstalt gestanden hatte — heimkehrte, sprach er mit ihren Eltern, die ihn nicht minder liebten, wie er sie. Mit tiefer Rührung gaben sie ihm ihr einziges Kind. Das war ein Abend! Der schönste ihres Lebens!

Wolf blieb noch einen Tag, dann fuhr er nach Hause. Es dünkte ihm, als wäre das Dorf noch nie in so viel Sommerhitze gelegen. Wie lange hatte er es nicht gesehen, das liebe Nest! Doch es war alles am alten Platz, ging alles seinen alten Gang.

Nur daß draußen auf dem Friedhofe ein paar Gräber mehr standen. Doch mochte der alte, schlohweiße Bruckner, den die hohe Zahl seiner Jahre schon so gekrümmt hatte, daß er Sonne und Sterne nimmer schauen konnte, mit seinen knorrigen Fäusten ihnen allen noch so gewissenhaft zur ewigen Ruhe verhelfen; die trotz ihres mächtigen Leibesumfanges ungemein bewegliche alte Käthe Finckh verhalf den andern um so eifriger zum Leben.

Wolfs erster Gang war in die Stadt zum Schulinspektor. Von hier eilte er zu Frau von Bergh. Wie freute sich die Gute über seine rasche Anstellung. Stundenlang saßen sie glücklich plaudernd beisammen, hernach begab er sich noch zu Professor Pokorny.

Froh ging Wolf Heß die abendliche Landstraße heim. Er fühlte sich so leicht und glücklich.

Nichts mehr lastete auf ihm, kein Kummer, keine Sorge. Es war ihm, als schwämme seine Seele im blauen Äther. Zu Ende waren alle Sorgen und Mühen um die Zukunft, keine Enttäuschung drückte ihn mehr; er hatte den hohen Berg erklimmt und sah sich nun mit verwunderten Augen auf einer großen Wiesenmatte, die in leuchtender Blütenpracht stand. Sonne lag auf ihr, und rings um sie nichts wie Schweigen, Ruhe, Frieden. So würde nun sein Leben sein. Was war er doch für einen seltsamen Weg gegangen, ehe er zum Ziele kam. Und er dachte sein Leben durch, von der Hüter-

hubenzeit bis zu dem heutigen Tag, wo ihn der Inspektor sozusagen in seinen Beruf gestellt hatte. Viel aber gingen seine Gedanken ins ferne, teure Tischlerhaus. Er war so glücklich. Was hatte er doch für ein liebes, sinniges Mädchen zur Braut! Und in zwei Jahren würde es seine brave, kleine Frau sein! Dann war er achtundzwanzig. Da konnte man doch wohl schon heiraten. Ach freilich, hatte doch Fochen Nihl schon mit sechsundzwanzig geheiratet! Wie wird das sein werden, dachte er. Und Großmutter muß dann zu uns.

In diesen Gedanken kam er heim. Er hatte Großmutter noch am selben Abend, als er aus Furth heimgekehrt war, von dem holden, klugen Mädchen und seiner Liebe erzählt. Wie hat sich die alte Frau gefreut! Und nun verging kein Tag, wo sie nicht von ihr sprachen. Wolf blieb einen Monat daheim, dann aber fuhr er wieder nach Furth, um den letzten Teil der Ferien bei seiner goldköpfigen Braut im Tischlerhause zu verbringen.

\*

Der junge Lehrer Heß ging das zweite Jahr nach Baumgarten. Bei Sturm und Regen kam er die Straße von Eggendorf her gewandert, obwohl er in der Schule ein Stübchen gehabt hätte. Er aber zog es vor, den Weg zu gehen und bei seiner Großmutter zu wohnen. Die gute Frau war ordentlich stolz geworden in ihren alten Tagen. „Herr Lehrer“ hieß es allerorts, und die Kinder grüßten ihn von weitem mit hellen Stimmen — ihren Entelsohn!

Und Martin Löns hatte ihr erzählt, daß sein Oberlehrer voll des Lobes über seinen Ernst und seine Tüchtigkeit

sei. Und daß ihn die Kinder liebten, das hatte sie ja schon einige Male gesehen, wenn sie mit ihm nach Baumgarten gegangen war. Zutraulich kamen die kleinen Dingelchen, Buben und Mädchen, auf ihn zu, schoben beherzt ihre kleinen Fäustchen in seine Hände und gingen mit ihm ein Stück Weges. Wie hatte das Barbara Heß gerührt!

Und wie entzückend war es gewesen, als ein vierjähriger, blauäugiger Bub sich winkend aus der vor der Kirche spielenden Schar gelöst und mit seinem Steckenpferd auf ihren Enkel zukommend, diesem mit einer so hellen mutigen festen Stimme zugerufen hatte, daß sie heute noch den Klang in ihren Ohren zu vernehmen meinte: „Du, Herr Leahra, moarg'n kumm' i in d' Schul' za diar.“ Lachend hatte Wolf den Kleinen bestärkt, es nur zu tun, und eifrig war dieser, auf eines der Mäd'el zeigend, fortgefahren: „Dd Resarl hot g'sogt, i dearfat net, weil i no z' Klan war; ols wonn dds wos mochat. Oba dd Mad'ln san jo olle deppat. Woast, i hob' an trumm Griffi dahoam,“ und plötzlich mit strahlendem, verschmitztem Gesicht und hüpfenden Füßen: „an long'n, g'schpißt'n, den hob' i unsara Zularl aus 'm Fedarnpenal außig'numma — mit dem Griffi kimm i moarg'n!“ Und jubelnd war er auf seinem Holzpferd davongesprungen. Wirklich war der kleine Knirps tags darauf mit seinem scharfgespitzten Griffel in die Klasse gekommen und hatte eine Schiefertafel verlangt, auf der er so gottsjämmerlich kratzte, daß den Kindern das Wasser in den Müulern zusammenlief. Solches und ähnliches hörte oder erlebte die Alte, und es machte sie nicht weniger glücklich als ihren Jungen.

Und die Abende waren nun auch nimmer einsam. Nur an allen größeren Ferien war sie allein; die verbrachte Wolf im Liebschen Tischlerhause. Gleich das erste Jahr, zu Weihnachten hatte er die Großmutter mitgenommen, trotz ihrer Scheu, in so alten Tagen noch eine so gewaltige Reise zu tun, obendrein wo sie doch ihr Lebtag noch nicht mit der Eisenbahn gefahren war, und ihrer Besorgnis, die Nachbarin könnte aufs Geißenfüttern vergessen. Als sie hernach aber das liebliche Mädchen küssend in ihren Armen gehalten, hatte sie helle Freudentränen geweint. Und wie herzlich sie alle zu ihr gewesen waren! Und sie hatte es doch gleich gesehen, daß sie in einem guten Bürgerhause war!

Seitdem zählte sie wie Wolf die Monate, bis er die Braut heimführen und sie eine Tochter haben würde.

## XVII.

Es ist ein schöner Sommermorgen. Strahlend steht die Sonne im Osten am Himmel. Schräg fällt ihr Licht in den Frieden des stillen Hochgebirgsdorfes Waldeck. Tiefe Schatten liegen noch in Höfen und Straßen; nur die Giebel glänzen im Sonnenlicht. Aus den Rauchfängen steigt kergengerader Rauch in die klare Luft. Dort und da der Schrei eines Hahnes. Die Wiesen und Felder, die das Bergdorf umziehen und hoch die Hänge der Gebirgsriesen hinaufreichen, liegen im funkelnden Tau. Ringsum in weitem Bogen erhebt sich Berg um Berg. Nur gegen Osten zu ist der Blick frei. Hier fällt der Baldhang ein halbes Tausend Meter schräg ab. Unten an seinem Fuße liegen die Äcker der Eggendorfer Bauern.



Noch ist es im Dorfe still. Friedlich liegen die paar Duzend Häuser zwischen Obstgärten und Feldbreiten um die uralte, schindelgedeckte Kirche.

Plötzlich tönen in die heitere Ruhe die hellen Klänge der Frühglocke. Eben raffelt das erste Gespann das Dorf hinaus.

Neben der Kirche steht das Schulhaus. Es liegt tief drinnen in einem großen Garten, der gegen den Dorfplatz zu von einem hellgrünen Staketenzaun eingegrenzt ist. Dichtgedrängt, den ganzen Zaun entlang, stehen schlanke Malven, in allen Farben blühend, vom zartesten Gelb und Weiß über märchenhaftestes Rosa zum brennendsten Rot, hinter ihnen eine ganze Hecke Sonnenblumen, deren leuchtende Pracht zu einem einzigen goldenen Streifen zusammenschießt. Das Grün des Zaunes, zwischen dessen Latten die buntfarbigen Babelrosen durchstrahlen und hoch darüber die großen Scheiben der Sonnenblumen auf schlanken Schäften, das gibt ein allerliebstes Bild.

Zwischendurch und darüber erhebt sich der einstädtige Bau, der an der Vorderseite bis hinauf zur Regentraufe mit Spalierobstbäumen geziert ist. Wer aber das Gartentor öffnet und seine Füße auf den breiten, schön beliesten Weg setzt, der steht gebannt wie vor einem Wunder. Der ganze, weite Rasenplatz zu beiden Seiten des Weges zwischen Zaun und Haus ist ein Meer blühender, duftender Rosen. Krone dicht an Krone stehen die wohlgepflegten Stöcke, daß der Eintretende tatsächlich nichts anderes sieht, als eine wogende Flut gelber, weißer und in allen Schattierungen vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Schwarzrot prangender Rosen. Der Kiesweg, der in schnurgerader Richtung die linke Schmalseite des Hauses

berührt, führt hier zu ein paar breiten Steinstufen, über die man zu einer wetterdachgeschützten, efeuumsrankten Tür kommt. Diese führt in die ebenerdigen Räume, die dem Schulleiter zur Wohnung dienen. Die Schulkinder muß um die rückwärtige Ecke gehen, woselbst an der Hinterlängsseite eine große Doppelflügeltür ist, durch die man über blankgeschuerte Steinfliesen in den ersten Stock gelangt, der vier große Zimmer birgt, von denen zwei als Schulräume, eines als Lehrmittelzimmer dienen, während das vierte leer steht und einstweilen als Obstkammer Verwendung findet. Hinter dem Schulhause befindet sich ein größerer Hof mit Turngeräten, Stallungen und Schuppen. Seitlich zieht sich an dem Kiesweg ein großer Gemüsegarten entlang, während sich weit nach hinten, die ganze Längsfront des Grundes, ein tiefer Obstgarten bis an die Felder hinaus erstreckt. Es sind größtenteils alte, gesunde Bäume mit riesigen Kronen. Draußen liegen noch ein paar Äcker, die zur Schule gehören.

Die Frühglocke hat noch nicht ausgeklungen, als sich die Seitentür nach den Rosen zu öffnet und der Lehrer barhäuptig auf die Stufen heraustritt. Es ist ein hoher, stattlicher Mann mit scharfen, glattrasierten Zügen und dichtem, dunkelbraunem Kopfsaar. Allem Aussehen nach erst wenige Jahre über dreißig. Er bleibt eine Weile stehen, mit warmen Augen versonnen auf die bezaubernde, duftende Rosenflut blickend, dann steigt er die Stufen hinab, geht die Gemüsebeete entlang zum Obstgarten, bei dessen ersten Bäumen ein zweistöckiges Bienenhaus steht. Hier geht es schon lebhaft zu. Die braven Tiere sind tüchtig an der Tagesarbeit; ununter-

brochen fliegen und kommen ganze Scharen silberflügeliger Arbeiterinnen. Der Lehrer tritt dicht an die Seite des Hauses und hält trauliche Zwiesprache mit ihnen. Es ist, als summten sie plötzlich heller. Er sieht, wie sich die Ankommenden für einen Augenblick erschöpft auf das Flugbrett niederlassen, wie ihre Körperchen hastig erzittern und wie sie dann eilig im Flugloch verschwinden, während neben und über ihnen neue Tiere ins Freie steigen.

„Was haben euch denn heute die Spürbienen gemeldet?“ fragt der junge Lehrer liebevoll, als könnte er mit ihnen plaudern. „Empfehlen sie euch den goldenen Naps oder rieten sie, nach den Roggenfeldern zu fliegen, die seit gestern in Blüte stehen?“

Und die Bienen summten lauter, als wollten sie das bejahen. Vom Stalle drüben tönt Kuhgebrüll herüber. Aha, denkt der Lehrer, einen Augenblick aufhorchend, die haben Hunger und rufen Julie! Auf seine Züge legt sich ein breites Lachen. Na wartet nur, sie wird gleich kommen mit vollen Bütteln! Nun fällt das Gemecker einiger Ziegen ein. Hell lacht er auf. Ein paar Bienen, die dicht an seinem Kopf vorbeifliegen, wenden und umschwirren ihn ein paarmal mit neugierigen, tausendteiligen Neugierigen. Ihr Herr aber ruft heiter: „Schau, schau! Großmütterls Geißen sind derselben Ansicht wie meine beiden braven Kühe! Posttausend! Und jetzt fallen die Schweine auch noch ein. Na, das ist ja ein feines Frühkonzert! Lauf, Julie, lauf! sonst machen sie dir noch arge Vorwürfe.“

So redet der junge Lehrer mit sich, und in seinen Augen steht tiefes Glück.

Von der Straße her tönt das Schnalzen und Rasseln der Gespanne. Behaglich brummt ein kupferglänzender Rosenkäfer durch die Luft. Darein klingt das sanfte Gezwitzcher stahlblauer Schwalben.

Die Magd scheint die Hühner hinausgelassen zu haben, denn mit lautem Gekacker kommen sie über den Hof. „Na, seid ihr auch schon da?“ ruft er. „Jetzt gebt ihr natürlich nicht eher Ruh, ihr Kacker, bis das brave Frauen euch Futter streut. Wollt ihr heut wieder Maikäfer haben? Wenn ihr fein brav seid und keines über den Zaun in den Gemüsegarten fliegt, will ich's meinen Jungen sagen.“ Und nach dem Stall hinhorchend: „Aha! nun hat ihnen Julie den Morgentrank gebracht! Heidi! wie gierig die Schweine nutschten! — Nutsch, nutsch, nutsch! Die können nicht mal beim Fressen das Maul halten!“ Stille, frohe Freude ist in seinen Zügen, von schönem Glück überstrahlt. Und sich wieder zu seinen Bienen wendend: „Nun, behüt euch Gott, meine lieben, braven Tierlein! Und müht euch nicht zu arg! Und viel Sonne sollt ihr haben! So, nun will ich nach dem Frauen sehen!“

Lustig zwischen den Zähnen pfeifend, geht der stämmige, sehnige Mann durch den Hof. Es liegt etwas wie jugendhafter Übermut in ihm.

Er tritt ans Küchenfenster und ruft hinein: „Martha, hallo, Marthchen! Die Hühner wollen dich sprechen! Sie sind schon ernstlich böse!“ Ein goldblonder Kopf erscheint am Küchenfenster.

„Ich komm schon, Wolf, gleich! Sag's ihnen, ja?“ Mit blanken Augen verschwindet sie. Gleich darauf tritt sie mit einem flachen Korbe aus der rückwärtigen Haus-

tür, und ehe sie noch den Arm zum Futterstreuen hebt, stürzt die ganze Schar des Federviehs wie auf Kommando mit kreischendem Gekacker und Geträchz um sie.

Wolf lacht laut auf. „Feststehen, Marthchen!“ ruft er seiner zierlichen Frau zu, „sonst rennen sie dich um!“

Im hübschen Hauskleid steht sie mitten unter ihnen und streut mit vollen Händen; dann kommt sie lachend auf Wolf Heß zu und lehnt sich an seine Schulter. Er legt seine Hand um ihren schlanken, aber frauenhaften Körper und zieht sie innig an sich. So stehen sie eine Weile und sehen mit frohen Gesichtern dem emsig pickenden Hahnervolk zu.

„Wenn der dumme Hahn nur weniger gackern und mehr fressen würde,“ ereiferte sich Frau Martha.

„Der ist nicht dumm, Marthchen,“ sagt Wolf, „das ist vielmehr ein braver Hausvater, der auf seine Lieben schaut, daß es ihnen gut geht.“

„Ach, dann ist er ja so nett wie mein gutes Herr'l!“ Zärtlich hebt sie dabei ihren Blick zu Wolf. Es liegt tiefe, innige Liebe und Dankbarkeit in ihren schönen Augen.

„Komm, Martha, wir wollen nach den Rosen sehen.“

Innig aneinander geschmiegt, wandern sie den Kiesweg nach vorn. Trunken schauen sie auf das Rosenwunder.

„Ach, Wolf, daß wir es so schön haben werden, habe ich vor drei Jahren nicht gedacht, als ich das erstemal meinen Fuß auf diesen Boden setzte!“

„Wenn du nur glücklich bist, mein Kind,“ so er mit warmer, voller Stimme. „Du weißt, daß mich alles erst froh macht, wenn deine Augen mir sagen, daß du Freude hast!“

„Du Lieber, Guter!“ flüsterte sie, ihm mit der freien Hand leise über die Wangen streichelnd.

Der schneeweiße Scheitel Barbara Heß' erscheint in der Tür: „Kinda, kemmt's eina! Da Kaffee is firtii!“

Hurtig folgen sie der Großmutter ins Haus. —

Um halb acht begann es vor dem Schulhause zu summen und brummen und mit lärmenden Füßen über den Kiesweg zu trippeln. Um acht saß der Bienenstock oben gefangen im ersten Stock. Nur daß manchmal die Gartentür noch kurz knarrend aufging und ein flüchtiger Kobold mit bloßen Füßen über den Kies sprang.

Oben saß Wolf Heß vor ihnen auf dem Katheder und ließ seine Augen über die Schar heller und dunkler Köpfe gleiten. Auf der einen Seite die Mädchen und auf der anderen die Jungen. Vor ihm standen große Sträuße Blumen, wie sie die Kinder brachten. Doch war das lange nicht das einzige Frische im Raume! Die Wände waren mit einer Menge bunter, hübscher Bilder geschmückt, und in den hohen, breiten Fenstern prangten Topf an Topf die verschiedensten Zierpflanzen, der Mädchen Schützlinge, die sie zu pflegen und betreuen hatten, um so die Liebe zu Blumen zu erlernen.

Und dann begann der Unterricht. Hei, wie flatschten die Mädchen vor Freude in die Hände, wie leuchteten die Augen der Buben auf! Hell tönte das Lachen der Kinder in Frau Marthas Stube. Lauter Jubel plöblich. „Jetzt steht er wieder unter ihnen,“ denkt sie, „und erzählt ihnen Geschichten.“ Oben ist es mäuschenstill geworden. Wolf sitzt mitten unter ihnen auf einem Bankpult und spricht, nein, er malt, er malt mit Worten. Gierige Kinderaugen haften regungslos an seinen Lippen. Ein

zarter Mädchenarm hat sich um seinen Nacken gelegt; zwei Buben wollen seinen Arm haben, und weil keiner zurückstehen will, schieben sie beide ihre Arme unter den seinen. Ein paar haben sich zu seinen Füßen gesetzt und sind stolz, daß sie ihn leise bei der Hose halten dürfen. Und Wolf Heß erzählt. Aber wie erzählt er! Aus seinen Augen springen Strahlen, sein Gesicht nimmt den Ausdruck der Wunder an, und seine Worte sind bald dumpf und geheimnisvoll wie fern rollender Donner, bald hell und springend wie eine Schar jubelnder Kinder, und dann wieder leise und lauernd wie die lautlos schleichenden Pfoten der Kage. Und die atemlos gespannten Kinder starren unverwandt in das Gesicht ihres Lehrers. Ihre Herzen aber schlagen bald toll vor Freude, bald ist es, als würden sie erstarren vor Schreck und beklemmender Spannung.

Dann bricht lauter Jubel los. „Nun sagen sie ihm, daß er es gut gemacht hat, daß sie zufrieden sind,“ denkt die junge Lehrersfrau mit froher Miene.

Wolf Heß läßt die Schar sich ihren Herzen Luft machen und freut sich ihrer schönen Begeisterung. Immer dichter haben sie sich um ihn gedrängt, jedes hätte was zu sagen, was zu fragen. Und er weist sie nicht zurück. Er läßt sie zu sich kommen mit ihren offenen, freudigen Herzen. Mit liebevollen Händen nimmt er sie auf und wärmt sie.

So kommt es, daß sie alle zu ihm grenzenloses Vertrauen haben, daß sie ihre kleinen Herzen nie verschlossen tragen. Er ist ihnen ein großer Freund, der es nie nötig hat, den gestrengen Lehrer hervorzukehren.

Wenn dann Wolf Heß aufsteht und zum Katheder

Schreitend sagt: „So, Kinder, nun hat die Freude ein Ende, nun müssen wir wieder ernst sein,“ sitzen sie still und stumm — nur ihre Gesichter haben weiter den freudigen Glanz — und horchen mit großer Aufmerksamkeit auf die Dinge, die sie zu lernen haben. Und muß er einmal einen zur Ordnung verweisen, geht eine solche Entrüstung über die Undankbarkeit durch die Klasse, daß er ein Nachtwort sprechen muß, um ihn vor der Selbstjustiz der Kinder zu retten. Und es ist nicht nur einmal vorgekommen, daß der Garstige nach der Schule verprügelt wurde.

Im Waldecker Schulhaus ist immer Freude und Sonne; deshalb ist ihnen allen die Schule eine traute Heimstätte, zu der sie aus den verschlagensten Waldhäusern geeilt kommen, mag es draußen noch so stürmen und regnen, mag der Schnee noch so hoch liegen. Das ärgste Zahnweh hält sie davon nicht zurück, und immer sitzt ein Bub oder ein Mäd'l in den Bänken, den Kopf arg umwickelt, daß kaum die Nase hervorguckt, die Augen zusammengezwickt; tritt aber der Lehrer auf sie zu und streichelt mit herzlicher Anteilnahme über Kopf und Gesicht, ist der Schmerz verschwunden, und Freude zieht in die kleine Seele.

Und weil Sonne und Freude in der Schule ihr ständiges Heim haben, sind die Kinder lerneifrig und der Inspektor ist jedesmal voll der größten Verwunderung über die guten Ergebnisse, die der junge Lehrer mit den einfachen Bergbauernkindern erzielt. Aufrichtige Wärme verbindet sie beide. Der Inspektor ist stolz, solch tüchtigen Lehrer auf diesem schweren Posten zu haben, und Wolf Heß dankt es ihm mit jeder Lebensfaser, daß er



ihm dies Idyll gab. Stundenlang sind sie nach dem Unterricht oft beisammen, und während der Inspektor sich zu Rosen und Bienen führen läßt, reden sie über Erziehungsgrundsätze und praktische Landwirtschaft.

Mit Vorliebe sitzt der Inspektor in Wolfs Arbeitszimmer, dessen langes, vierflügeliges Fenster nach der Rosenflut hinauschaute. Die blaue Stube, wie Wolf sie nennt, ist sein Heiligtum. Bald nach seiner Hochzeit hat er sich das Zimmer eingerichtet, das Fenster ausbrechen und den lichten Raum nach seinen Angaben malen lassen: die Wände gesättigt blau, Decke und Fries blendend weiß. Und rings um das Zimmer, als Trennung beider Farben, eine glänzende, lorbeerblättrige Goldleiste. Doch wie wunderbar war des Lehrers Arbeitszimmer ausgestattet. An der rechten Längswand vom Fenster weg erhob sich in massiven Regalen, die Marthas Vater gearbeitet hatte, eine stattliche Bibliothek von vielen hundert Bänden. Alle Zweige waren da vertreten, die den emsig studierenden Lehrer interessierten: der Roman, das Drama, die Lyrik, Literatur- und Naturwissenschaft, Astronomie, Kultur- und Kunstgeschichte.

Mitten in die Wand der Schränke war ein weitauslegender, schwarzpolierter Schreibtisch eingebaut, ein prachtvolles Stück aus alten Tagen, dessen Laden zu beiden Seiten, zusammen mit den gelben, schwarzköpfigen Schubfächern des Aufsatzes über der Schreibplatte, einen äußerst einladenden Anblick boten. Reizende Bilder nach Thoma, Böcklin, Richter und Schwind, die in hübschen Rahmen zwanglos über den Büchern hingen, hoben das Gesamtbild noch mehr, und vollends wurde es zu einem malerischen gemacht durch Totenmasken, antike Büsten

und eine Menge schönformiger Vasen, die in ihren frischen Farben eine Flut lieblicher Feldblumen bargen. Ein mächtiger Aufgattisch auf der gegenüberliegenden Längsseite, bedeckt mit aufgeschlagenen Büchern, Papieren und Kunstmappen, ein molliger Plüschdivan mit ebensolchen buntgezierten Klubstühlen, eine reizende Eckbank aus dunklem Holz, hervorfen mit einer Menge schmucker Rissen und in der hohen Rücklehne geziert durch ein in das Holz eingearbeitetes Terrakottarundbild der Madonna mit dem Knaben, bildeten zusammen mit einem grünglasierten Ramin und einem ebenholzschwarzen Klavier, mit darauf liegender Geige und Fldte, die Ausstattung des Zimmers, das durch einen großen, den ganzen Boden bedeckenden; hübsch ornamentierten, in der Farbe der Wände gehaltenen Teppich eine weitere harmonische Zierde erhielt. Dazu waren die freien Flächen mit einer Menge gebiegener farbiger Reproduktionen alter und neuer Meister und den Köpfen seiner Lieblingsdichter und -denker bedeckt. Man empfand die Stube ordentlich als Lebewesen, das mit jedem seiner Atemzüge Geist, Schönheit, Frieden und Behagen ausströmte. Das Herz wurde in ihr sofort feierlich und groß. Und zu all dem vor den Fenstern die berückende Flut der Rosen, Malven und Sonnenblumen! Die Stube war Wolf Heß' zur Form gewordene Seele, in der er das Glück seines Seins in erhöhter Lebensfreude genoß. Jede freie Stunde, die er nicht auf den Feldern oder im Garten zubrachte, fand ihn hier bei seinen Büchern und Bildern.

Wenn ihn jemand von den auserlesensten seiner Besucher fragte, wie er denn nur zu all den Schätzen hätte kommen können, nimmt er seine weißköpfige, schamhaft

erdtönde Großmutter beim Arm und zeigt auf sie. Steht der Besucher fragend auf ihn und die alte Frau, erklärt Wolf mit stolzen Augen: „Ja, meiner Großmutter hier hab' ich das alles zu verdanken! Als sie zu uns zog, haben wir unser Häuschen unten in Eggendorf samt Obstgarten und Acker verkauft,“ und sich zur Greisin wendend: „mit Ausnahme der Geißen. Gelt, Großmüttli, die haben wir uns mitgenommen!“ Und die alte Frau innig umschlingend, während er sich wieder dem Gaste zuwendet: „Und sehen Sie, Großmutter hat es erlaubt, daß ich mir um den Erlds diese Stube einrichte.“

Wenn sich der Besuch dann voll des Lobes und der Anerkennung an die Greisin wendet, wehrt sie ab und sagt: „Na, na, dds hob' i gern 'ton, denn wos mei Wolf tuat, is olweil guat!“

Wolf streicht ihr dann übers Haar und küßt sie.

Nach der Faufe gehen sie alle ihren Beschäftigungen nach. Großmutter und ihre Schwiegertochter begeben sich in den großen Gemüsegarten, Julie, die Magd, hat bei den Lieren zu tun oder holt Klee vom nahen Acker, Wolf Heß geht in sein Arbeitszimmer, sucht ein Buch aus den Regalen und kommt hinaus in den Obstgarten, um sich in das weiche Gras zu legen. Er liest stets mit dem Bleistift; jede schöne Stelle, jeder tiefe Gedanke wird angestrichen. Wissenschaftliche Werke sind Seite um Seite mit allerlei Zeichen und Randbemerkungen versehen. Einentheils tut er das gern, um so das Kostbare herauszufördern, andernteils weil er weiß, daß seine Frau jeden derart durchgearbeiteten Band mit ganz besonderer Freude liest.

„Das heimelt mich so an, Wolf,“ sagt sie jedesmal.

„Wenn ich ein Buch zur Hand nehme und finde keine Zeichen von dir, kommt es mir ganz fremd vor.“ Er lächelt dann und durchflücht Buch um Buch.

Um fünf Uhr knarrt gewöhnlich das Gartentor und der energische Schritt des Briefträgers erschallt auf dem Kiesweg.

Auch heute knarrt es. Wolf, der den Schritt sofort erkennt, springt auf und kommt ihm durch den Obstgarten entgegen. Freundlich grüßend überreicht ihm dieser eine Menge Briefschaften. Der Briefträger, ein Mann mit offenen Zügen, in mittleren Jahren, ist ein gern gesehener Mensch im stillen Bergschulmeisterhause, und sie haben es so eingeführt, daß er jedesmal eine Schale Kaffee bei ihnen trinken muß, die ihm die Magd oder Großmutter in der Küche gibt.

Wolf sieht die eingelangte Post durch, setzt sich in den Gartenstuhl und brüht sie auf. Nachdem er alles gelesen hat, geht er zum Zaun des Gemüsegartens, und seine Frau rufend, die eben mit Großmutter Bohnen abnimmt, fragt er mit lachenden Augen:

„Martha, was glaubst du, wer alles geschrieben hat?“

Die junge Frau kommt mit den Bohnen in der Schürze an den Zaun, und als sie ihn fragend ansieht, ruft er:

„Von der Mutter! Ja, denk' dir, Mutter hat uns wieder geschrieben; und Vater läßt uns nochmals sagen, wir müßten wenigstens ein paar Wochen der Ferien zu ihm kommen. Mutter schreibt, sie hätte die Stube, in der ich einst studiert, bereits zurechtgemacht. Sie meint, Vater freut sich schon so; jeden Abend spreche er von unserem Kommen. Was meinst du, Martha, werden wir da nein sagen können?“

„Ach, du Guter,“ ruft sie freudig, „ich weiß ja doch, daß du dich gerade so sehnst wie ich, die Lieben wieder zu sehen!“

„Da hast du bei Gott recht, Kind,“ sagt Wolf heiß warm.

„Hallo, Großmuaddar! Wonn d' Ferien kemman, sohr'n ma auf a poar Wochan za dd' Öltern!“

Die Greisin dreht sich zu ihnen herüber: „Dds teit's nuar, Kindal. Dds wiard dd' guat'n Leit' g'frei'n! I woaß 's, wiar i mi noch diar g'fehnt hob', Woif!“

Der nickt ihr herzlich zu und wendet sich weiter an seine Frau: „Und weißt du, was sie uns für Weihnachten versprechen?“

„Da kommen sie doch nicht gar etwa?“ sprudelt es freudig von ihren Lippen, seine strahlenden Blicke erratend.

„Auf den Kopf getroffen, Marthchen! Ja, da wollen sie bei uns sein! Aber ich bin noch lange nicht zu Ende! Was glaubst du, wer sich für morgen angekündigt hat? — Sofie von Bergh! Ja denk' dir, Kindchen, Frau von Bergh kommt, die liebe, wundervolle Frau! Und Gerhard kommt mit! Ist das eine Freude! Bist du froh, mein Goldkopf? Hu, da gibt es morgen wieder viel Sorge um den Mittagstisch!“

„Ich bin so stolz auf dich, mein Wolf!“ Innig ruht ihr Blick auf ihm.

„Hast du Frau von Bergh recht lieb?“

„Ja, Wolf; sie ist so einfach und herzlich, und ich möchte ihr jedesmal danken, daß sie für dich so viel getan hat.“

„Ja, die Edle!“ sagt Wolf mit seltsam versonnenem Blick.

„Und paß nur auf, Wolf, sie bringt sicher wieder einen Stapel Bücher mit! Das läßt sie sich nicht nehmen. Hast du gesehen, Lieber, was es ihr jedesmal für Freude macht, wenn sie die prächtigen Geschenke auf deinen großen Schreibtisch legen kann?“

„Ach ja,“ nickt Wolf mit Rührung in den Zügen. „Die teure Frau! Sie ist einer der guten Geister meines Lebens, die segnend die Hände über mich halten. Wann war sie doch gleich das letztemal bei uns?“

„Es sind gerade morgen drei Wochen, Wolf.“

„Ich freue mich herzlich, Martha, daß sie so häufig in unser einfaches Dorfschulhaus kommt! Sie sei uns allzeit willkommen! Und gute Nachricht hab' ich von weit, weit her.“

„Doch nicht aus —?“

„Ja, ja, sag' es nur!“

„Wirklich? aus Buenos Aires?“

„Ja, ich will dir nach dem Abendbrot den Brief vorlesen. Er enthält ungemein Fesselndes aus dem amerikanischen Kaufmannsleben. Es muß eine abenteuerliche Fahrt gewesen sein ins Innere des Landes.“

„Du machst mich so neugierig, Wolf!“

„Oh, ich will dich noch viel neugieriger machen!“ Er zeigt ihr ein Bücherpaket. „Kennst du das? Was ist da drinnen?“ triumphiert er.

Die schelmische Frau macht ein gleichgültiges Gesicht und sagt leichtthin: „Wohl die Ibsenschen Dramen!“

Wolf sieht sie überrascht an.

Da lacht sie ihr volles, helles Lachen, das so schön zu ihrem Goldkopf steht: „Du dummes, gutes Herr! Ja, was denkst du eigentlich von deinem kleinen Frauchen!“

Glaubst du denn, daß ich nicht gerade so sehnsüchtig wie du auf die Bücher gewartet habe!“

Mit glücklichen Augen fährt er ihr über das weiche, knisternde Haar. Leise vor sich hinpfieifend, geht er zwischen den Hühnern durch über den Hof nach seinem Bibliothekszimmer. Nachdem er das Paket geöffnet und jedes Buch eingehend betrachtet hat, legt er es mit sichtlicher Befriedigung auf den riesigen Arbeitstisch, steht auf und tritt vor das Ibsenbild, vor dem er lange in Gedanken versunken stehen bleibt. Langsam gleitet sein Auge über all die Bilder und schimmernden Bücher. Hierauf geht er zum Tisch zurück, setzt sich in den schönen Klubstuhl und beginnt Briefe zu schreiben. Die Sonne steht gerade hinter den hohen Birnbäumen des Nachbarhauses drüber dem Plage. Ihre Kraft aber ist so blendend, daß das goldene Licht, in unzähligen Strahlen durch das Blätterwerk brechend, die üppige Blumenpracht vor dem Fenster überfließt, die wunderbar zu leuchten und glühen beginnt. Von Zeit zu Zeit hebt Wolf Heß den Kopf und sieht in die märchenhaften Wunder seines Zaubergartens, wie er ihn nennt.

Ein schwerer Duft üppiger Rosen strömt durch das Fenster.

Als die Sonne hinter die Dächer sank und wohlige Schatten auf der Straße lagen, faltete er die Briefe zusammen, ging hinaus auf den Gang und hing den Rock auf den Haken. Hemdärmelig trat er in den Hof. Durchs Fenster sah er seine Frau am Herd. Die Magd sperrte eben die Hühner ein. Großmutter stand noch immer im Garten und band Paradiesäpfelstauden auf. Melodisch floß das Flöten einer Amsel vom Nachbar-

garten in die Stille des Abends. Er öffnete das Gatter und schritt auf Barbara Heß zu: „Na, nou' olwei nôt Feiarob'nd, Groußmuadda?“

„Du woast, es is mei Freid, Woisl. I bi olwei fiar an Goart'n g'west. Dds wa ma olwei d' liabsti Darbat g'west; oba earscht hob' i von da Friaß bis auf d' Nocht bei di Bauarn oarbat'n miass'n und schpöda on da Maschin. Do bi i nia vüi ins Gart'l kemma. Seit's d' mi oba du za diar g'nomma host, Woisl, und i goar koan Rumma und koa Plog mehr hob', do bi i holt om liabst'n im Gart'l. Sou hot ma da Heargood auf meini ol't'n Tag dou' nou' mei hoamlichsti Freid dafüllt. Und daß i dds diar vadont, Woisl, — i ko's goar nôt sog'n, wiar mi dds g'freit!“

„Und wia g'freit dds earscht mi, Groußmuadda! Loff' da 's nuar recht guat g'scheh'n und bleib' uns nou' recht long g'sund, göd!“

„Sou long 's holt 'n Heargood g'follt,“ gab sie bescheiden zurück. „Du woast jou, wiar gearn i bei eng bi.“

„Host laßt goar koa Hoamweh meahr noch 'n Heißl unt' z' Eggadoarf?“

„Dds muaßt d' ma vazeih'n, Woisl, wonn i monningsmol za die Biarl'n ummi geh' und auf 's Heißl obi schau. I bi jou glickli do, jou, jou, recht glickli — bin i dou' bei diar, Woisl! Oba siagst, mei gönz' Leb'n hob' i in den Heißl unt' g'lebt. Monna und Rinda hom' i ma va do auf 'n Freithouf trog'n, und di hob' i drinn' auf'zog'n. Na, na, Woisl, i bi glickli, recht, recht glickli bin i bei eng; oba 's Heißl ko i holt dou' nôt vageß'n, Woisl. 's is z' vüi drinn' va miar.“



Hastig band sie eine Staube auf. Wolf legte seinen Arm um ihre Schultern, und sie innig an sich drückend, meinte er: „Wonn's d' nuar glickli bist, Groußmuabba! Und 's Heißl wearn ma olli zwoa niar vagess'n; dds wa jou a Sind!“

Und sie, mit warmem Blick ihre Greisenhand auf seine Brust legend, ein schönes Lächeln in ihren freundlichen Zügen: „Muast as glaub'n, Wolf, recht glickli bin i.“

Während die alte Frau noch die letzten paar Stauden aufband, begann ihr Enkelsohn mit dem Spritzschlauch den ganzen Garten von den Sonnenblumen vorn bis hinten zum letzten Obstbaum zu gießen. Dabei fiel der Abend ein. Glühendes Rot stieg über Baum und Dach des Nachbarhauses. Und darüber hoch im Klarblauen Himmel schwammen zartrosige, goldgeränderte Wölkchen. Dunkel hob sich der Leib des Vogels, der noch immer seine schmelzenden Lieder sang, aus dem leuchtenden Rot des Abendhimmels. Dazu strömte die erfrischte, gestärkte Flur einen kräftigen würzigen Geruch von Erde und Gedeihen aus. Nachdem der Schulmeister noch einen Blick in den Stall nach den beiden Kühen getan hatte, trat er in die Küche. Für gewöhnlich, wenn kein Besuch da war, blieben sie der alten Bauernsitte treu und aßen mit der Magd zusammen in der geräumigen Küche.

Nach dem Essen gingen sie alle in die blaue Stube. Mollig erfüllte das Licht den ganzen Raum; bis in die fernste Ecke funkelten die Rahmen der Bilder. Durch die weit offenstehenden Fenster floß der warme, würzige Hauch der Sommernacht herein. Berauschend duftete die Rosen.

Die beiden Frauen hatten sich auf die Polsterbank g

setzt, Martha an einer Schlingarbeit stichelnd, die alte Großmutter die Hände im Schoß.

Wolf Heß nahm das Buch aus dem Gefach, in dem sie gestern begonnen; es waren die Islandfischer von Pierre Loti. Er rückte seinen Stuhl ihnen schräg gegenüber zwischen Bibliothek und Fenster und begann mit weicher, eindringlicher Stimme zu lesen. Martha legte bald die Schlingerei weg, sie konnte nicht arbeiten. Nein, sie konnte unmöglich bei diesem Buche weiterarbeiten. Großmutter saß unbeweglich, den Körper steil, den Kopf an den Wandteppich gepreßt. Ihre Hände lagen krampfhaft ineinandergeschlungen in ihrem Schoß.

Und Wolf las, wie der einzige Enkelsohn der alten bretonischen Fischerswitwe Moan, fern drüben in China von einer feindlichen Kugel gefällt, todtwund in einen Schiffsrumpf gebettet wird, der ihn nach der Heimat zu Großmutter bringen soll, die er unsäglich liebt. Während der ganzen Zeit ging ein krampfhaftes Zucken über das Gesicht der Greisin. Als er nun aber zu der Stelle kam: „... Eine letzte Vision ängstigte Sylvester unsäglich: seine alte Großmutter kam mit dem Ausdruck herzzerreißender Angst unter niedrig gehenden schwarzen Wolken und heftigem Regen auf dem Wege nach Paimpol daher; sie war aufs Marinebureau gefordert, wo ihr die Eröffnung gemacht werden sollte, daß er tot sei, — da schluchzte Barbara Heß so heiß auf, daß es wie ein qualvolles Stöhnen klang. Unaufhaltsam flossen ihr die dicken Tränen über die Backen. Auch Marthas Augen hatten feuchten Schimmer. Mit gedämpfter, wehmütiger Stimme las er weiter. Noch lange kollerten die Tränen über die durchfurchten Wangen der Großmutter Heß.

Dann kam er zu der Stelle, wo die alte Greisin, auf dem Heimweg vom Marinebureau, wo sie den Tod ihres Liebings erfahren, mit vorgeneigtem, gekrümmtem Rücken und einem Weh in der Brust, das sie taumeln machte, die Straße dahintorkelte, als wäre sie betrunken. Und gleich zu Anfang des Heimatdorfes Ploubazlanec schlägt sie auch wirklich hin. Sie richtet sich rasch wieder auf und taumelt weiter das Dorf hinunter, rohe Zungen aber, die nichts von dem entsetzlichen Schmerz ahnen, der das schneerweiße Haupt der Greisin so zu Boden zwingt, schreien mit toller Stimme: Die alte Yvonne ist betrunken!

Unwillkürlich hat die junge Frau nach der weichen Hand der Greisin gegriffen.

Und Wolf Heß liest weiter. Hohl und schwer klingt seine Stimme; dumpf wie das Rauschen des bretonischen Meeres. Und sie hören von Liebe und Liebesnot, von der feinen, stillen Gaud und ihrem Yann, Yann Gaos, dem blonden, hünenhaften Isländfischer, dem besten Freunde des toten Sylvester Moan.

Alle sind schon seit Monaten heimgekehrt vom Fischfang aus dem Nordlandsmeer, nur die junge Gaud sitzt mit hochgezogenen Knien auf dem Lürpfosten und starrt Tag um Tag mit blassen Augen über das Meer, ob nicht die Spitzen des Mastes der Leopoldine auftauchen, und ihre Lippen singen dabei schwer und hohl das Lied:

Mein Mann ist fortgefahren —  
Nach Island ist mein Mann ...

Yann Gaos kehrt nie wieder. In einer nebligen Augustnacht, als fürchterlicher Sturm die Planken des

Schiffes zerschlug, hat ihn das Meer in die Tiefe gezogen. —

Leise läßt Wolf Heß die Hand mit dem Buche sinken. Atemlos sitzen die drei und reden kein Wort. Wolfs Kopf ist auf die Brust geneigt, unbeweglich starrt er vor sich auf den Boden; die Gestalt etwas vorgebeugt, die gestreckten Arme auf die Schenkel gelegt, gerade so wie Gaud tun mochte, saß Martha da, mit ihren tiefen Augen unverwandt in die Züge ihres Mannes blickend. Großmutter Heß aber saß noch immer steil, den Kopf zurückgelehnt, die Augen weit geöffnet, in unendliche Fernen sehend.

Durch das Fenster fließt mit dem schweren Duft der Rosen das flüsternde Weben der Nacht. Fern, vom Obstgarten her, tönt das ewige einförmige Silberzirpen der Grillen. Schräg zum Fenster herein blicken die klaren Lichter des Bären. Und zum himmlischen Getier mischt sich das Getier des Waldes; gell schrillt der Schrei des beutesuchenden Käuzchens durch die Stille. In der Stube aber ist nur das Atmen dreier Menschen.

Endlich steht Wolf Heß leise auf, stellt das Buch in den Schrank zurück und sagt mit gedämpfter Stimme: „Es ist Zeit geworden, wir wollen schlafen gehen.“

## XVIII.

Feterlich und getragen rauschen die vollen Akkorde der Orgel vom Chore über die Häupter der Andächtigen. Die kloßigen Arbeitsfauste gefaltet, hocken sie in den Stühlen und schauen auf den Altar, der im Glanze der vielen Lichter wundersam erstrahlt. Wolf Heß sitzt oben

auf der Orgelbank und greift mit sicheren Händen in die Tasten. Zwischendurch wandert sein Auge immer wieder zum Altar. Es ist ein tiefer Friede in seiner Brust. Kein Sturm bewegt sie mehr. So weich ist ihm im Herzen, wenn die lieblichen, hellen Kinderstimmen in die Melodie seines Chorals einfallen, begleitet von dem frommen Gesang der Bäuerinnen. Ja, Gott ist groß und unerforschlich! Und mögen ihn die da unten auch etwas anders sehen, am Ende beten sie doch zu demselben Wesen, zu dem er seine Seele erhebt. Mir entspricht mein Weg zu Gott, diesen da unten der ihre. Wir dienen ihm jeder nach Macht des Geistes, den er uns verlieh, und in tiefster Seele tragen wir beide den Glauben.

Mit zitternden Händen hob der schwächliche, greise Priester die Monstranz. In tiefer Ehrfurcht fielen die Andächtigen auf die Knie. Lautlose Stille im Gotteshaufe; hell tönte die Glocke des Ministranten. Der Priester machte mit der Monstranz das Zeichen des Kreuzes. Feierlich neigten die Gläubigen das Haupt, es in tiefer Frömmigkeit mit ihren breiten Arbeitshänden bekreuzend. Wolf Heß dachte an die Großmutter und sein teures Weib unten im Stuhle und machte mit heißem Herzen das Zeichen, durch das er dem seine dankerfüllte Seele darbrachte, dem er all sein Glück schuldete.

Mit anschwellenden Tönen setzte er sodann zum Schlußchoral ein.

Erbaut und erhoben schritten die Waldbauern mit feierlichen Sonntagsgesichtern aus der Kirche. In Gruppen standen sie auf dem Dorfplatz. Alle grüßten den Leh r mit Achtung und Freundlichkeit, als er aus dem Kirch tore trat. Wolf ging zu ihnen und schüttelte ihnen e

Hände. Sie mochten ihn gut leiden, denn sie hatten das feste Gefühl: wenn er auch noch so gelehrt ist, so ist er doch einer von den Unseren. Pflügt und sät er nicht seine Acker ebensogut wie sie? Das Gespräch kam dann von einem ins andere, und am Schlusse gab es stets ein paar Bauern, die genau auf diesen Sonntag gewartet hatten, um dem Schulmeister mit einem Anliegen zu kommen. Die wurden freundlich ins Schulhaus genommen und ihnen so weit geholfen, als es in Wolf Heß' Macht lag. Mit freundlichem Gruß trrotteten sie dann über den Kiesweg ihrem Heimwesen zu.

Nachmittags schickte wohl der alte Pfarrer herüber, ob er auf ein Spielchen kommen könne, was stets herzlich willkommen war, denn der greise Priester war ein goldener Mensch mit einem wahrhaft guten und reichen Herzen, oder es kam Karl Schnellinger den Berg heraufgestiegen, um seinen Freund wieder einmal zu besuchen. Karl Schnellinger hatte nun viel zu tun, seit er Bauer war. Kurz nach Wolfs Hochzeit hatte er die einzige Tochter eines Kleinhofbauern geheiratet. Aber er wollte den Hof schon größer kriegen; dafür stand er.

Hatten sie keinen Besuch, machte Wolf mit seiner kleinen Frau eine Wanderung in die Berge oder sie stiegen hinunter ins Thal nach Eggendorf, um nach dem alten Schulmeister Martin Löns zu sehen. Löns lebte nun seit Jahren im Ruhestand. Ging er doch schon gewaltig in die Siebzig! Wie freuten sich die weißhaarigen Leute, wenn die beiden Jungen in die Türe traten! Jedes Fältchen ihrer Runzelgesichter begann zu lachen. Sie, die kinderlos geblieben waren, haben es sich nie nehmen lassen, die beiden ein wenig als ihre Kinder zu betrachten.

Und wie lieb und frisch sie noch zu erzählen wußten! Natürlich kam der Alte immer auf die Bienen zu reden! „Was machen sie denn, meine Silberflügligen? Sind sie recht brav?“ fragte er jedesmal mit warmen Augen. Er hatte sie nach und nach, so wie ihm das Betreuen derselben beschwerlicher geworden war, Wolf geschenkt. Das waren nun so ziemlich ihre einzigen Freuden, die Tage, an denen die jungen Bergschulmeisterleute zu ihnen kamen. Wolf Heß, der die beiden greisen, einsamen Menschen liebte, blieb in ihrem Hause ein häufiger Gast. —

Hatten sich die beiden Kinder auf den Weg gemacht, band Großmutter Heß ein Tuch um und ging mit würdevollem Schritt, wie ihn das Alter gibt, das Dorf hinaus, durch Feldbreiten hinüber an den Rand des Waldes, wo auf einem Hügel viele schlanke Birken wuchsen. Hier ließ sie sich auf die Bank nieder und sah mit sinnenden, ruhigen Augen stundenlang hinunter ins Thal, wo im Nachmittagssonnenschein das kleine Häuschen lag, in dem sie aufgewachsen und alt geworden war. Und wieder, wie jedesmal, wenn sie allein war, verfiel sie ins Sinnieren und dachte an alte längst vergangene Zeiten und Menschen. Es war nicht Heimweh, was sie empfand, nein, denn ihre Heimat war dort, wo ihr Liebstes, wo Wolf war. Und sie hatte es obendrein so wunderschön und friedvoll in ihren alten Tagen. Und Haus und Garten, das war alles so prächtig! Nein, nein, es war nicht Heimweh! Es ging ihr nur, wie es einem Menschen geht, der von seinen Eltern ein uraltes, vergilbtes Tagebuch besitzt und nun selber alt geworden ist. Mit zitterigen Händen blättert er in den vergilbten Seiten bald hier, bald dort nachlesend, dann wieder eine Weile einhaltend und sinnend

und warmen Herzens der längst entschwundenen Zeiten gedenkend, mit stiller, ein wenig wehmütiger Freude.

Fallen die Schatten ins Thal, erhebt sie sich von der Bank und geht in Gedanken dem nahen Dorfe zu.

\*

Rotbäckig leuchten die reifen Apfel in schweren Mengen von den Ästen. Es ist ein reiches Jahr. Wolf Heß hat manchen Ast stützen müssen, um ihn vor dem Brechen zu bewahren. Nun steht er hoch oben auf der Leiter in der breiten Krone eines Apfelbaumes und reißt vorsichtig Frucht um Frucht mit dem Apfelrechen vom Zweige. Behutsam legt er sie in ein kleines Korbchen, das an einer der Leitersprossen hängt. Ist es voll, steigt er damit hinunter und gibt es Martha, die ihm ein leeres reicht und die lachenden, rotwangigen Kerle in einem großen Schwungkorb ordnet. Ist das ein breites Lachen und Behaglichkeit im Korbe! Hundert frische Wangen strahlen der goldköpfigen Lehrersfrau entgegen. Und es ist, als ob es die Früchte nicht erwarten könnten, auch im Korbe zu liegen, denn immer wieder löst sich bald dort, bald da eine goldgelbe, saftschwere Birne oder ein praller, lebensstrotzender Apfel aus dem Gezweig und plumpst mit gedämpftem Fall ins weiche Gras. Und flugs, als hätten sie rein sonst nichts zu tun, sind die zierleibigen, nashaften Wespen zur Stelle und stecken ihre Rüssel gierig in die Platzrisse der honigsüßen Birnen.

Ist der Korb voll, trägt sie ihn mit der Magd in die große Obstkammer, wo Großmutter mit nimmermüden, freudigen Händen und stolzen Augen Reihe um Reihe der langen Fächer füllt.



Das ist ein freudiges Tagewerk, und sie ermachen es wahrlich nicht in einem Tag! Allzu reich ist der Segen der braven Bäume.

Zwei Tage darauf fährt Wolf Heß nach der Schule in hohen Stiefeln und Arbeitskittel mit den beiden Kühen auf den Bergacker hinaus, den er noch umzupflügen hat, um ihn für die Winterbestellung zu richten. Sie hatten heuer auf ihm Kartoffeln gebaut, die sie vorige Woche ausnahmen.

Unermüdblich geht er nun hinter dem schollenwerfenden Pflug. Furche um Furche. Stundenlang. Und die aufwellende Erde ist speckig und feuchtschimmernd, fast schwarz. Es ist guter Ackerboden, denkt Wolf, während er, die Arme auf die Sterzen gestützt, mit gesenktem Kopf auf die aufspringenden Schollen blickt. Wir haben prächtige Kerle heimgeführt, einer größer wie der andere. Was wird da Großmutter für Schüsseln dampfender Erdäpfel zum Abendbrot auf den Tisch stellen! Salz und Butter dazu — da lebt das Vaterland! So Gott will, wird's übers Jahr eine gute Roggenernte geben! Gleichmäßig gehen die scheckigen Kühe vor dem Pfluge. Schritt für Schritt; nie schneller, nie langsamer; immer derselbe Takt. Hell fällt die Herbstsonne der Handkuh in die Flanken; lustig hüpfen die Lichter über den vorwärtswogenden Körper. Manchmal leuchten die kastanienbraunen Flecken wie Feuerflämmchen. Am Felbrain unten, wenn Wolf den Pflug aus der Furche hebt und mit dem Reitel die blanke Schar abstreift, bücken sie sich wieder nach den letzten Halmen. Manchmal tut der Pflüger einen Blick ins friedliche Land. Rings auf den Feldern ackernde Spannne. Rundum stehen die Berge im herbstlichen Kleid

goldig und kupfern grüßen die Blätter des Laubholzes. Aus den feuchtkühlen Wiesenhängen leuchtet der Staat königlicher Herbstzeitlosen, und oben auf den Zinnen der felsstarrenden Gebirge liegt schon mächtig Schnee. Von den Kuhweiden tönen Schalmeyen ins Thal, über die Feldbreiten tanzt das Töhlen von Buben, die um schwelende, rauchende Kartoffelstaubenfeuer hocken und langgezogene, ein wenig eintönige Lieder singen, wie sie sie von den Arbeitsleuten hören. Dann und wann gellt der Schrei eines Vogels. Mit sicherer Hand führt Wolf Heß den Pflug und freut sich seiner Arbeit. Ach, es ist doch was Großes und Herrliches um das Behauen der eigenen Scholle! Und den Blick weiter auf Pflug und Rühr geheftet, denkt er an den morgigen Unterricht und an das Buch, das er heute abend lesen will. Er hat es lezthyn erst vorgenommen und war begeistert davon. Das ist ein feiner Kopf! Wie wunderbar er Sprache und Gedanken formt! Und Wolf kommt in lobende Begeisterung, da er an die ungeheure Wucht der Handlung denkt. Bei dem ist alles Stärke, Tiefe, Schönheit und Größe! Dem ist das große Geheimnis gelungen, den Gegensatz zwischen Dichtung und Malerei zur Einheit zu zwingen. Solche Künstler tun uns not, wie der Flur der stärkende Regen, grübelt der Ackerer weiter. Wie war ich vor kurzem verwundert über die schöne Erregung der alten Großmutter, als wir Shakespeares König Lear lasen! Ja, ja, Großmütterchen die hat gar helle Augen! Und ihr Herz wird mit hundert Jahren noch jung und frisch sein. Und mein kleines Frauchen! Zeigt es nicht am besten, was sie für eine feine Seele ist, daß sie Gustav Falke so liebt, den innig-schlichten Gustav Falke! Immerwährend muß sie auf

dem Nachttisch einen Gedichtband von ihm liegen haben, und sie schloß nicht früher die Augen, ehe sie nicht ein paar seiner allerliebsten, traulichen Verslein gelesen hat. Und wie ihr lezthin die tiefen Verse Stephan Milows gefielen! „Wolf, der gehört nun zu meinen teuersten Dichtern,“ hatte sie gesagt, „ein Künstler, der Schönheit und Gedankentiefe so zu vereinen versteht, der verdient wahrlich, daß seine Bücher neben der Bibel liegen.“

So sann Wolf Heß, während er pflügte. Indessen fiel der Abend ein; dicke, rauchige Nebel lagen unten im Thal, und aus den Wäldern lugte die Nacht. Da warf der Bergbauernlehrer den Pflug auf den Holzfuß und fuhr heim. Er fuhr aber nicht über den Kiesweg, sondern bog in den Kirchenplatz ein, an den alten Lindenbäumen vorüber, aus deren Kronen der Spätherbstwind ganze Körbe goldenen Laubes auf ihn niederwirbelte, während er den Strahl des plätschernden Johannesbrännleins fast über den Rand des Holztroges hinaustrieb. Es schien, als ob der alte Heilige sich noch mehr über das Kreuz beuge, um seinen Kopf tiefer in den Schultermantel zu stecken vor dem rauhen Winde. Von hier ging das Lor unmittelbar in den Hof. Mit freundlichen Worten des Lobes und Graulen hinter dem Gehörn nahm er den Kühen das Geschirr ab und brachte sie in den Stall. Indem er ihnen noch in herzlicher Weise gute Ruhe sagte, wie es sein Brauch war, ging er mit zufriednem Gesicht nach dem Hause. —

Und dann kommen die langen Winterabende. Das ist für den jungen Lehrer so recht die Zeit des Studierens. Gleich nach der Fausse packt er seine kleine Frau zusammen, mummelt sie fest in Pelzjacke und Haube, so daß nichts wie die frischen Augen und die Nase hervor-

gucken, und macht mit ihr einen Gang durch die Schneelandschaft. Sind sie so eine Stunde herumgestapft, kommen sie mit roten Wangen und kalten Nasen heim zur Großmutter. Die hat einstweilen die blaue Stube warm gemacht, und Wolf macht sich nun über seine Arbeit. Frau Martha aber hat mancherlei mit der Greisin zu schaffen. Am liebsten hat Wolf die Dämmerstunde. Beginnt es in der Stube zu schummern, legt er sich auf das buntbepolsterte Ruhebett und träumt vor sich hin. Wie wohl dies tut. Alles ist so ruhig und still, kein Wagengerassel, kein Vogelschrei; es ist, als ob das ganze Dorf im tiefen Schlafe läge. Bleich und grau blickt der Abend herein über die dicken, dunkelroten Fensterhänger. Und im Arbeitszimmer sind alle Löhne mollig und dumpf; dort und da ein schwaches Licht, das über ein Bild huscht, ein mattes Blinken, das über einen Buchrücken geht. In den Ecken liegt tiefes Dunkel. Doch das traulichste ist der behaglich knisternde, grünlachlige Ofen. Ein breiter Lichtstreif liegt auf dem blauen Teppich und streckt gemüthlich seine Pfoten. Im Ofenloch drinnen schimmert es glutig rot. In diesen Stunden bringt Wolf es zusammen, auf dem weichen Lager liegend vor sich hinzuträumen, die Augendeckel ein wenig geschlossen, ohne etwas zu denken. Es ist ein wunderbares, süßes Aufgeldstsein, in dem die Seele so frei und voll Frieden ist, wie der schlafende Acker draußen am Berghang. Leise öffnet sich die Thür und ein Kopf, der wie ein geheimnisvoller Goldschatz schimmert, steckt sich in die Spalte: „Darf ich zu dir hereinkommen, Wolf?“

Innig umschlungen sitzen sie beide im tiefen Dunkel des Zimmers.

Wolf Heß ist in der Stadt gewesen und hat eine Menge Einkäufe besorgt. Natürlich ist er auch zu Professor Pokorny hinaufgesprungen und hat die beiden lieben Menschen, die nun ebenfalls wie die Löns im Ruhestand lebten, in schönster Gesundheit angetroffen. Den alten Professor natürlich bei seinen Zeitungen. Seitdem er nimmer unterrichten konnte, hatte er sich ganz auf die große Weltpolitik geworfen.

Nun wanderte er den Berg hinauf, schwer behangen und beladen mit Schachteln und Päckchen. Vorsichtig trat er ins Haus, sich sofort in seine Stube einschließend. Ja, Wolf Heß war geheimnisvoll in diesen Tagen vor dem heiligen Abend! In seinem schönen Zimmer stand eine hohe Fichte, die vom Boden bis zur Decke reichte und bereits mit einer Menge Zuckerwerk, vergoldeter Nüsse, rotbäckiger Äpfel, Silber- und Goldflitterschnüren behangen war. Es war ein Prachtbaum! Wolf hatte in der Stadt auch Kerzchen besorgt, die vorjährigen waren ganz niedergebrannt, und machte sich nun eifrig daran, sie auf die Zweige zu stecken. Bis zum Nachteffen arbeitete er so. Immer wieder gab es was zu richten, etwas anders zu hängen; er war dabei in einer fieberhaften Glückseligkeit. Martha und Großmutter wußten genau, was in seinem Zimmer vorging und schmunzelten. Und auch Wolf drinnen strahlte. Zufrieden rieb er sich die Hände, sein Werk betrachtend. Hei, das würde morgen einen feinen Lichterbaum geben! Er konnte ihn schon gar nicht mehr erwarten, diesen morgigen Abend, bis er in seine Stube schleichen und hell das schallende Glöcklein ertönen lassen konnte.

Mit hastigen Fingern öffnete er die Pakete. Wohl-

gefällig besah er die Geschenke; doch mitten im Sehen fiel ihm dann immer wieder noch dies und das ein, das er am Baume zu richten hatte. Endlich riß ihn die Magd aus seiner freudigen Aufregung. In diesen Tagen wurde sie geschickt, den Herrn zum Tische zu bitten. Die beiden Frauen zwangen sich, so harmlos wie möglich zu tun, die kindliche Glücklichkeit Wolfs machte ihnen das aber bitter-schwer. Und am Schlusse konnte Martha die Frage doch nicht unterdrücken, ob vom Christkind schon was zu sehen sei. Er aber wollte noch nichts gesehen haben.

Nach dem Essen begaben sie sich in das freundliche, ebenfalls mit schönen Möbeln und Bildern ausgestattete Wohnzimmer. Das waren so ziemlich die einzigen Abende um Weihnachten, die sie hier verbrachten.

Am Nachmittag des nächsten Tages kamen die Liegeltern aus Furth. Mit strahlenden Gesichtern stiegen sie aus dem Schlitten, der sie heraufgebracht hatte.

Herzlich flogen sie sich in die Arme. Wolf nahm den Vater, Martha die Mutter, so führten sie die beiden lieben Menschen ins Haus.

„Kinder, bei euch heroben ist es aber schon gewaltig frisch,“ meinte Jakob Lieg, während er durch den verschneiten Garten ging.

„Wart' nur, Vater,“ lachte Wolf, „wir wollen dich drinnen gleich auftauen lassen! Großmutter hat schon den Tee zurechtgemacht!“

Und sich zur Mutter wendend, die wie ihr Mann Päckchen trug: „Nein, Mutter, wie wir uns freuen, daß Ihr gekommen seid!“ —

Und diese, mit hellem Lachen zurückgebend: „Ja, meinst du denn, Wolf, daß Vater zu halten gewesen wäre! Seit

drei Wochen richtet er täglich seine Sachen zurecht! Das ging die ganzen Tage nur immer so: und Mutter, hast du die dicken Socken gestopft und Mutter, hab' ich genügend Taschentücher und Mutter dies und Mutter das! Wirklich, ich bin ordentlich froh, daß ich den Menschen nun endlich hier habe! Er hätte sonst noch das ganze Haus umgedreht."

Die beiden Kinder lachten, daß es schallte. Jakob Liez brumnte etwas Unverständliches; sein Gesicht aber war voll tiefer Wärme.

Dann saßen sie im behaglich durchwärmten Wohnzimmer und schlürften den heißen Trank aus rauchenden Schalen. Im frohen, freudigen Geplauder gingen die Stunden dahin, die Eltern mußten erzählen, was es in Furth Neues gäbe, wie ihre Fahrt gewesen, und der Meister sagte dann im Tone des Vorwurfes: „Na, wißt, Kinder, das eine kann ich euch nicht verzeihen, daß ich noch immer nicht Großvater geworden bin! Muß ich alter Kerl da in der Welt herumstehen, als ob ich ein blutjunger Mensch wäre; wenn ich mich Großvater nennen könnte, hätt' das ein ganz anderes Gesicht vor den Leuten. Da könnt' ich erst mit der richtigen Würde meine Pfeife rauchen."

Martha birgt mit Lachen ihr rotes Gesicht an der Brust ihrer Mutter. „Hab' ich nicht recht, Großmutter?“ wendete sich der aufgeräumte Meister an die alte Barbara Heß.

Die läßt ihr volles Lachen ertönen, das ihr so gut steht und meint: „So, und i ward fiar mei Leb'n gearn nou' Uargroußmuadda!"

„Geduldet euch nur, es wird schon noch werden," sagt

Wolf Heß lachend. „Ihr dürft ja nicht vergessen, daß wir hoch oben in den Bergen hausen; da verirrt sich selten ein Storch herauf. Die da unten in der Ebene haben es natürlich viel leichter!“

So plauderten und scherzten sie die Zeit weg. Mit der Abendpost kommen noch eine Menge Brieffschaften und natürlich ein schweres Paket von Frau von Bergh.

Inzwischen ist es draußen finster geworden. Plötzlich tönt hell durchs Haus die jubelnde Weihnachtsglocke. Mit einem Male war Wolf verschwunden gewesen, ohne daß sie es bemerkt hatten. Mit warmen Herzen eilen sie der blauen Stube zu. Da stehen sie nun stumm vor Überraschung und sehen in den Lichterbaum; und die strahlenden Flämmchen auf den duftenden Zweigen und die glitzernde Pracht des Schmuckes machen sie zu frohen, glücklichen Kindern. Jedes zuckende Flämmchen, jedes schimmernde Funkeln führt sie tiefer ins eigene entschwundene Land ihrer Kindheit.

Mit glänzenden Augen schauen sie auf das Christwunder, das zu einem besonders malerischen wird in dieser reichen Bücherstube. Und dann geht ein Überraschen und Freuen durch die Kunde, denn das Christkind hat auch keinen von ihnen vergessen. Die zwei Jüngsten hat es natürlich am reichsten beschenkt. Das ist ein Sich-in-die-Arme-schließen und Küssen! Wie die Augen leuchten! Auch Julie, die Magd, ist weitaus reicher beschenkt, als sie es in kühnsten Träumen erhofft. Wolf will das so: sie kein anderer Mensch, wenn sie auch dienen muß; ich will, daß sie das immer fühlt. Das sind seine Worte.

Nachdem sie sich satt gesehen und gefreut, gehen sie



in das Wohnzimmer, in dem nun festlich aufgetragen wird. Und sie lassen es sich munden; die Freude ist auch ein allzu großer Appetitmacher! Julie hat wahrlich nicht schwer zu tragen an dem abzuräumenden Geschirr.

Am Schluß stellt sie einen großen dampfenden Punschtopf auf den Tisch, und nun werden sie erst recht aufgeräumt. Vater Liez und Wolf haben sich Pfeifen angesteckt und paffen behaglich vor sich hin. Wolf raucht sonst selten — in seinem Arbeitszimmer überhaupt nie —, aber heut ist ein besonders gemüthlicher Tag, und da muß er rauchen.

„Das hätte ich mir auch nicht gedacht,“ sagte Wolf, seinem Schwiegervater herzlich ins Antlitz sehend, „als ich vor sechs Jahren zu euch ins Haus trat, daß wir heute so gemüthlich zusammensitzen würden.“

Der Alte nickte. „Daß du sie uns genommen hast, Wolf, hat uns groß glücklich gemacht; aber weißt du, wenn du uns das Mädchel weniger weit entführt hättest, wären wir sicher nicht böse. Glaub' mir's, das kleine Reh geht uns gewaltig ab. Singt sie jetzt auch noch so viel?“

Wolf beklagte, daß sie das nun selten täte.

Der Alte schmunzelte: „Jetzt drückt sie halt die Frauenwürde; aber wart' nur mal zu, Wolf, bis sie einen Jungen in den Armen wiegt, dann werden ihr die Lieder schon wieder kommen.“ Und nach einer Weile, während er sein Kind mit innigen Blicken betrachtete:

„Bei Gott, Wolf, ich weiß wirklich nicht, ob wir nicht mal ganz zu euch kommen, wenn ich den Hobel aus t--Hand lege! Du glaubst nicht, wie man sich nach sein Kindern sehnt, wenn man älter wird.“

So kommt Mitternacht heran und sie richten sich alle zum Mettgang. Von allen Straßen kommen Leute gegangen; viele mit Laternen. Das sind die aus den waldversteckten Gehöften. Am Kirchentor trennen sie sich; mit raschen Schritten steigt Wolf Heß die alte knarrige Wendeltreppe zum Chor hinauf. Unten ist feierliche Stille; geheimnisvolles Dunkel liegt im ganzen Gotteshaus. Als schwarze Silhouetten heben sich die Betenden hinter den Wachsstocklichtern ab. Es ist ein eigentümlich andächtig stimmendes Bild: die dunklen über die Gebetbücher gebeugten Gestalten inmitten des Meeres zuckender, tanzender Lichtlein. Wolf erkennt seine Leuten. Dort sitzen sie Schulter an Schulter im Stuhl. Es ist, als ob sie sich innig aneinandergeschmiegt hätten.

Da ist ihm, als müßte er in die Knie sinken und Gott danken für das große, schöne Glück. Mit heißen Augen sieht er unverwandt auf sie, dann faltet er die Hände und fleht mit brennender Seele: Herrgott, der du weißt, wie ich dir Tag um Tag für diese große Gnade meines Lebens danke, erhalte sie mir! Erhalte sie mir!

Mit feierlichem Herzen setzt er sich hierauf auf die Orgelbank. Als er dann mit gehobenem Gemüte das trauliche, jede Seele mit tiefstem Frieden erfüllende Weihnachtslied spielt, treten dem festen Manne unten im Kirchenstuhl die Tränen in die Augen.

\*

Und dann ist Jakob Ließ doch noch Großvater geworden. — Seither sind Jahre vergangen, und Klein-Jakob, so heißt der Bub dem Großvater zu Ehren, springt gar lustig durch Garten und Haus.

Er ist nun vierjährig und ein gar fluges Kerlchen. Mit gefunden, roten Backen, die Fäuste in der kurzen Hose, so steht er herum und guckt aufmerksam zu, was es zu sehen gibt. Und weil ihm so manches noch fremd ist, verlegt er sich denn fest aufs Fragen. Er trägt ganz die Züge Wolfs, und darüber ist der nicht wenig glücklich. Sofie von Bergb ist sein Laufpate, und so besteht denn noch mehr Veranlassung, häufig ins Schulhaus zu kommen. Er hat sie alle herzlich gern, am liebsten aber geht er mit der vierundsiebzigjährigen Großmutter. Wolf springt jedesmal die helle Sonne ins Herz, wenn er das kleine, wichtigtuende Bublein sieht, wie es die Urgroßmutter hinter sich herzieht.

Oh, es gibt nichts Abstlicheres, als ein Gespräch der beiden zu belauschen! Jedes Steinchen wird in ihren Händen zum leuchtenden Edelstein, jedes Hölzchen oder Blättchen ein wunderbares Tier. Und der Bub liegt vor ihr auf dem Bauche, die Arme auf die Erde gestützt, und hört ihr mit heißen Augen zu. So spielen die beiden halbe Tage lang.

Das ist Barbara Heß' größtes Glück!

Gleich aber steht er mit breiten Beinen im Stall bei den Kühen und sieht Julie zu, oder er setzt sich beherzt unter die Zicklein und beginnt mit ihnen zu balgen.

Dann steht er wieder im Garten bei den Frauen, Mutter mit neugierigen Blicken zusehend, wie sie Unkraut auszieht, und es dauert nicht lange, hat er genau erkannt, was nicht ausgezogen werden darf, und mit pugigen Fingern beginnt er Hälmschen und Gräschen auszuraufen, seine Arbeit so peinlich machend, daß er das schüchternste Fädchen, das sich eben bleich aus dem Boden

windet, nicht übersieht. Stundenlang liegt er hinten im Obstgarten und sieht hinauf in die fruchtesschweren Kronen.

Häufig nimmt ihn Wolf mit in sein Arbeitszimmer. Da darf sich der kleine Prinz auf den Boden setzen, ein Bilderbuch ansehen und mit neugierigen, halb verstehenden Augen die vielen wunderfamen Dinge in der Stube besehen. Wolf setzt sich dann zu ihm auf den Boden und erzählt ihm die vielen bunten Dinge, die im Buche stehen, und der Bub, das eine Armchen um den Vater geschlungen, fiebert vor Freude über den ganzen Körper. Ganz stolz aber macht es ihn, wenn er ihn in einen der kostbaren Lederstühle neben sich an den Schreibtisch setzt, in dem der Knirps fast versinkt. Regungslos schaut ihm der Kleine zu, wie seine unermüdlche Feder über das Papier eilt. Klein-Jakob weiß, daß er Vater dann nicht stören darf, und so sitzt er geduldig still mit großen, verwunderten Augen. Nürrische Freude macht es ihm, wenn er ihm am Schreibtisch Platz macht, Papier und Bleistift gibt und ihn auffordert, zu zeichnen. Da zeichnet er dann drauflos, Häuser, Bäume, Kühe, Ziegen, Menschen, Zahlen und Buchstaben, wie er sagt, daß sich die Blätter nur so füllen. Ist ihm eine Kontur zu wenig ausdrucksvoll, steckt er den Stift ins Mäulchen, — und wahrlich, nun gewann sie viel an Wirkung! Vater schimpft zwar, wenn er es sieht, aber er hat es Großmutter einmal so machen sehen, und da Großmutter älter ist als der Vater, so muß doch was daran sein.

Am meisten freut er sich auf die Dämmerstunde. Beginnt es draußen zu dunkeln, läuft Klein-Jakob, wo er auch immer ist, ins Haus, guckt erst behutsam in die

blaue Stube, und mit leisen Füßen auf den Vater zukommend, bittet er: „Vati, bitte, bitte, erzähl mir Geschichten!“

Und Wolf Heß nimmt den Kleinen Wicht, setzt sich mit ihm auf den Divan und erzählt dem atemlos lauschenden Jungen die wunderbarsten Geschichten und Märchen. Laut klopft des Kleinen Herz, und seine Augen stehen voll geheimnisvoller Wunder und Abenteuerlust. Fortwährend lugen die seltsamen Gestalten aus dem webenden Dunkel der Stube. —

Mitten im Hochsommer kam der alte Professor Pokorny zu Besuch. Auf Wolf Heß' Drängen blieb er einige Wochen. Das waren köstliche Tage! Wenn sie ganz allein waren, so daß sie niemand hören konnte, sprachen sie viel über des Lehrers heimliches Tun. Wolf zog dann aus einer wohlversperrten Kade ein Bündel sauberlich beschriebener weißer Blätter und begann aus ihnen dem greisen Professor vorzulesen. Der war jedesmal begeistert und bestärkte den Freund aufs entschiedenste in seinen scheuen Hoffnungen. Wolf war übergücklich, denn Professor Pokornys Urtheil war ihm von höchster Bedeutung.

Es war im darauffolgenden Herbst, in den Tagen, wo die Kälte mit trübem Himmel und rieselnder Nässe einsetzt, als sie unten in Eggendorf des alten Schulmeister Lohs Ehegemahlin zu Grabe trugen. Der arme, zittrige Greis wankte tief gebeugt hinter dem Sarge seiner Leuren und wäre ein paarmal hingeschlagen, hätte Wolf Heß ihn nicht fest gestützt. Mit tränenleeren Augen sta- er an der Grube und stierte auf den sich immer mehr die Tiefe senkenden Sarg.

Ohne Jammer, ohne ein Wort zu reden ging er an seines Liebblings Arm in sein leeres Heim.

Wolf bewog ihn, zu ihm hinaufzuziehen und oben seinen Lebensabend zu beschließen; Martin Lons aber wehrte mit leeren Augen ab. Ein ausdrucksloses Lächeln lag in seinen Zügen: es würde sich der Mühe nicht verlohnen. Er fühlte, daß ihn seine Frau nicht lange allein lassen, daß sie ihn bald holen würde. Sie hatten ihre nahezu fünfzigjährige Ehe in einer Harmonie verlebt, wie sie selten zu finden ist. Still und ruhig war ihr Leben dahingeflossen, jeder Tag aber voll Liebe und innigem Verstehen.

Martin Lons hatte Wolf Heß oft gesagt, wenn er ihm von seiner wunderbaren Frau sprach: „Nein, nein, ich könnte ohne sie keinen Tag länger leben. Der Todestag meiner Frau wird auch der meine sein!“

Einfach und schlicht, so wie der ganze biedere Mann war, hatte er es jedesmal gesagt, und Wolf war davon stets tief erschüttert gewesen.

So nahm er denn für heute von ihm Abschied mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen. Der Alte bat ihn, noch eine Weile zu bleiben; lange sah er ihm in die Augen, dann wünschte er ihm allen Segen und küßte ihn.

Als Wolf Heß am nächsten Tag nach Eggendorf hinunterstieg, um nach Martin Lons zu sehen, fand er ihn im Bette liegend, mit einem schönen Lächeln in den wellen Zügen.

Sein totes Weib war gegen Morgen an sein Bett getreten und hatte ihn zu sich geholt.

\*

Als die Märzstürme wieder über die Berge sprangen, um die Waldecker Dachgiebel heulten und die Häuser umbellten, feierten sie im Lehrerhaus Wolf Heß' siebenunddreißigsten Geburtstag.

Bald darauf fuhr er mit Pflug und Rügen auf die Felder, um sie für die Saat zu bestellen. Das Leben ging immer seinen gewöhnlichen Gang. Die Wiesen begannen zu grünen und die Saaten zu sprießen. Dann ging ein Blühen durch das Land, und das dauerte so den Sommer durch.

Die Rosen standen in voller Blüte, und es war anzusehen wie ein Meer schwimmender Farben. Darauf flogen die Bienen. Im Garten standen die Frauen, und Klein-Jakob war bald dort, bald da. Alles war beim alten, nur Wolf schien etwas anders zu sein. Seit Monaten verbrachte er jede freie Minute in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, bis tief in die Nacht brannte seine Lampe. Kaum kam er vom Felde heim, zog er die hohen, erdigen Stiefel aus und ging in die blaue Stube. Seine Frau wußte, daß er die ganze Zeit und oft die halben Nächte durch schrieb; sie konnte aber nicht aus ihm herausbringen, was es war, woran er so emsig arbeitete.

„Wenn es Zeit ist, sollst du es erfahren,“ war seine unerschütterliche Antwort. So gab sich denn Frau Martha darein und dachte nur, daß es etwas Großes sein mußte, dem er alle Kraft widmete. Das war alles, was sie wußte.

Wolf Heß aber arbeitete unermüdet an seinem Roman. Den ganzen Winter durch hatten ihm die Worte Professor Pokornys in den Ohren geklungen, dem er dortmals einige kürzere Geschichten vorgelesen, nachdem

er ihm gestanden, daß ihn plößlich etwas Seltsames ergriffen habe, das ihn nur so zu Feder und Papier zwänge und nicht früher Ruhe gebe, ehe er sich das Erzeugnis seiner Phantasie von der Seele geschrieben habe. Den ganzen Winter hatte er über einem großen Stoffe gebrütet, den er zu einem Roman gestalten wollte, und als dann der Schnee schmolz und das erste Grün sich zeigte, hatte er mit seiner Arbeit begonnen.

Als er das Samenkorn säte, waren die ersten Kapitel entstanden, und nun lagen Stöße von Manuskriptpapier in der Lade. Kaum daß er sich Zeit gönnte, nach den Bienen zu sehen. Auch Klein-Jakob kam in diesen Zeiten manchmal um seine Geschichte. So saß er Stunde um Stunde an seinem Schreibtisch, manchmal einen verdäumten Blick auf die Rosen hinauswerfend, rastlos Seite um Seite füllend. Manchmal auch sprang er auf, ruhelos, den Kopf geneigt, die Hände auf den Rücken, im Zimmer auf und ab gehend. Oder er schloß hinter sich ab und ging hinaus zu den Bienen. Es war merkwürdig, wenn er hart mit seinem Stoffe rang oder über die schwierige Gliederung eines Abschnittes nachdachte und grübelte, zog es ihn hinaus zu den emsigen Bienen. Hier in dem Gesumm freudiger Arbeitslieder kamen ihm jedesmal die heißersehnten Ideen. Regungslos konnten sie ihn da lehnen sehen, wie er versonnen auf die Kommenden und gehenden Bienen blickte, doch sie wußten genau, daß sein Auge wohl die Vorgänge schleierhaft sah, sein geistiges aber in weite Fernen schaute und suchte. Es waren heiße Kämpfe; doch dieses Ringen war groß und herrlich. Wie einen Jungen konnten sie ihn plößlich laufen sehen; mitten zwischen den Sähnern sprang er durch, daß sie



gackernd und flatternd auseinanderstoben, und dann flog die Feder über das Papier, als würde sie gehegt.

Manchmal auch trat er nach getaner Tagesarbeit vor einen seiner Lieblingsdichter, eine heiße Frage in seinen Augen. Und es überrieselte ihn jedesmal ein Glückschauer, der sein Blut so rasch gehen ließ, daß es in den Schläfen hämmerte. Dann kam es wohl vor, daß ihm die Stube zu eng wurde und er hinausgehen mußte auf die Felderbreiten und in den raunenden Wald. Und seine Seele schrie in brennender Sehnsucht zum Himmel. So ging Woche um Woche dahin im heißen Ringen, harter, froher Arbeit, glühenden Sehnen und frommen Hoffen.

Es war in den ersten Tagen der Roggenblüte. Wolf Heß war in diesen Tagen besonders aufgeräumt, und die tiefe Falte, die er so häufig zwischen den Augen getragen hatte, war verschwunden.

Beim Nachtessen sagte er Martha: „Vielleicht heute noch sollst du es erfahren,“ dann zog er sich wieder in sein Arbeitszimmer zurück. Unermüdtlich sang die Feder; und es war, als ob es ein jubelndes Jauchzen wäre. In Wolfs Zügen lag schöne, große Freude. Manchmal hielt er für einen Augenblick inne und sah, sich über die heiße Stirn fahrend, in die laue Sommernacht. Berückend dufteten die Rosen.

Bald nachdem die Turmuhr halb zwölf geschlagen hatte, schrieb er mit großer, fester Schrift das Wort Ende unter die letzten Zeilen des Manuskriptes.

Mit einem Seufzer, der wie Erldfung klang, warf er die Feder auf die Platte des Tintenzeuges. Eine Weile starrte er unverwandt auf dieses letzte Wort, dann sprach er auf und ging einige Male hästig im Zimmer auf un

ab. In seiner Brust war ein Loben und Wogen des Glückes, dazu ging ein Leuchten und Strahlen von seiner tausendbändigen Bibliothek, daß ihm die Stube zu eng wurde. Es war ihm, als erdrückte ihn die Seligkeit in seiner leuchtenden Stube. Rasch trat er auf sein Manuskript zu, warf einen langen Blick auf die letzten Worte, dann schloß er ab und eilte hinaus. Und er ging hinaus in die Felder, wo der süße, zarte Duft der Roggenblüte sich mit dem zauberischen Licht der Sterne vermählte, und warf sein seliges Glück in das Schweigen der Sommernacht. Unbeweglich standen die brünstigen Halme.

Wolf Heß irrte zwischen den Ackerbreiten mit seinem Glück. Auf seinem Scheitel lag matter, bläulicher Schimmer des Mondlichtes. Weiß blinkte der Turm der Kirche vom Dorfe her. Bei seinem Acker oben sank er in die Knie, und sein Haupt in ein Bündel zusammengeraffter Halme pressend, flehte er demütig: Herr, wie du das Blühen der Halme nicht vergebens sein lässest, laß auch mein Blühen nicht vergebens gewesen sein! Da atmete er den bestrickenden, keuschen Duft, und es war ihm wie eine Verheißung. Inbrünstig führte er die Ähren an seine Lippen und küßte sie. Spät nach Mitternacht kam er heim.

Als Martha seine feierlichen Züge sah und den tiefen Frieden, der einer Weihe gleich auf ihnen lag, wußte sie alles. Wolf wollte erzählen, doch ehe er begann, sagte sie: „Ich habe dich gehen gehört und wußte, daß es dich in die Felder trieb; und nun ich auch deine Züge sehe, Wolf, weiß ich alles: Du hast deinen Roman beendet.“

Wolf Heß starrte seine kleine Frau in sprachloser Überraschung an.

„Nach doch den Mund zu, Wolf!“ flüsterte sie glückselig strahlend, da Klein-Jakob drüben in seinem Bettchen schlummerte. Und da Wolf sie noch immer fassungslos anstarrte: „Ja, meinst du denn, dein seltsames Treiben in den letzten Monaten hätte mir nicht zu denken gegeben? Ich wußte, daß es mit der Arbeit zusammenhing, die dich so ganz in Bann hielt, und da habe ich dich denn beobachtet und mir den Kopf zergrübelt, was es nur sein könnte. Meinst du denn, dein kleines Frauchen würde sich über all das nicht seine Gedanken machen? Ich habe dich doch so lieb, mein Wolf!“

Er hatte sich auf ihr Bett gesetzt; gerührt schloß er sie in seine Arme und küßte sie. Lang hielt er sie so umschlungen.

„Warum hast du mich nicht teilnehmen lassen an dieser Freude?“ fragte sie, als er den Kopf hob. Er hielt sie weiter eng umschlungen. Ihr Kopf mit dem aufgeldsten Goldhaar lag an seiner Brust.

Wolf sah ihr eine Weile sinnend in die Augen, dann sagte er: „Weißt du, Marthchen, es erging mir, wie es einem Keuschen, unberührten Mädchen ergeht, das die ersten Wunder der Liebe im Herzen trägt, die so hell und klar ist wie feines Glas, und die sich scheu und ängstlich vor allen verbirgt.“

„Ich verstehe dich vollkommen, mein Guter, aber nicht wahr, nun ließt du mir dein Werk vor? Gleich morgen.“

„Auch das nicht, Geliebte. Siehst du, wie das schüchterne Mädchen seine Liebe nicht offen zu bekennen wagt, ehe sie dieselbe zaghaft der Mutter gestanden und von

ihr ein Wort der Ermunterung erhalten hat, so geht es mir. Billigt der Verlag meine Arbeit, sollst du sie hören; sonst nie. Das mußt du verstehen können, mein Kindchen. Sieh, ich halte dich so hoch, ich könnte es nicht ausdenken, mich dir klein gezeigt zu haben.“

Martha sah ihn eine Weile mit innigen Augen an: „Ich will mich dann fügen, Wolf, aber glaube mir, es fällt mir nicht leicht!“

Eine Woche später trug er Manuskript und Brief, beides an einen hervorragenden Verlag Deutschlands adressiert, nach Herzogenstedt auf die Post.

Und nun kam für Wolf Heß eine schreckliche Zeit des Hoffens und Bangens. Die ersten Wochen, nachdem er das Paket zur Post gegeben, war er noch ruhig und guter Dinge. Als aber schon eine längere Zeit verstrichen war, ohne daß er eine Verständigung erhalten hätte, beschlich ihn eine Tag um Tag größer werdende Angst und Unruhe. Er war nicht mehr imstande, etwas zu lesen. Stets ertappte er sich, daß seine Gedanken ganz wo anders waren, fern in Deutschland, dort, wo sich sein Geschick entschied — sich vielleicht schon entschieden hatte. Selbst die Bienen waren ihm kein Trost mehr. Am besten war noch angestrengte körperliche Arbeit. Und so grub und hämmerte er bis spät in den Abend hinein. Wie ein Feind ging er durch Haus und Hof, und es entging ihm nicht der kleinste Schaden. Und wenn es nur ein Nagel war, der um Fingerbreite zu weit herausstand — eilig lief er nach dem Hammer und schlug ihn bedachtsam ins Holz. Hinten im Garten war ein leerer Platz; da stand er stundenlang und grub seinem Jungen Wälle und Schanzen, schnitzte ihm Schwerter und Lanzen und

war glücklich, wenn der Junge die Schwerter im heißen Kampfe entzwei schlug und die Berhau in den Boden stampfte. Lachend sah er dem Jungen bei seinem Furore zu und war zufrieden, wenn der Bub ihn um neue Waffen und Wälle bat. Mit Schaufel und Schnitzmesser ging er wieder froh ans Werk, und der Bub stand dabei und gab seine Wünsche kund.

In jenen Wochen auch war es, daß er neben dem Kuhstall einen prächtigen Kaninchenverschlag mauerte. Es hatte ihn nach Eggendorf hinunter getrieben, und als er mit Jochen Nihil über den Hof ging und das Vieh besah, waren sie auch zum Kaninchenstall gekommen. Der Freund hatte an die fünfzig Tiere, die in mehreren Stockwerken hausten, nagten und sich vermehrten. Da war es Wolf Heß blitzartig durch den Kopf gefahren: Hallo! das gab' eine feine Arbeit! Und da ihm die Hasenzucht ebenfalls gefiel, entschloß er sich, einen solchen Stall zu bauen. Er ließ Ziegel, Sand und Kalk anfahren und machte sich mit einem Eifer an die Arbeit, die manchem Maurer die Röthe der Scham in die Wangen getrieben hätte. Er und Klein-Jakob sahen aber auch aus wie echte Maurer: bespritzt, kalkbeschmiert, Hände und Gewand voll Ziegelftaub. Wem das mehr Spaß machte, ist schwer zu sagen. Nur das eine muß gesagt werden, daß es dem Kleinen, der mit wahren Feuereifer an der Arbeit war, unsägliche Befriedigung gewährte, wenn er in seinem Gesicht einen neuen Kalkspritzer aufweisen konnte. Stolz lief er dann zu den Frauen hinüber und kumm, nur mit dem Finger weisend, zeigte er ihnen den neuen Adel der Arbeit. Würdevoll wie der Polier, der einen fünfstöckigen Bau leitet, ging er ab. Nahezu ein

Woche schufen sie an dem Stall. Als er endlich fertig war, Dach, Lüren und Gitterfenster trug, hätten hundert Kaninchen darin Platz gefunden.

Jedesmal aber, wenn die Gartentür knarrte und Wolf die Stimme des Briefträgers erkannte, fuhr er in seiner Arbeit zusammen wie ein Schuljunge, der sich einer schlechten Lat bewußt ist. Er wagte es in diesen Wochen nicht, die Post von dem Boten in Empfang zu nehmen. Wie besessen schlug und hämmerte er darauf los, mit fliegendem Atem. Kam dann seine Frau mit den Briefschaften, sah er sie mit Blicken der Angst und Hoffnung an.

Erschlafft warf er jedesmal die Werkzeuge weg, die Postfachen teilnahmslos in Händen haltend. Martha mußte ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um ihn halbwegs zu trösten und zu überzeugen, daß doch gerade diese lange Wartezeit ein gutes Zeichen sei.

Mittlerweile war der Roggenschnitt herangekommen. Wolf Heß stand am Waldbacker und mähte die goldene Frucht in dichten Schwaden. Ein leises Flüstern ging durch die Halme. Satt sang die Sense. Am Himmel oben stand die sengende Sonne. Zwei Dorfweiber banden die Garben. Gegen Abend standen die Getreidemännchen in langer Reihe den Acker entlang. Die Sense auf dem Rücken, stieg Wolf Heß das Dorf hinunter. Die Arbeit hatte ihm wohlgetan. Er machte sich gut, der Lehrer in der Bauerntracht, wie er so mit hohen Stiefeln und hemdärmelig, die Sense auf der Schulter, in hochragender Gestalt durch das Dorf ging.

An der Gartentür bei den Rosen erwartete ihn seine Frau mit glückstrahlendem Gesicht.

„Martha! es ist doch nicht etwa —?“

„Jawohl, mein lieber Wolf!“ triumphierte die kleine, schöne Frau, ihm in übermütiger Freude einen Brief mit dem Verlagszeichen der Buchhandlung unter die Nase haltend.

Wolf Heß schrak zusammen. Dann nach dem Briefe greifend mit bebender Stimme: „Laß ihn mich zuerst allein lesen, Martha!“

„Nichts! daraus wird nichts!“ rief die kleine Frau. „Glaubst du denn, ich weiß nicht, daß dir nun die Angst in den Gliedern liegt? Da seh' einer meinen großen, mutigen Wolf an, wie er sich vor dem Briefe fürchtet!“ Und ihm die gesunkene Hand mit dem Briefe zum Gesicht schiebend: „Sind Briefe, die eine kurze Absage enthalten, dick!? Na, was sagst du nun? Hat mein gutes Herr'l in seinem mächtigen Schreck gar nicht gefühlt, daß es den Vertragsbrief in Händen hält!“

Da hing Wolf Heß die Sense über den Zaun und riß mit hastig bebenden Fingern den Umschlag auf.

Mit sich immer weiter öffnenden Augen las er das Schreiben des Verlegers. Dabei kam ein Leuchten in sie, und seine Wangen überzogen sich mit einem Rot, das unmöglich von der untergehenden Sonne kommen konnte.

„Was ist, Wolf?“ Und ihn am Arme packend und herunterziehend, da sie sonst nicht ins Blatt sehen konnte: „Willst du mich denn nicht lesen lassen?“

Da stieß Wolf Heß einen Jubelschrei aus, daß es über den Platz hallte, und seine kleine Frau umfassend und sie hoch, in die Luft hebend, jauchzte er mit heller Stimme: „Marthchen! Frauchen! Goldköpfchen! Angenommen, angenommen!“

Da jubelte sie auf, duckte sich in seinen Armen zusammen, und die ihren um seinen Nacken werfend, überdeckte sie sein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen.

„O Wolf — Wolf!“ jauchzte sie zwischendurch. Der hielt sie mit Griffen umklammert, als wollte er sie erdrücken. Wer weiß, wie lange sie noch so gestanden hätten, wäre nicht Großmutter, durch das seltsame Gebaren angelockt, zu ihnen getreten. Und nun las ihnen Wolf Wort für Wort mit vor Freude bebender Stimme den Inhalt des Briefes vor. Der Verleger beglückwünschte ihn zu der guten Arbeit und bot ihm ein ansehnliches Honorar. Und der Hoffnung Ausdruck gebend, daß Wolf damit einverstanden wäre, sende er gleich die ausgefüllten Verträge mit, die er nur zu unterfertigen hätte.

Das war ein grenzenloser Jubel! Als sie nach dem Abendtisch alle vier — Klein-Jakob durfte heute auch aufbleiben — in der blauen Stube saßen, ging das Gespräch immer wieder um die Freudennachricht. Immer lasen sie noch einmal Brief und Vertrag.

\*

Es ist Herbst. Gleichmäßig geht Wolf Heß in hohen Arbeitsstiefeln hinter dem Furchen um Furchen ziehenden Pflug. Gelassen, fast ein wenig träg ist die Gangart der beiden Kühe. Seit Stunden pflügt er. Es war heute ein schöner Schultag, denkt er. Es ist doch etwas Herrliches, Lehrer zu sein! Wie die Augen der Kinder strahlten! Dann gehen seine Gedanken zu seinen Lieben und seinem Werk.

Nur noch wenige Furchen, und er ist fertig; dann mag



sie kommen, die kalte Zeit. Wie wollen sie und vor allem er die Wintertage diesmal wieder gründlich ausnützen! Und wie glücklich ist er, daß Großmutter so gar nicht ans Sterben denkt.

Da kommt sein Bub übers Feld gesprungen. Wie Wolf Heß am Raine wendet und ins Thal sieht, erblickt er ihn mit scharfem Auge.

Hoch schwenkt er etwas in der Luft. — Ein Paket!

Wolf Heß wird plöblich lahm; er kann den Pflug nicht in die Erde setzen. Die Fäuste sind um die Sterzen gepreßt, der Oberkörper ist lugend vorgebeugt, aber er kann sich nicht bewegen. Sein Atem geht schwer. Klein-Jakob kommt dahergeschossen wie ein Hirsch; dem Vater oben aber geht's viel zu langsam. Deutlich sieht er nun den Bund. Es ist ein Buch! —

Keuchend kommt der Bub zum Vater. Der entreißt ihm mit bebenden Fäusten das Gebrachte. Hastig reißt er die Schnur ab. Er kann nichts denken, jeder Nerv ist zum Reißen gespannt.

Ein schmucker Leinenband mit hübschem Bilde liegt in seinen Händen. Wolf Heß starrt wie verzaubert auf das Buch. Sein Gesicht ist verzückt; es ist sein Buch, sein Roman!

Mit beiden Fäusten hält er ihn umklammert und starrt auf ihn; verwundert schaut Klein-Jakob zu seinem Vater auf. Hoch heben sich die Arme des Vaters, wie der Priester tut, wenn er die Hostie zur Segnung gen Himmel streckt. Wundersam leuchtet das Buch in der Abendsonne.

Feierlich sind diezüge Wolf Heß'. Er steht mit erhobenen Fäusten wie ein Betender. Dann packt er mit